

terra cognita

Schweizer Zeitschrift zu Integration und Migration
Revue suisse de l'intégration et de la migration
Rivista svizzera dell'integrazione e della migrazione

Wer ist «Wir»?
Qui est «Nous»?
«Noi», chi?

50
Jahre **EKM**
ans de la **CFM**
anni della **CFM**



Schweizerische Eidgenossenschaft
Confédération suisse
Confederazione Svizzera
Confederaziun svizra

Eidgenössische Migrationskommission **EKM**
Commission fédérale des migrations **CFM**
Commissione federale della migrazione **CFM**

Impressum

terra cognita
Schweizer Zeitschrift zu Integration und Migration
Revue suisse de l'intégration et de la migration
Rivista svizzera dell'integrazione e della migrazione

Herbst | automne | autunno 36 | 2020

Herausgeberin / Editrice
Eidgenössische Migrationskommission EKM
Commission fédérale des migrations CFM
Commissione federale della migrazione CFM
Federal Commission on Migration FCM

Quellenweg 6, 3003 Bern-Wabern
058 465 91 16, ekm@ekm.admin.ch
www.terra-cognita.ch, www.ekm.admin.ch, www.facebook.com/ekmcfm

Redaktion / Rédaction / Redazione
Simone Prodolliet, Sibylle Siegwart, Sylvie Lupi

Übersetzung / Traduction / Traduzione
Marie-Claude Mayr et Florian Mayr (f), Angela Petrone (i)

Gestaltung / Graphisme / Grafica
bertschidesign, Zürich

Druck / Impression / Stampa
Cavelti AG, Gossau

Titelbild / Page de couverture / Pagina di copertina
Erfolgreiche Lernende, Kantonsverwaltung Basel-Landschaft, Liestal, Bild z.V.g.

Copyright Fotos
Copyright bei den jeweiligen Firmen / Fotografien
Bildauswahl Peter Bachmann
Droits d'auteur des sociétés / photographes respectifs
Sélection d'images Peter Bachmann

Erscheint zweimal jährlich / Paraît deux fois par année / Esce due volte all'anno
Auflage / Tirage / Tiratura
10 000 Ex. 10.2020 862681571

© EKM / CFM
Nachdruck von Beiträgen mit Quellenangabe erwünscht. Belegexemplar an die EKM.
Reproduction autorisée avec indication de la source. Remise d'un exemplaire à la CFM.
Ristampa autorizzata con indicazione della fonte. Consegna di un esemplare alla CFM.

Vertrieb / Distribution / Distribuzione
BBL, Verkauf Bundespublikationen, CH-3003 Bern, www.bundespublikationen.admin.ch
SAP-Mat.-Nr. 420.900.36

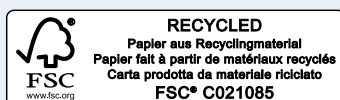
Abonnement / Abbonamento
ekm@ekm.admin.ch

Preis / Prix / Prezzo: gratis

Die in den einzelnen Artikeln geäußerte Meinung muss sich mit derjenigen der EKM nicht decken.

Les points de vue exprimés dans les divers articles ne doivent pas forcément coïncider avec l'opinion de la CFM.

I punti di vista espressi nei diversi articoli non devono necessariamente corrispondere con l'opinione della CFM.



Wer ist «Wir»?

Qui est « Nous » ?

«Noi», chi?

Editorial
Ein Neues Wir braucht das Land.
Simone Prodolliet
Seite 6
Le pays a besoin d'un Nouveau Nous.
Simone Prodolliet
Page 8
Nuovo Noi: appello al Paese.
Simone Prodolliet
Pagina 10

Illustrationen / Illustrations / Illustrazioni
Gemeinsam zum Erfolg.
Ensemble vers le succès.
Insieme verso il traguardo.
Seite 12

Letteratura
Cacciateli! Quando i migranti
eravamo noi.
Concetto Vecchio
Pagina 14

Essai
« Tu parles bien français,
pour une Italienne ! »
Ada Marra
Page 18

Literatur
«Kommen Sie von hier?»
Ivna Žic
Seite 22

Regard statistique
Une appartenance forte à la Suisse.
Philippe Wanner
Page 26

- Integrationsparadox
Die Mär von der konfliktfreien Gesellschaft.
Aladin El Mafaalani
Seite 30
- Zum Begriff der Identität
Das I-Wort.
Valentin Groebner
Seite 34
- Vielfalt sichtbar machen
«Ich bin nicht von hier.»
Ivona Brdjanovic
Seite 36
- Vivre ensemble en Suisse
Face à la diversité, qu'est-ce qui unit la Suisse – qu'est-ce qui la sépare ?
Marion Aeberli
Page 40
- Kleine Chronik der EKM
Vom «Überfremdungsproblem» zum Neuen Wir.
Simone Prodolliet
Seite 44
- Politik und Migrationsforschung
Weshalb und wie sich die Politik für Forschung zu interessieren begann.
Gianni D'Amato im Gespräch
Seite 48
- Migrazione: una normalità storica
Per un nuovo ritratto della storia elvetica.
Patrick Kury
Pagina 52
- Zur Geschichte des Begriffs «Migration»
Die Schweiz hat einen Migrationskomplex.
Kijan Espahangizi
Seite 56
- Neue Ansätze in der historischen Migrationsforschung
Weg vom nationalstaatlichen Blick – hin zu einer multiperspektivischen Geschichtsschreibung.
Barbara Lüthi, Damir Skenderovic
Seite 60
- Quel débat sur la mobilité ?
Entre doctrine libérale et approche isolationniste.
Vincent Kaufmann
Page 64
- Migration und Digitalisierung
Die unvollständige Emanzipation vom Territorium.
Nicolas Zahn, Stefan Schlegel
Seite 66
- Rechtliche Entwicklungen
Verrechtlichung des Integrationsbegriffs: Wo bleiben die inklusiven Ansätze?
Stefanie Kurt
Seite 70
- Konzepte der Integrationsförderung
Förderpraxis unter der Lupe.
Virginia Suter Reich
Seite 74
- Processus de discussion entre partenaires sociaux
Intégration sur le lieu de travail.
Hélène Agbémégna
Page 78
- L'intégration démocratique
Penser une gestion juste des « identités ».
Matteo Gianni
Page 82
- Der lange Weg zur Integration
Wo ein Wille ist, ist auch ein Wir.
Walter Leimgruber
Seite 86
- Öffnung der demokratischen Institutionen
Das Neue Wir ist Realität – das Demokratiedefizit auch!
Michael Bischof
Seite 90
- Wie wirkt sich rassistisches Verhalten auf das Zusammenleben aus?
Die Vertreibung aus dem Paradies.
Marianne Helfer
Seite 94
- Le Programme « Citoyenneté – échanger, créer, décider »
Vers une société construite par l'ensemble de ses membres.
Élodie Morand
Page 98
- Förderprogramm «Neues Wir»
Kulturelle Teilhabe in der Migrationsgesellschaft Schweiz.
Rohit Jain
Seite 102
- Gedanken über ein inklusives «Wir»
Vielfalt: Keine Kunst.
Ivana Pilić
Seite 106
- Projekt «Time to Move»
Mobilität, Diversität und gesellschaftlicher Wandel.
Sibylle Heiniger
Seite 110
- Projet Afrolitt'
Une plateforme littéraire afro-féministe.
Pamela Ohene-Nyako
Page 112
- Migranten- & Migrantinnensession
Flora und der Weg zur politischen Mitsprache.
Zaira Esposito, Tatiana Vieira
Seite 114
- Infothek | Infothèque | Infoteca
Wer ist «Wir»?
Qui est « Nous » ?
«Noi», chi?
Seite 118
- Ausblick / Aperçu / Scorcio
terra cognita
Seite 122



Erfolgreiche Lernende, Kuoni, DER Touristik (Suisse) AG, Zürich
Bild z.V.g.



Ein Neues Wir braucht das Land.

Simone Prodoliet

Die Eidgenössische Migrationskommission EKM feiert dieses Jahr ihr 50-jähriges Bestehen. Anlass genug, zurückzuschauen, aber vor allem einen Blick in die Zukunft zu richten. Die damalige «Eidgenössische Konsultativkommission für das Ausländerproblem», die im Nachgang zur «Schwarzenbach-Initiative» durch den Bundesrat eingesetzt wurde, hatte den Auftrag, Vorschläge für ein verbessertes Zusammenleben der ausländischen und der einheimischen Bevölkerung zu machen. Dieser Aufgabe ist die Kommission treu geblieben. Mit Blick auf die veränderten gesellschaftlichen Verhältnisse fordert die EKM heute Anstrengungen, die ein neues Verständnis von «Wir» ermöglichen. Die Beiträge in dieser Ausgabe geben Anstösse dazu.

Die Frage von Zugehörigkeit treibt Menschen auf ganz unterschiedliche Art und Weise um. Die Einstiegstexte von *Concetto Vecchio*, *Ada Marra* und *Ivna Žic* beantworten sie aus ganz verschiedenen Blickwinkeln: der Gastarbeitersohn, der die Zeit der Schwarzenbach-Initiative miterlebte, die Politikerin und Seconda, die – obwohl sie alle Schulen in der Schweiz erfolgreich absolvierte – beglückwünscht wird, wie gut sie als Italienerin Französisch spreche und die Schriftstellerin, die das Herkunftsland ihrer Eltern besucht und mit der Frage konfrontiert wird: «Kommen Sie von hier?»

Diversität und Identität

In jeder Rede zum Thema Integration wird auf eine bestimmte Gruppe von Menschen geschaut, nämlich diejenigen ohne roten Pass. Sie sind Objekt von Massnahmen, die zu treffen sind, damit sie als «integriert» gelten. Welches Verhältnis sie selber zur Schweiz haben, ist selten Thema. *Philippe Wanner* hat in seiner Studie festgestellt, dass das Zugehörigkeitsgefühl Zugewanderter trotz grosser Diversität ausserordentlich ausgeprägt ist. Dass aber trotz weitgehend gelungener Integration nicht alles gut und harmonisch ist und Auseinandersetzungen sogar ausgeprägter sein können, ist aus der Sicht von *Aladin El Mafaalani* nur folgerichtig. Denn: Je stärker die durch Migration geprägten Gesellschaften zusammenwachsen, desto heftiger würden naturgemäss die Debatten. Oftmals ist in solchen Zusammenhängen von «Identität» die Rede. *Valentin Groebner* geht diesem Schlagwort nach und gibt zu bedenken, dass mit diesem Begriff oft auf etwas Ungenaueres Bezug genommen wird. Jeder und jede füllt ihn mit

eigenen Inhalten und Narrativen – «meine» oder «unserere» Identität eben. *Ivona Brdjanovic* plädiert dafür, die immer wiederkehrende Frage nach der Herkunft nicht mit einem «Ich bin von hier!» abzublocken, sondern in einen Dialog darüber zu treten, weshalb solches Fragen als Zumutung empfunden wird. Denn grundsätzlich zeigt sich, dass das Zusammenleben in der Schweiz von der Mehrheit der Bevölkerung als positiv wahrgenommen wird: *Marion Aeberli* gibt einen Einblick in die regelmässig durchgeführte Umfrage des Bundes und zeigt auf, in welchen Feldern Übereinstimmung, aber auch Divergenzen bestehen.

Geschichte, Migration und Politik

Anhand der Geschichte der *Eidgenössischen Migrationskommission EKM* lässt sich die Entwicklung des migrationspolitischen Diskurses hervorragend illustrieren. Allein schon die Namensgebung der Kommission im Verlauf der Jahrzehnte weist darauf hin, wie sich in den vergangenen fünfzig Jahren Akzente verschoben und Fragestellungen verändert haben. Im Gespräch mit *Gianni D'Amato* wird ausserdem deutlich, welchen Einfluss die Forschung auf den politischen Diskurs hatte – oder eben gerade nicht. Aus seiner Sicht müssten Forschungserkenntnisse deshalb noch mehr als bisher Grundlage für behördliches Handeln werden.

Ebenfalls für einen sachlichen Umgang mit der oft kontrovers behandelten Migrationsthematik spricht sich *Patrick Kury* aus. Er stellt Migration – auch diejenige in und aus der Schweiz – als historische Normalität dar. *Barbara Lüthi* und *Damir Skenderovic* weisen überdies

auf neuere Ansätze in der Geschichtsforschung hin: Migrierende sind als handelnde Subjekte zu begreifen und deren spezifisches Wissen und die ihnen zur Verfügung stehenden Handlungsspielräume ins Zentrum zu stellen. Die allgegenwärtige Verwendung des Begriffs Migration verweist aber auch darauf, wie *Kijan Espahangizi* anhand der Begriffsgeschichte erläutert, wie sehr «Migration» heute als Projektionsfläche unterschiedlichster Haltungen zu unterschiedlichsten gesellschaftlichen Fragestellungen avanciert ist – nicht immer zum Guten.

Mit Blick auf die Gegenwart und den komplexen weltweiten Verflechtungen gibt es ferner weitere kritische Stimmen. *Vincent Kaufmann* beobachtet, wie isolationistische Haltungen an Bedeutung gewinnen und Europa als Projekt der Mobilität in Frage stellen. Seiner Ansicht nach müsste deshalb Personenfreizügigkeit neu gedacht werden. Auch die Digitalisierung, die Grenzenlosigkeit verspricht, eröffnet nicht nur Chancen, sondern auch Risiken, wie *Nicolas Zahn* und *Stefan Schlegel* ausführen.

Welche Integration?

Neben «Migration» ist «Integration» einer jener Begriffe, der die «Ausländerpolitik» der vergangenen Jahrzehnte wesentlich geprägt hat. *Stefanie Kurt* zeigt auf, dass das ehemals dynamische Verständnis von «Integration» auf Ebene der Gesetzgebung immer stärker einem verrechtlichten Konzept weicht. *Virginia Suter* ihrerseits hat die Förderpraxis in diesem Bereich unter die Lupe genommen und stellt fest, dass sich die Unterstützung etwa für Migrant*innenvereine zunehmend zugunsten von professionell agierenden Organisationen verschoben hat.

Hélène Agbémégnah weist in ihrem Beitrag zur Integration am Arbeitsplatz darauf hin, dass in vielen Betrieben vor allem an Personen aus dem Asylbereich gedacht wird. Dabei müssten Integrationsfragen eigentlich unabhängig des Status der Arbeitnehmenden gestellt werden. Auch Gruppen, die als «anders» wahrgenommen werden, sind mit Blick auf Integrationsprozesse einzu beziehen. *Matteo Gianni* plädiert für eine entsprechende inklusive Politik, die auf Partizipation ausgerichtet ist.

Neues Wir? Neues Wir!

«Wo ein Wille ist, ist auch ein Wir», mit diesem Slogan leitet *Walter Leimgruber* seine Überlegungen zur Geschichte der modernen Schweiz ein, in deren Verlauf

verschiedenste Gruppen, die in der Minderheit waren oder als solche behandelt wurden, nach und nach als zu respektierende Grösse in Entscheidungsprozesse einbezogen wurden. Seiner Ansicht nach müsse dies nun auch all diejenigen betreffen, die neu dazugekommen sind, teilweise aber schon seit Generationen Teil der Schweizer Gesellschaft sind. Diesem Credo stimmt auch *Michael Bischof* zu, der am Beispiel der Stadt Zürich aufzeigt, dass vielerorts ein Demokratiedefizit besteht, manchmal sogar eine Minderheit über die Mehrheit entscheidet. *Marianne Helfer* weist ausserdem darauf hin, dass es für eine Gesellschaft unabdingbar ist, sich ihrer blinden Flecken bewusst zu werden und diskriminierendes und rassistisch motiviertes Handeln zu bekämpfen.

Um Prozesse anzuregen und zu unterstützen, die alle Teile der Gesellschaft Schweiz ansprechen und einbinden, hat die EKM vor mehr als zehn Jahren das Förderprogramm «Citoyenneté – mitreden, mitgestalten, mitentscheiden» entwickelt. *Élodie Morand* erläutert den partizipativen Ansatz dieses Programms und welche Erfolge bereits realisiert werden konnten. Anlässlich des 50. Geburtstags der Kommission lanciert die EKM zusätzlich dazu ein weiteres Programm mit dem Titel «Neues Wir». *Rohit Jain* zeigt auf, wie in Zukunft durch kulturelle Teilhabe die Vielstimmigkeit der Schweiz gestärkt werden kann.

Dass bereits viele Akteurinnen und Akteure das Ziel verfolgen, auf ein neues «Wir» hinarbeiten, zeigen beispielhafte Vorhaben, die stellvertretend für viele andere Initiativen stehen. So erläutert *Ivana Pilić* die Prozesse, die im Kulturbetrieb notwendig sind, um bisher nicht Gesehene oder Gehörte zu berücksichtigen. *Sibylle Heiniger* stellt das Projekt «Time to Move» vor und *Pamela Ohene-Nyako* berichtet von der literarischen Plattform «Afrolitt'», beides Projekte, in denen neue Narrative zur Debatte stehen. *Zaira Esposito* und *Tatiana Vieira* zeigen schliesslich auf, wie politisches Mitgestalten möglich gemacht werden kann, auch wenn formale Rechte für Menschen ohne Schweizer Pass (noch) nicht vorhanden sind.

Dass die Schweiz von Migration geprägt ist, wissen längst alle. Sichtbar wird dies in den Fotos der Lehrabschlüsse junger Menschen, die gemeinsam auf ihren Erfolg hingearbeitet haben. Gemeinsam etwas zu erreichen und die Schweiz in ihrer Vielstimmigkeit anzuerkennen, sollte bei allen Hürden, die noch zu nehmen sind, nicht so schwierig sein – die Lehrabsolventinnen und -absolventen machen es vor: Wo ein Wille ist, ist auch ein Wir.

SIMONE PRODOLLIET

ist Geschäftsführerin der Eidgenössischen Migrationskommission EKM.

Le pays a besoin d'un Nouveau Nous.

Simone Prodolliet

Cette année, la Commission fédérale des migrations CFM fête ses 50 ans. Cela est une bonne occasion pour jeter un regard en arrière, mais aussi un coup d'œil à l'avenir. La « Commission fédérale consultative pour le problème des étrangers » de l'époque, nommée par le Conseil fédéral à la suite de « l'initiative Schwarzenbach » avait pour mission de présenter des propositions pour une meilleure cohabitation entre la population étrangère et la population autochtone. La Commission est restée fidèle à cette tâche. Au vu des changements intervenus dans la société – les migrants d'hier sont devenus des Suisses et leurs enfants et petits-enfants se considèrent comme tels – la CFM demande aujourd'hui que des efforts soient faits pour donner naissance à une nouvelle conception du « Nous ». Les contributions de la présente édition fournissent quelques pistes à ce sujet.

La question de l'appartenance fait circuler les gens de manières variées. Les textes de *Concetto Vecchio*, *Ada Marra* et *Ivna Žic* éclairent cette question sous des aspects très différents : celui du fils de saisonnier, qui a vécu l'époque de l'initiative Schwarzenbach, la femme politique et seconda, qui – bien qu'elle ait fait ses études avec succès en Suisse – est félicitée parce qu'elle parle si bien le français en tant qu'Italienne, et l'écrivaine qui rend visite au pays d'origine de ses parents et est confrontée à la question : « Vous êtes d'ici ? »

Diversité et identité

Dans tout discours sur le thème de l'intégration, l'attention se porte sur un groupe de personnes bien déterminé, à savoir celles qui n'ont pas de passeport rouge à croix blanche. Elles font l'objet de mesures à prendre pour qu'elles soient considérées comme « intégrées ». L'on ne se demande que rarement quel est leur rapport personnel à la Suisse. Dans son étude, *Philippe Wanner* a constaté que, malgré la grande diversité, le sentiment d'appartenance des immigrés est extrêmement prononcé. Cependant, selon *Aladin El Mafaalani*, le fait que malgré une intégration largement réussie tout ne soit pas au beau fixe et que les divergences puissent même être accentuées, est logique. Car plus les sociétés modelées par la migration se développent, plus les débats sont houleux – cela par nature. Dans un tel contexte, il est sou-

vent question « d'identité ». *Valentin Groebner* analyse ce terme et estime qu'en l'employant, on se réfère souvent à quelque chose d'imprécis. Chacun donne à cette notion un contenu ou un narratif différents – justement, « mon » identité ou « notre » identité. En ce qui concerne la question récurrente de l'origine, *Ivona Brdjanovic* pense qu'il ne faut pas lui opposer un « Je suis d'ici ! », mais engager un dialogue et expliquer pourquoi une telle question est perçue comme déplacée. Car il s'avère qu'en Suisse, la cohabitation est ressentie comme positive par la majorité de la population. À ce propos, *Marion Aeberli* donne un aperçu de l'enquête régulièrement menée par la Confédération et cite les domaines où il y a consensus, et ceux où il y a des divergences.

Histoire, migration et politique

L'évolution du discours sur la politique migratoire est remarquablement illustrée par l'historique de la *Commission fédérale des migrations CFM*. Le nom de la Commission à lui seul montre comment les enjeux se sont déplacés au cours des cinquante dernières années et combien les questions ont changé. L'entretien avec *Gianni D'Amato* met en évidence l'influence de la recherche sur le discours politique – ou son défaut. De son point de vue, les résultats de la recherche devraient constituer la base de l'action des autorités et ce, de manière encore plus intense que cela ne fut le cas jusqu'à présent.

Patrick Kury, lui aussi, se prononce en faveur d'une approche objective de la thématique souvent controversée de la migration. Il présente la migration – y compris celle en provenance et à destination de la Suisse – comme une normalité historique. *Barbara Lüthi* et *Damir Skenderovic* quant à eux, évoquent de nouvelles approches en matière de recherche historique. Les migrants doivent être vus comme des sujets qui agissent; leurs connaissances spécifiques et les marges de manœuvre dont ils disposent doivent être placées au centre de l'intérêt. Comme l'explique *Kijan Espahangizi* en se basant sur l'histoire du terme, l'omniprésence de la notion de migration démontre à quel point « la migration » est devenue aujourd'hui une surface de projection pour les attitudes les plus diverses à l'égard des questions sociales les plus diverses - pas toujours pour le mieux.

De nombreuses voix critiques s'élèvent au vu de l'actualité et des imbrications mondiales complexes. *Vincent Kaufmann* observe comment les attitudes isolationnistes progressent et mettent l'Europe en question en tant que projet de mobilité. Selon lui, il faudrait par conséquent repenser la libre circulation des personnes. Quant à la numérisation qui fait miroiter l'abolition des frontières, elle ne recèle pas uniquement des opportunités, mais également des risques, comme l'expliquent *Nicolas Zahn* et *Stefan Schlegel*.

Quelle intégration ?

Outre la « migration », « l'intégration » est l'une des notions qui a notablement marqué la « politique des étrangers » des décennies passées. *Stefanie Kurt* montre que la compréhension jadis dynamique de « l'intégration » cède de plus en plus la place à un concept judiciairisé sur le plan de la législation. *Virginia Suter* pour sa part, a analysé la pratique de l'encouragement dans ce domaine et constate que le soutien dévolu aux associations de migrants se fait de plus en plus en faveur des organisations œuvrant de manière professionnelle.

Dans sa contribution sur l'intégration au travail, *Hélène Agbémégnah* attire l'attention sur le fait que dans de nombreuses entreprises, on pense avant tout aux personnes du domaine de l'asile. Mais les questions d'intégration devraient se poser indépendamment du statut des travailleurs. Au regard des processus d'intégration, les groupes perçus comme « différents » doivent être intégrés. *Matteo Gianni* plaide pour une politique inclusive, axée sur la participation.

Nouveau « Nous » ? Nouveau « Nous » !

« Là où il y a une volonté, il y a aussi un Nous », c'est par cette devise que *Walter Leimgruber* introduit sa réflexion sur l'histoire de la Suisse moderne, au cours de laquelle les groupes les plus divers, minoritaires ou traités comme tels, furent progressivement inclus dans les processus décisionnels en tant que dimension à respecter. Selon lui, cela devrait aussi toucher ceux qui sont arrivés ultérieurement, mais qui faisaient déjà partie de la société suisse depuis des générations. *Michael Bischof*, qui met en évidence le manque de démocratie en maints lieux de la ville de Zurich par exemple, adhère à ce credo. Dans cette ville, c'est parfois une minorité qui décide pour la majorité. En outre, *Marianne Helfer* souligne qu'il est indispensable pour une société de prendre conscience de ses points faibles et de lutter contre les pratiques discriminatoires et celles à motivation raciale.

Il y a plus de dix ans, la CFM a mis sur pied le programme d'encouragement « Citoyenneté - échanger, créer, décider », afin de proposer et de soutenir des processus qui s'adressent à tous les pans de la société suisse et les englobent. *Élodie Morand* explique l'approche participative de ce programme et relate les succès déjà obtenus. À l'occasion du 50^e anniversaire de la Commission, la CFM lance un autre programme intitulé « Nouveau Nous ». *Rohit Jain* évoque comment la participation culturelle peut renforcer la polyphonie de la Suisse à l'avenir.

Certains projets exemplaires, qui sont représentatifs de nombreuses autres initiatives, indiquent que de nombreux acteurs travaillent déjà à l'objectif d'un nouveau « Nous ». Ainsi, *Ivana Pilić* énonce les processus qui sont nécessaires dans le domaine culturel afin de tenir compte de ceux qui, jusqu'à présent, n'étaient pas vus ni entendus. *Sibylle Heiniger* présente le projet « Time to move » et *Pamela Ohene-Nyako* donne des nouvelles de la plate-forme littéraire « Afro-litt' », deux projets dans lesquels de nouveaux narratifs sont débattus. Enfin, *Zaira Esposito* et *Tatiana Vieira* expliquent comment la participation politique est rendue possible, même si les personnes ne possédant pas (encore) de passeport suisse ne disposent pas de droits formels.

Nous savons tous depuis longtemps que la Suisse est marquée par la migration. Cela se voit dans les photos de fin d'apprentissage de jeunes gens qui ont travaillé ensemble à leur succès. Réaliser quelque chose ensemble et reconnaître la Suisse dans toute sa diversité ne devrait pas être si difficile à réaliser, malgré tous les obstacles qui restent à franchir. Les apprentis diplômés donnent l'exemple : « Là où il y a une volonté, il y a aussi un Nous ».

SIMONE PRODOLLIET

est directrice de la Commission fédérale des migrations CFM.

Nuovo Noi: appello al Paese.

Simone Prodoliet

La Commissione federale della migrazione CFM festeggia quest'anno i suoi cinquant'anni. Ragione sufficiente per gettare uno sguardo indietro, ma anche e soprattutto in avanti. L'allora «Commissione federale consultiva per i problemi degli stranieri», istituita dal Consiglio federale in seguito all'esito dell'iniziativa Schwarzenbach, doveva avanzare proposte per migliorare la convivenza tra la popolazione straniera e quella autoctona, compito a cui la Commissione è rimasta fedele. Alla luce delle mutate condizioni sociali, ossia del fatto che i migranti di un tempo sono diventati persone del luogo e che i loro figli e nipoti si considerano Svizzeri, la CFM fa oggi appello a un impegno comune per creare una nuova comprensione di quello che chiamiamo «Noi». Gli articoli di questo numero presentano alcune proposte in tal senso.

I testi introduttivi di *Concetto Vecchio*, *Ada Marra* e *Ivna Žic* approcciano la questione dell'appartenenza da diversi punti di vista perché molto diversi sono i modi in cui questa attanaglia le persone. Vediamo allora il punto di vista del figlio dell'operaio straniero, cresciuto ai tempi dell'iniziativa Schwarzenbach; quello della donna politica appartenente alla seconda generazione di Italiani che, pur avendo fatto tutte le scuole in Svizzera, viene complimentata per l'ottima conoscenza del francese; e quello della scrittrice che, in visita nel Paese d'origine dei suoi genitori, si trova a dover rispondere alla domanda: «Lei è di qui?».

Diversità e identità

Nel discorso politico sull'integrazione il mirino è puntato su un gruppo specifico di persone, quelle senza passaporto rossocrociato. E di solito questo discorso verte sulle misure da adottare per favorire la loro integrazione, mentre raramente si parla del rapporto che queste persone hanno con la Svizzera. Nel suo studio *Philippe Wanner* ha constatato che, nonostante la diversità che li contraddistingue, il senso di appartenenza degli immigrati è in tutti straordinariamente forte. Secondo *Aladin El Mafaalani* non c'è tuttavia da stupirsi che, nonostante una buona integrazione, non sia poi tutto così perfetto e che le tensioni possano anzi essere ancora più pronunciate. Questo perché più le società plasmate dalla migrazione si avvicinano l'una all'altra, più si ac-

condono i dibattiti. *Valentin Groebner* si sofferma dal canto suo sul termine di «identità», che affiora non di rado in questi contesti, e fa notare come esso si riferisca spesso a qualcosa di impreciso. Ognuno lo riempie con i propri contenuti e racconti ... la «mia» o la «nostra» identità. Secondo *Ivona Brdjanovic* a chi domanda da dove proveniamo non dovremmo rispondere con un secco «Sono di qui!», ma piuttosto cercare di instaurare un dialogo e capire perché domande di questo tipo sono percepite quasi come un'aggressione. Anche perché in Svizzera è abbastanza evidente che la convivenza tra autoctoni e stranieri è vista con favore dalla maggioranza della popolazione: *Marion Aeberli* fornisce un quadro d'insieme dei sondaggi periodici condotti dalla Confederazione mostrando in quali ambiti prevalga il consenso, pur non mancando anche le divergenze.

Storia, migrazione e politica

La storia della Commissione federale della migrazione CFM è un'ottima illustrazione di come si sia evoluto il discorso politico in materia di migrazione. Il cambiamento stesso del nome della Commissione nel corso dei decenni indica come, negli ultimi cinquant'anni, siano cambiate anche le priorità e le problematiche. Nel colloquio con *Gianni D'Amato* emerge inoltre in modo palese l'influenza esercitata – o non esercitata – dal settore della ricerca sul discorso politico. A suo parere, oggi

più di ieri i risultati della ricerca dovrebbero gettare le basi per gli interventi delle autorità.

Anche *Patrick Kury* si schiera a favore di un approccio fattuale al tema spesso controverso della migrazione, che – sia essa interna o esterna ai confini svizzeri – va considerata una normalità storica. *Barbara Lüthi* e *Damir Skenderovic* segnalano nuovi approcci nella ricerca storica: i migranti vanno visti come soggetti attivi, le cui conoscenze specifiche e il cui campo d'azione devono essere posti in primo piano. L'uso diffusissimo del termine «migrazione» – spiega *Kijan Espahangizi* facendo riferimento allo studio dei significati del termine stesso – indica anche come oggi questo funga da schermo di proiezione, non sempre con esito positivo, per i più diversi atteggiamenti nei confronti delle più svariate questioni sociali.

Guardando al presente e alle complesse interdipendenze globali, si levano anche altre voci critiche. *Vincent Kaufmann* osserva come gli atteggiamenti isolazionisti stiano acquisendo sempre più rilievo e stiano mettendo in discussione l'Europa come progetto di mobilità. A suo parere, la libera circolazione delle persone dovrebbe quindi essere ripensata. La digitalizzazione, che va di pari passo con l'assenza di confini, apre non solo opportunità ma anche rischi, fanno notare *Nicolas Zahn* e *Stefan Schlegel*.

Quale integrazione?

«Integrazione» è l'altro termine, oltre a «migrazione», che negli ultimi decenni ha avuto un forte impatto sulla «politica degli stranieri». *Stefanie Kurt* sottolinea che l'interpretazione dinamica di «integrazione» a livello legislativo sta progressivamente cedendo il passo a un concetto legalizzato. *Virginia Suter* ha esaminato attentamente la prassi delineatasi in questo ambito e osserva che il sostegno alle associazioni di migranti, ad esempio, si è spostato in misura crescente a favore di organizzazioni che operano a livello professionale.

Nel suo articolo riguardante l'integrazione sul posto di lavoro, *Hélène Agbémégnah* rileva che in molte aziende l'attenzione si concentra sulle persone provenienti dal settore dell'asilo. Ma le questioni relative all'integrazione andrebbero sollevate indipendentemente dallo statuto dei lavoratori. I gruppi percepiti come «diversi» dovrebbero essere oggetto di un inserimento inclusivo anche per quanto riguarda i processi di integrazione. *Matteo Gianni* invoca quindi una politica inclusiva orientata alla partecipazione.

Nuovo «noi»? Nuovo «noi»!

«Dove c'è volere ... c'è anche un noi»: con questo slogan *Walter Leimgruber* introduce le sue riflessioni sulla storia della Svizzera moderna, nel corso della quale i gruppi di persone più diversi, inizialmente appartenenti a una minoranza o trattati come tale, hanno assunto proporzioni di tutto rispetto e a poco a poco sono stati inclusi nei processi decisionali. A suo avviso, questa inclusione dovrebbe applicarsi a chiunque faccia parte della società elvetica, che si tratti di persone arrivate in Svizzera di recente o che vi risiedono da generazioni. Anche *Michael Bischof* condivide questa convinzione e utilizza l'esempio della città di Zurigo per dimostrare che in molti luoghi c'è un deficit democratico, a volte è addirittura la minoranza ad avere la meglio sulla maggioranza. *Marianne Helfer* sottolinea inoltre che è indispensabile che una società prenda coscienza delle sue lacune e combatta le azioni discriminatorie e razziali.

Per stimolare e sostenere processi che si rivolgono a tutte le componenti della società svizzera, più di dieci anni fa la CFM ha sviluppato il programma di incentivazione «Citoyenneté – concertarsi, creare, decidere». *Élodie Morand* spiega l'approccio partecipativo di questo programma e quali successi siano già stati raggiunti. In occasione del suo cinquantenario, la CFM lancia anche un altro programma: «Nuovo Noi». *Rohit Jain* mostra come la partecipazione culturale potrà in futuro rafforzare la pluralità tipica della Svizzera.

Il fatto che da più parti ci si stia adoperando per creare un nuovo «noi» è dimostrato da progetti esemplari che sono rappresentativi di molte altre iniziative. *Ivana Pilić*, ad esempio, spiega i processi da attuare nel settore culturale per tener conto di ciò che finora non è stato ancora visto o udito. *Sibylle Heiniger* presenta il progetto «Time to move» e *Pamela Ohene-Nyako* parla della piattaforma letteraria «Afrolitt'», entrambi progetti che approcciano la diversità attraverso nuove forme di narrativa. *Zaira Esposito* e *Tatiana Vieira* illustrano infine come la partecipazione politica possa essere resa possibile anche per chi non ha (ancora) diritti formali.

Che la Svizzera sia caratterizzata dalla migrazione è noto da tempo. Questo dato di fatto risalta in modo palese dalle foto dei giovani che festeggiano il titolo di tirocinio, per ottenere il quale hanno lavorato tutti insieme. Realizzare qualcosa insieme e riconoscere la diversità della Svizzera non dovrebbe essere così difficile, nonostante tutti gli ostacoli che devono ancora essere superati. Questi giovani mostrano come fare: dove c'è volere ... c'è anche un noi.

SIMONE PRODOLLIET

è direttrice della Commissione federale della migrazione CFM.

Gemeinsam zum Erfolg.

Die schweizerische Berufsbildung «produziert» Integration. Sie bringt unterschiedliche Menschen zusammen, lässt sie miteinander arbeiten, voneinander lernen, gemeinsam Erfolg haben. Sie baut Selbstbewusstsein und berufliche Perspektiven auf. Das gilt gleichermaßen für Menschen, die neu hierherkommen wie für jene, die hier schon eine längere Geschichte haben.

Der Illustrationsbeitrag in diesem Heft zeigt junge Menschen, die soeben ihre Berufsbildung abgeschlossen haben. Der Abschluss hat für die Lernenden und für die

Lehrbetriebe offensichtlich eine grosse Bedeutung. Entsprechend werden diese Momente fotografisch festgehalten. Die Bilder sind auf Firmen-Webseiten, als Inserate in Tageszeitungen und auf Social Media-Plattformen zu finden. Die meisten dieser Bilder sind «Amateurfotos» und bilden ein eigenständiges fotografisches Genre. Sie zeigen die Emotionen, den Stolz über das Erreichte, das Gefühl, in der Berufswelt vollwertig angekommen zu sein, dazuzugehören. Und wichtig: Die Diplomierung wird nicht alleine gefeiert, sondern als geteilter Moment eines gemeinsam gegangenen Wegs.

Peter Bachmann ist Fotograf und zeichnet für die Sammlung und Auswahl der Fotos verantwortlich.

Ensemble vers le succès.

La formation professionnelle suisse «produit» de l'intégration. Elle réunit des personnes d'origines différentes, les fait travailler ensemble, apprendre les unes des autres et remporter des succès collectivement. Elle permet de construire la confiance en soi et de créer des perspectives professionnelles. Cela s'applique tant aux personnes nouvellement arrivées, qu'à celles qui sont ici depuis plus longtemps.

Les illustrations photographiques de cette revue montrent des jeunes qui viennent d'achever leur formation professionnelle. Manifestement, l'obtention du diplôme revêt une grande importance pour les apprenants

et pour les entreprises formatrices. Ainsi, ces moments sont immortalisés par des photographies. On les retrouve sur les sites Internet des entreprises, dans les annonces des journaux quotidiens et sur les plates-formes des réseaux sociaux. La plupart de ces prises de vue sont des photos « amateur » et constituent un genre photographique à part entière. Elles mettent en lumière les émotions, la fierté de la réussite, le sentiment d'être pleinement entré dans le monde du travail et d'en faire partie. Et il est important de remarquer que l'obtention du diplôme n'est pas fêtée en solitaire, elle est au contraire un moment partagé ponctuant un cheminement commun.

Peter Bachmann est photographe. Il est responsable de la collection et de la sélection des photos.

Insieme verso il traguardo.

La formazione professionale svizzera «produce» integrazione: riunisce persone dai background più svariati, le fa lavorare insieme, imparare l'una dall'altra e raggiungere insieme dei traguardi. Oltre a rafforzare la fiducia in sé stessi, crea prospettive professionali sia per chi è arrivato in Svizzera da poco sia per chi vi affonda radici più forti.

Le illustrazioni dei giovani riportate in questo numero catturano l'essenza di quanto sia importante il titolo di

formazione professionale ottenuto, tanto per i giovani quanto per le imprese di tirocinio. Le foto, tratte dai siti delle imprese, da quotidiani e piattaforme social, sono perlopiù amatoriali e costituiscono un genere fotografico a sé stante. Da esse traspaiono emozioni, l'orgoglio di aver raggiunto un obiettivo, la sensazione di essere entrati a tutti gli effetti nel mondo del lavoro e di appartenervi, e soprattutto il piacere di festeggiare l'ottenimento del titolo come momento condiviso di un percorso fatto insieme.

Peter Bachmann, fotografo, è responsabile della raccolta e selezione delle illustrazioni.



Erfolgreicher Lehrabschluss, Gewerbe, Industrie, Dienstleistungen, Basel
Bild z.V.g. aus Prüfungsbericht 2019, Gewerbeverband Basel-Stadt

Cacciateli!

Quando i migranti eravamo noi.

Concetto Vecchio

È un mercoledì pomeriggio del giugno 1978, l'estate dei Mondiali in Argentina. Attraverso il piazzale della scuola di Staufen. L'Italia si sta giocando l'ingresso in finale contro l'Olanda, è finito il primo tempo e domando a qualcuno (a chi, non ricordo) l'esito della partita. «L'Italia vince 1-0,» mi dicono, «autorete di Brandts». Esulto. Possiamo vincere la Coppa del mondo. Unto con la barbadice al suo amico: «Guarda come festeggiano già questi Sau-Tschinggen!» «Tschingg!»

Così vengono insultati gli italiani. Tschingg è sinonimo di persona chiassosa, pigra e stupida. Viene dal gioco della morra, che i nostri emigranti giocavano nei bar e nelle mense delle fabbriche, e siccome era il cinque il numero che più spesso veniva evocato, il suono di quel «cinque venne associato a tschingg»: un'offesa, che nelle versioni più cattive si trasformava in Sau-Tschingg, porco-italiano.

«Che esperienze ha fatto con gli italiani?» domanda il giornalista della tv svizzera Roman Brodmann a una donna di Baden, dall'età indefinita e dai denti sporgenti, nel febbraio 1961.

«Uh, non buoni», sbuffa la signora alzando le spalle, poi guarda verso la telecamera con rabbia trattenuta. «Ho affittato loro delle stanze, ma portavano regolarmente le ragazze in camera, non sono per niente contenta,» e scuote la testa.

«Anche i suoi inquilini svizzeri lo fanno?»

«Be', no, finora non è mai capitato.»

«Frech sind sie!» dice poi la donna, e si guarda in giro con l'aria di chi si è tolta un peso.

Nei tanti video in bianco e nero di quegli anni spunta sempre una donna che dà questo giudizio degli italiani: Frech. Frech sta per sfacciato, sfrontato, ma anche maleducato, impertinente. Quel giudizio, nella variante svizzera, reca con sé anche una sfumatura più complessa: di impotenza verso questi nuovi arrivati che si arrangiano, astuti ad aggirare le regole in una società soffocata dalle convenzioni. Nel suo servizio Brodmann segue i lavoratori italiani che a decine, a fine turno, rientrano nel quartiere

delle baracche della Brown Boveri. Hanno cappotti sulle spalle e coppole calcate sul capo, alcuni camminano sprofondati nelle pagine sportive dei giornali. Dirette alla sezione femminile della baracca, ecco un nugolo di operaie col fazzoletto sulla testa, per ripararsi dal vento e dall'umidità. Rivedo ancora una volta mia madre.

«Gli stranieri li tolleriamo soltanto in quanto lavoratori o come clienti negli alberghi», osserva Brodmann. Poi intervista il gestore della baracca.

«Dove sono le mogli di questi lavoratori?»

«Alcune vivono nella baracca di fronte, i più le hanno lasciate al loro paese.»

«E non sorgono mai problemi con questi uomini costretti a vivere senza le loro compagne per tutto il tempo?»

«Sì, spesso sì,» dice il gestore, tradito dall'imbarazzo.

«Gli italiani sono buoni clienti, si sanno comportare, non mercanteggiano com'è d'uso in Italia,» ammette la proprietaria di un negozio di scarpe, sulla quarantina.

«Li frequenta anche in privato?»

«No, assolutamente.»

«Ho fatto buone esperienze. Gli italiani sono gentili, gentili. Ho anche imparato l'italiano: se sai la lingua vendi qualche scarpa in più,» ammette la commessa-ragazzina.

Poi spunta una signora anziana: «Gli italiani in genere si comportano bene, perché sanno che qui da noi in Svizzera bisogna rigare dritto.»

In un altro servizio d'epoca, un uomo giovane e occhialuto, che ha l'aria di essere uno studente, alza la voce concitato: «Questi italiani stanno sempre in mezzo ai marciapiedi, a volte non si riesce nemmeno a passare.»

Un tizio annuisce: «Sì, sì, vero, si aggirano in gruppi, per bande.»

Questa accusa – «gli italiani ostruiscono i marciapiedi» – risuona continuamente nelle tante interviste televisive che ho visionato su quegli anni. Il marciapiede occupato è motivo di seria preoccupazione nazionale.

«Ormai non si può neanche andare in giro che

subito ti puntano,» interviene una giovane dall'aria graziosa.

«Sull'autobus non ti cedono mai il posto, ma se sale un'italiana ecco che le zompano subito addosso,» s'intromette una pensionata.

La fotografa di Gränichen, Brigitt Lattmann, ha raccontato alla trasmissione *Schweiz aktuell* che alla sfilata della festa della gioventù del luglio 1965 il Paese si disse contrario al fatto che i figli degli italiani si mischiassero per le vie ai giovani svizzeri, e che per questo motivo si decise di farli sfilare in coda.

Il giornalista Arthur Honegger ha scritto che negli anni sessanta, alla festa cittadina di Bülach, gli italiani venivano segregati presso una vecchia scuola, lontano dagli svizzeri: «Così lì potranno mangiarsi in pace i loro spaghetti.» Se qualcuno si affacciava veniva ricacciato a male parole: «Tornatene al tuo posto, Tschingg!»

«Già l'aspetto tipico del Gastarbeiter irrita lo svizzero, e lo svizzero alemannico soprattutto,» scrive Mario Cervi il 26 luglio 1966 sul *Corriere della Sera*. «I lucidi capelli lunghi, le basette, la propensione per indumenti vistosi, isolano, nella folla, gli uomini del Sud.»

Gli svizzeri non sopportano di essere toccati, non concepiscono i baci sulle guance che si scambiano i meridionali quando s'incontrano, sono soliti salutare lo sconosciuto se lo incrociano a passeggio lungo il lago, invece l'italiano saluta solo chi conosce, lo svizzero non vive il tempo libero per strada, non gesticola quando parla, non alza la voce, non parcheggia in doppia fila, mentre guida si mette sempre la cintura, non ascolta la radio a tutto volume abbassando il finestrino della macchina, non accompagna i figli a scuola in auto, perché usarla per fare poche centinaia di metri è uno spreco odioso, si muove a piedi o in bici, attraversa la strada sempre sulle strisce, se vuole incontrare un amico fissa prima un appuntamento telefonico con l'orario preciso («alle 14.50 in tale posto»), a Natale ha già prenotato le ferie estive, non butta cartacce per terra, non piazza la sedia davanti casa per pren-

dere il fresco, non fissa con cupidigia le donne, se una donna esce da sola la sera non è per lui indice del fatto che cerchi avventure, non porta i figli piccoli alle serate danzanti, anche di sera tardi, come fanno gli italiani del Sud, perché i figli degli svizzeri vanno a letto alle otto, invece gli italiani mischiano sempre tutto, i grandi e i piccoli escono insieme, coltivano la dimensione del clan, lo svizzero medio, se sente un italiano cantare con la finestra aperta la sera tardi chiama la polizia degli stranieri, la polizia arriva, constata che stai cantando 'O sole mio e ti dà una multa di 10 franchi, così ti passano tutti i sentimenti, lo svizzero non commenta a voce alta le scene dei film al cinema, non si veste di nero se gli muore un parente, non venera i potenti, anche un ministro viaggia in tram e senza scorta, paga il biglietto per entrare allo stadio dove fa la fila come tutti per comprarsi la salsiccia nell'intervallo. Un popolo pragmatico, diffidente verso le utopie, solido e discreto: questi sono gli svizzeri.

Potranno mai andare d'accordo due popoli così diversi?

Circola questa barzelletta: «Se per strada vedi due persone, uno svizzero e un italiano, come distingui lo svizzero? È quello che ha un pugnale puntato nella schiena!» Gli italiani hanno fama di girare col coltello, di essere attaccabrighe, di infrangere la legge. Ma la percezione fa premio sulle statistiche. Non è vero che commettono più crimini degli svizzeri. Lo conferma persino Ludwig Höner, il funzionario della polizia degli stranieri di Zurigo: «Bisogna onestamente ammettere che per quanto riguarda la criminalità gli italiani non sono certo quelli che ci danno più da fare. Gli ungheresi per esempio sono molto più pericolosi. Degli italiani possiamo dire che nell'insieme si comportano bene.»

Nel film *Siamo italiani* il regista Alexander J. Seiler un pomeriggio s'immerge nelle strade di Zurigo e intervista decine di suoi concittadini. Dicono: «Otto svizzeri non fanno lo stesso rumore che fanno due italiani.»

«Ha notato che arrivano sempre in gruppo, e mai da soli? Non sanno stare da soli.»

«Non sopportiamo i loro rumori.»
 «Sono molto diversi da noi, dobbiamo dirlo.»
 «Ci fanno sentire stranieri in patria.»
 «Ci servono però, altrimenti l'economia andrebbe a rotoli.»
 «Ne ho assunti venti, e devo dire che sette-otto sono bravissimi.»
 «Sono un pericolo per la Svizzera. Ha visto quel che consumano? Una volta alla Migros ho visto un italiano che comprava ventisette tavolette di cioccolata in una sola volta.»
 «Sono troppi. Brulica di italiani.»
 «Se scorgono una donna sola diventano appiccicosi come cimici.»
 «Non si può più camminare da sole, sia di giorno che di notte.»
 «Sostano sempre davanti agli ingressi dei supermercati e ostruiscono il passaggio.»
 «E non comprano niente. Stanno lì solo per oziare, per curiosare.»
 «Forse col tempo impareranno l'ordine.»
 «Molti di loro sono andati a scuola per tre o quattro anni appena.»
 «Se uno oggi ha delle figlie di sedici o diciassette anni deve avere paura.»
 «Soprattutto quelli piccoli, quelli del Sud, quelli sono **frech**.»
 «I milanesi, i lombardi, quelli invece sono educati quasi come noi.»
 «Quelli del Sud quando non vogliono fare una cosa ti dicono 'non ho capito'.»

«L'immigrazione suscita negli svizzeri sentimenti irrazionali,» fa notare Mario Cervi. Irrazionale, recita la Treccani, vuol dire non fondato su ragionamenti validi, non dettato da ragioni logicamente dedotte, e quindi spesso illogico.

Baciata dalla neutralità politica, la Svizzera era uscita indenne dalla guerra. Aveva accolto alcuni fuoriusciti dal fascismo, Nenni, Saragat, Schiavetti; Silone aveva scritto *Fontamara* a Davos nel 1930. Lo scrittore Max Frisch nell'aprile del 1946 sosteneva: «Da due settimane vivo a Monaco di Baviera. Devo raccontare che aspetto ha la mia città natale? Perché mi risulta così difficile? Zurigo è intatta. E Monaco è la prima città distrutta che vedo coi miei occhi: una visione opprimente.» I tedeschi gli dicono: «Ah, lei viene dalla Svizzera, la Svizzera felice, la libera Svizzera.»

Favorita dalla stabilità sociale, mai uno sciopero, mai agitazioni sindacali, la "libera Svizzera" divenne in breve il Paese più prospero d'Europa.

Mentre i paesi confinanti erano ancora impegnati a rimuovere le macerie dei bombardamenti, gli svizzeri si arricchivano con le ricostruzioni altrui.

Già a metà del 1946 mancavano 100mila lavoratori per soddisfare le esigenze dell'economia. Il governo elvetico aveva così contattato i governi dei paesi vicini. Dapprima la trattativa venne avviata con Austria e Germania, ma le forze alleate impedirono l'emigrazione di lavoratori tedeschi e austriaci. Non restava che bussare al governo di Roma. L'accordo con l'Italia del giugno 1948 nacque così.

Vent'anni dopo, a metà degli anni sessanta, quando ogni giorno i treni riversavano centinaia di italiani in cerca di un lavoro, la Svizzera era ormai diventata, grazie al segreto bancario, anche una potenza finanziaria. Aveva quadruplicato il suo prodotto interno lordo e creato 240mila nuovi posti di lavoro nell'industria soltanto negli anni cinquanta. Non c'era più un solo disoccupato. Il Paese disponeva della rete bancaria più fitta al mondo, con uno sportello ogni 1300 abitanti. Ciascun elvetico risparmiava per ogni abitante e mezzo. Recitava un proverbio di Zurigo: «Dio regna nei cieli e il denaro sulla terra e per il denaro danza perfino il diavolo.» Ma questo rinascimento si spiegava anche con l'immigrazione a basso costo.

Nel 1957 la presenza degli stranieri rappresentava il 7,5 per cento della popolazione.

Nel 1963 era schizzata al 13,4 per cento.

Gli stranieri erano ormai 724mila, di cui 474mila italiani, a cui però bisognava aggiungere i 150mila stagionali e i 60mila frontalieri.

Negli strati popolari l'arrivo di questa massa enorme di forestieri cominciò a provocare disorientamento, inquietudine, spavento.

Patria della democrazia diretta, dove i cittadini si esprimono per referendum; un sistema politico complicato, concertato, dove tutti i partiti sono al governo e nessuno all'opposizione, e dove l'amministrazione conta più delle ideologie, in Svizzera, nel dopoguerra, modernità e tradizione si mescolavano inspiegabilmente. Le donne, per esempio, non avevano diritto di voto, e ancora nel 1959 un referendum aveva respinto nettamente, con il 66,9 per cento di no, la possibilità di concedere loro il diritto di voto. Tre ceppi linguistici – tedesco, francese e italiano – convivevano sul filo di un equilibrio sottile; neanche protestanti e cattolici si pestavano i piedi: l'urto di una valanga di stranieri, perlopiù cattolici, rischiava di spezzare il filo che teneva insieme tutto. Era quindi una paura identitaria, culturale, prima che economica, ad alimentare l'insicurezza. C'è una parola che lo spiega: **Entfremdung**. Il panico di perdersi. Quello che il sociologo Émile Durkheim descrive come lo smarrimento di tradizioni sociali e religiose.

Nell'estate del 1963, intuendo furbescamente un vantaggio politico, un fabbricante di prodotti co-

smetici, Albert Stocker, colse questa paura e le diede corpo. Fondò un partito di destra, che tra la gente comune venne ribattezzato come «il partito degli anti-italiani». I suoi militanti, apertamente razzisti, si battevano per una secca riduzione del numero dei lavoratori stranieri. «Abbiamo fondato questo partito perché non possiamo assistere oltre all'invasione continua di meridionali,» disse Stocker.

Le manifestazioni contro la presunta invasione culminavano spesso in tumulti. I militanti dicevano: «Durante la guerra i traditori della patria venivano fucilati. Ebbene oggi si sta effettuando nel Paese il più grande tradimento della nostra storia.» Stocker istituzionalizzò il malcontento. Cominciò a farsi largo nell'opinione pubblica una parola coniata agli inizi del secolo, *Überfremdung*, invasione del diverso, o sovrastranieramento, anche se di fatto è una parola intraducibile. Sui giornali italiani degli anni sessanta venne tradotta con un termine che oggi non figura più nemmeno nei dizionari: «info-orestiamento». Raffigurava la paura dell'invasione del diverso, giunto a minacciare l'ethos popolare.

Stocker era grossolano nella sua retorica, tagliava i problemi con l'accetta, professava apertamente il suo odio verso le sinistre, enfatizzava in pubblico i pericoli dell'info-orestiamento: troppi italiani ospitati negli ospedali, troppe case concesse agli Tschingen. Il meridionale era bollato come portatore di malattie, un potenziale malvivente, uno che insidiava di continuo la virtù delle donne elvetiche.

Con questo manifesto Stocker aspirava a diventare deputato alle politiche dell'ottobre 1963. Era avversato dall'establishment e ricevette, insieme a molte missive di sostegno, anche lettere di minacce. Un giorno acquistò una pistola, con cui si fece riprendere sul balcone di casa a Zurigo, sulla Heinrichstrasse 127. La Svizzera aveva trovato il suo sceriffo. Provò a coinvolgere nel suo progetto anche James Schwarzenbach, gli telefonò, lo lusingò, ma Schwarzenbach gli disse di no, non si fidava di quel caudillo da quattro soldi. Un lettore del *Corriere della Sera* scriverà una lettera al giornale per rivelare che Stocker in realtà faceva il doppio gioco: in pubblico attaccava gli italiani, in privato cercava di ricavarne dei vantaggi, affittando a caro prezzo i suoi appartamenti agli emigrati.

Il 14 agosto 1963, la trasmissione della tv svizzera *Antenne* gli dedicò un ampio ritratto. Stocker non si fece pregare, demolì gli italiani senza ipocrisie.

L'uscita sul piccolo schermo provocò l'intervento della nostra ambasciata. Il capo della tv, Guido Frey, la settimana successiva fu costretto a chiedere scusa, giustificando il servizio con il diritto di cronaca. Stocker aveva dalla sua il quotidiano *Blick*, nato quattro anni prima. Scriveva *l'Unità* in prima pagina il 19 agosto 1963: «Oggi è il terzo giorno che il quotidiano scandalistico soffia sul fuoco. Gli insulti si sprecano.» I giornali italiani riportarono alcune delle frasi di Stocker.

«L'Italia è moralmente una fogna.»

«Gli italiani che vengono a lavorare in Svizzera sono solo dei rifiuti.»

«Gli italiani sono dei cattivi soldati.»

«Gli italiani sono tutti rossi.»

Stocker, nonostante il clamore mediatico, non riuscì a entrare in Parlamento e la sua stella si spense. Ma aveva varcato una frontiera morale, ponendo il tema dell'immigrazione sul tavolo della politica. E lì sarebbe rimasto, col suo carico di veleni.

Estratto del libro «Cacciateli! Quando i migranti eravamo noi.» Reimpressione con l'autorizzazione della casa editrice. © Giangiacomo Feltrinelli Editore Milano

Das Buch von Concetto Vecchio existiert auch in deutscher Übersetzung unter dem Titel «Jagt sie weg! Die Schwarzenbach-Initiative und die italienischen Migranten.» Zürich: Orell Füssli 2020.

CONCETTO VECCHIO

è giornalista nella redazione politica di «Repubblica» a Roma

«Tu parles bien français, pour une Italienne!»

Ada Marra

Un passeport ne suffit plus pour légitimer une nationalité. Le procès de traître à la patrie dans le débat actuel sur l'identité n'est jamais loin. À plus forte raison pour les enfants ou petits-enfants d'immigrés. Cet essai met en exergue les mille façons d'être suisse. Plusieurs questions se posent : à partir de quelle couche est-on Suisse de souche ? Dans un système fédéraliste peut-on se sentir Suisse ? Aimer sa famille restée dans un autre pays, fait-il de nous de moins bons Suisses ?

«Tu parles bien français, pour une Italienne!» Cette phrase a été une révélation pour moi. Je suis née à Lausanne en 1973, de parents immigrés, ouvriers. Ères italiens, arrivés en Suisse au tout début des années 1960. J'ai fait toute ma scolarité à Paudex et Pully, l'université à Lausanne. J'ai eu plusieurs prix de français durant ma scolarité. Je n'ai pour ainsi dire jamais bougé du canton de Vaud. Tout cela devrait suffire à me donner mes lettres de noblesse en vaudoiseries.

Une pas-vraiment-Suisse

Oui, mais voilà. J'ai un prénom. Je m'appelle Ada. Ou plutôt Addolorata. Ce qui signifie : Marie au pied de la Croix qui voit mourir son fils crucifié... ou endolorie plus simplement. Du coup toutes les Addolorata de l'Italie du Sud ont un diminutif: Ada. Ce prénom a rendu curieux un de mes collègues au Grand Conseil où nous siégeons tous les deux. Un jour, et je sais qu'il l'a fait avec bienveillance et une envie d'apprendre à me connaître, il me demande: «Ada, ça vient d'où comme prénom?» Alors je lui explique que c'est un diminutif italien pour Addolorata et que mes parents sont italiens. Et là, il me répond avec spontanéité: «Tu parles bien français pour une Italienne!» (Si dans cinq cantons romands et dans une certaine mesure deux alémaniques le droit de vote et d'éligibilité pour les étrangers est autorisé au niveau communal, pour pouvoir être élu au Grand Conseil, le parlement cantonal, il faut être suisse.)

Je me suis sentie attendrie, consternée, en colère un

peu. Mais je devrais lui dire merci à ce député. Parce que c'était la première fois que je réalisais vraiment le regard qu'on pouvait poser sur moi. Malgré ma vie, ma réalité, pour certains, j'allais toujours être une Italienne. Une pas-vraiment-Suisse. Une indéfinie en fait. J'ai réalisé à quel point un travail intérieur et individuel de définition de soi-même en tant qu'enfant de migrant.e.s (pas facile en soi) pouvait et allait être un enjeu sociétal, extérieur à soi, où ce sont les autres qui allaient vouloir définir qui j'étais. J'ai découvert que pour certains un passeport ne suffisait pas à légitimer la nationalité. Qu'il y avait d'autres paramètres sur lesquels il n'y a d'ailleurs pas unanimité pour dire qui fait partie de la famille ou non.

Souvenirs de l'Italie

Mes premiers souvenirs sont ceux de quand j'avais trois ans. Mon grand-père malade dans un lit d'hôpital d'Italie du Sud avec un drôle de bonnet blanc sur la tête, comme une kippa juive ou la calotte du pape... Mon grand-père dans son cercueil dans la toute petite maison où mon papa a grandi avec ses neuf frères et sœurs. Zia Zemira, la belle-sœur de ma maman, qui me tenait dans ses bras juste devant la porte pour que nous n'y entrions pas et qui nous a emmenés, mes frères et moi, à la mer ce jour-là. La mer Méditerranée.

Mes premiers souvenirs sont ceux de l'Italie. Mes effusions sentimentales aussi. Celles de cette si grande famille aux multiples oncles, tantes et cousin.e.s.

Alors qu'en Suisse nous étions presque seuls. Celles des retrouvailles, du bruit, des grandes tablées, de la lumière si particulière de la région du Salento, de sa terre rouge, de ses pierres, de ses oliviers, de sa mer. Celles de mes premières amours, de mes premières sorties le soir sur la place du village.

Oui. Le retour en Suisse était rude. Cette longue épopée en voiture de 1360 kilomètres où la première rencontre de retour de cette fête qui durait trois semaines était le douanier suisse-allemand qui demande avec son accent: «rien à déclarer?», et regarde soupçonneux l'intérieur de la voiture et le porte-bagages. «Vous avez pris tout le jardin de la grand-mère!» «Oui, monsieur. Et si on avait pu on aurait pris la grand-mère aussi !»

Oui, nos retours en Suisse étaient déprimants pendant plusieurs jours. À 20 h 30 nous étions en pyjama devant la télé en pensant à celles et ceux que nous avons quittés et qui à cette heure-là commençaient à vivre.

Oui. L'Italie, le pays de mes émotions. Mais l'Italie comme une vie fantôme. Parce que ma vie, je l'ai passée à Paudex, Lausanne, en Suisse. Mon éveil aux combats politiques et sociaux, mon amour des mots et des idées, c'est ici que je les ai développés. Mes ami.e.s et mes camarades, c'est ici qu'ils sont. Mes professeur.e.s, ceux qui ont contribué à développer mon esprit, c'est ici qu'ils ont enseigné. Le respect de l'autre et le travail bien fait, c'est ici que je les ai appris. Les gens que je défends, les précaires.e.s, c'est aussi ici qu'ils vivent.

Et en aucun cas il ne me viendrait à l'esprit de me dire que l'une ou l'autre de ces deux vies est plus importante. Je me sens légitime comme Suissesse tout en aimant ma famille en Italie.

La Suisse en mouvement

Chacun.e de nous a sa particularité et son appartenance multiple propre. Nous sommes divers. Nous

pouvons être suisse et binational à la fois (environ 870000 en Suisse et 570000 hors de Suisse). Suisse et de droite. Suisse et homosexuel. Suisse et pauvre. Suisse de l'étranger (environ 775000). Suisse et musulman. Suisse et athée. Suisse de sept générations. Suisse né avec un autre passeport. Nos appartenances sont diverses. Il n'y a pas d'homogénéité. Il n'y a pas un bloc identique. Ni dans la société, ni en soi. C'est cela le pari de notre pays historiquement et culturellement divers. Pour pouvoir continuer à vivre ensemble, il nous faut comprendre que l'histoire est en mouvement. Que lorsque la croissance économique dépend de main-d'œuvre étrangère et que nous la faisons venir pour notre prospérité, il nous faut aussi accueillir son histoire et son appartenance. Et que celles-ci ne sont pas une invasion mais un mélange qui se fait à travers le temps et la vie. Avec les amitiés, les rencontres.

Tout cela ne se fait pas sans heurts et tensions. Mais il y a une chose qu'il faut comprendre: le présent n'est pas homogène. Nous ne vivons pas toutes et tous la même Suisse. Nous ne la voyons pas toutes et tous de la même manière. Mais elle appartient tout autant aux un.e.s aux autres. Parce que chacun.e d'entre nous y participe à sa manière. Vouloir hiérarchiser à qui elle appartient en hiérarchisant d'abord entre Suisse.sse.s, ou les Suisse.sse.s et les autres ensuite, c'est attiser les différences d'une manière non constructive. La Suisse c'est une diversité. Une mosaïque.

C'est son essence même. Historique et d'avenir. Les différences doivent être élevées au rang d'ode.

Mille façons d'être suisse

Bien sûr que chacun.e d'entre nous a besoin de se rattacher à des racines et de savoir d'où il vient. Mais on ne doit pas en être prisonnier. Et personne n'a le droit de le dire à notre place et surtout de juger si cela fait de nous de bons ou de mauvais citoyen.ne.s. De bons ou de mauvais Suisse.sse.s. Et encore moins nous enfermer dans un passé. Nous sommes libres pour

penser et construire l'avenir. Je pense que pour chaque tentation de fermeture, d'immobilisme historique, de renfrognement, de définition autoritaire, il faudrait renverser le raisonnement. Ainsi en est-il des attaques très à la mode des Suisse.sse.s binationaux.

À celles et ceux qui déposent régulièrement des interventions parlementaires pour demander à ces Suisse.sse.s de choisir leur passeport, comme une accusation de non patriotisme, il faudrait leur demander ce qu'ils pensent de ce que l'on appelle la cinquième Suisse, les Suisse.sse.s de l'étranger. Il y a aujourd'hui près de 775000 Suisse.sse.s qui vivent à l'étranger, dont 570000 ont un autre passeport. Ces Suisse.sse.s sont à l'étranger pour un laps de temps court ou parfois plus long. Des enfants suisses sont nés et vivent à l'étranger. Des mariages mixtes avec acquisition d'une autre nationalité ont eu lieu. Toutes ces personnes sont suisses et auront établi certainement un autre type de lien avec leur pays d'origine que celle qui a vécu toute sa vie en Suisse.

Même si évidemment tous n'auront pas un lien identique avec notre pays. Et pourtant ils sont tout aussi légitimes d'être suisse. Il y a mille façons d'être suisse. Très régulièrement en me promenant dans les vignes du Lavaux, je pense aux oliviers séculiers de l'Italie du Sud. J'ai compris que dans mon cœur les vignes du Lavaux et les oliviers du Salento ont planté tous deux leurs racines. Et cette extraordinaire chance d'aimer deux fois plus fort, je la souhaite à toutes et à tous.

Il n'y a pas une fois où je n'ai pas pleuré silencieusement en quittant le village d'origine de mes parents,

dans cette voiture qui prenait la route, m'amenait à la gare ou à l'aéroport, à l'idée de quitter ces gens que j'aimais tant ou en pensant que c'était peut-être la dernière fois que je voyais ma grand-mère.

Et c'est cette Suisse que j'aime. La Suisse qui me permet de pleurer mes absent.e.s mais qui m'accueille comme sa fille et qui me permet à moi et tous les descendant.e.s de migrant.e.s de continuer notre route ensemble, non plus comme des étranger.ère.s mais comme des Suisse.sse.s à part entière. Parce que nous sommes toutes et tous des Suisse.sse.s, avec un truc en plus.

Extrait du livre de Ada Marra, « Tu parles bien français pour une italienne ! » © Georg Éditeur 2017, Genève. Réimpression avec l'aimable autorisation de l'auteure et de la maison d'édition.

Das Buch von Ada Marra « Tu parles bien français pour une Italienne ! » erschien unter dem Titel « Ab wann ist man von hier. Über die 8 484 100 Möglichkeiten Schweizer/-in zu sein. » 2019 im Zytglogge-Verlag.

ADA MARRA

est députée au Parlement national depuis 2007. Fille d'immigrés, elle s'occupe des thématiques de migration, asile et économie. Elle préside plusieurs associations de lutte contre la précarité.



Erfolgreiche Lernende, BWB-Betschart AG, Oberflächentechnik, Stans-Oberdorf
Bild z.V.g

«Kommen Sie von hier?»

Ivna Žic

Draussen hocken die Tauben und die Taxifahrer im Morgenschatten des Bahnhofs, die Türen der Taxis alle offen, die glühenden Autohüllen verlassen in der jetzt schon prallen Sonne, alles prallt. Beim ersten Bäcker einen slanac und ein Wasser kaufen. Der slanac war fürs Kind das beste Brot der Welt, der slanac ist ein salziges Teil, salzig vom Wort und vom Geschmack her, das weisseste Weissbrot, einen einzigen himmlischen Tag haltbar, ein Lachen über alle vergangenen Kriegszeiten, das das Kind, das ich war, vor der Abreise tütenweise eingekauft und im Auto mitgenommen hat, der Mutter nie geglaubt, dass der slanac nach der zwölfstündigen Fahrt eher trocken als weich sein würde, so fehlte bei der Ankunft stets der Beweis für dieses beste Brot, es lässt sich nicht davontragen. Zagreb ist ein slanac.

Molim?, fragt die Verkäuferin, spreche ich leise? Jedan slanac, einen slanac, i jednu vodu, wiederhole ich und höre jedem Wort zu, jedan eins, Wasser voda, slanac slanac, meine Selbstvergewisserung verunsichert die Verkäuferin, es stimmt doch alles so, murmeln Sie nicht vor sich hin, ich habe wenig Zeit, scheint ihr Molim? ungeduldig zu meinen, entschuldigen Sie die Störung, würde ich gern antworten, es ist nur so, verstehen Sie bitte, dass ich jedes Mal aufs Neue verstehen muss, dass das, was ich so beiläufig sage, stimmt. Dass es genauso klingt wie bei allen vor mir und wie beim Herren nach mir, dass es genau von hier klingt, verstehen Sie bitte, dass es bei mir aber nachklingt und nachfragt, warum das Gesagte so anscheinend sicher hierhin passt. Oder hier herkommt? Kommen Sie von hier?

Kommen Sie von hier?

Ich halte den slanac in der Hand.

Kommen Sie von hier?

Der Zrinjevac Park vor mir, die rissigen Häuserfasaden ruhen rundherum.

Kommen Sie von hier?

Die Architektur schweigt, ist wohl schön, irgendwie schön, trägt zwei oder mehr Kriege und alle Lügen in ihrem Putz, die des Alltagsstreits, warum kommst du erst jetzt nach Hause? Gestern hast du versprochen, zum Abendessen hier zu sein! Wo warst du? Pička ti materina!, und jene alten und älteren Ge-

heimnisse und Wechsel in den Türrahmen, an den Namensschildern bei der Klingel, an den Fensterklinken, zwischen den doppelten Fensterscheiben, ohne Worte.

Kommen Sie von hier?

Oh ja, es ist so schön hier, so schön, strahlen die Rucksackgesichter mich an, und dann noch das Meer, ja, da waren wir auch schon! Nein, da fahren wir aber gleich noch hin! So schön —

Kommen Sie von hier?

Kommen Sie von hier?

Ich schwitze und beisse ab.

KOMMEN SIE VON HIER?

Ich komme hierhin.

Es ist wie eine alte Geschichte, die sich immer wieder erzählt, die sich nie zu Ende erzählt, fängt wieder von vorne an, macht die Erzählerin zur Greisin, obwohl es nicht sein kann, aber die Wiederholung, die Wiederholung, die Wiederholung misst eine eigene Zeit. Jede Ankunft und jede Abreise lassen diese alte Geschichte noch älter werden. Und zugleich von vorne beginnen. Ihre Erzählerin weiss wieder einmal, mitten drin oder erst eben angekommen, wieder einmal nachgekommen, schon nicht mehr, in welchem Teil der Geschichte sie sich befindet. Jetzt?

Weitergehen.

Eine Sprache kommt von hier und kommt nicht von hier. Wie soll sie hierher kommen, wenn sie dort war, wenn sie dort mitaufgewachsen ist, angewachsen an dem Familienküchentisch weit weg, wo sie eine Sprache hinter der Türschwelle ist und sich ins eigene Fleisch frisst und doch ständig weiterspricht, mitspricht, Familiensprache, Küchentischsprache, die gepflegt wird, doch eine aufbewahrte Sprache lebt nicht wirklich, eine aufbewahrte Sprache entwickelt sich nicht, ist ein aufgebahrter offener Sarg, alles noch da, aber nichts passiert, nur der Gestank verbreitet sich langsam. Pflege sie!, rufen die Eltern, die Verwandten. Ich pflege sie doch!, ich kauge jeden Tag auf ihr herum, auf dieser Küchentischsprache,

die sich hier auf offener Strasse so anders bewegt als in der kleinen Küche dort. Da sind Strassen und Plätze, da sind laut rauschende Cafés und Bars, da sind das Kino Europa, Mala Kavana, Nama, wieder und wieder: pekarnica, als würden sich alle nur von weissem Brot und krafne ernähren; da sind beschriftete Mülleimer, da ist der Eismann, jago-da, čokolada, vanilija, šumsko voće, da sind Zeitungen, Nachrichten, Graffitis an den Wänden, da sind Ožujsko, Karlovačko, Tomislav, Nikola, Andria i Krešo, volim te, bijeli kruh, crni kruh i kiflice, da sind Weinsorten, Kaffeesorten, Torten und Fluchworte, die schimpfen, loben und beides zugleich können, da ist eine herrlich hergerichtete Zagreber Dame, die einer jungen Frau entgegenruft: Isuse kak si zgodna! 'Bem ti miša kak si zgodna! da ist der unübersetzbare Moment, fluchen, beten oder beides zusammen, es hilft der hergerichteten Dame zu sagen, wie schön die junge Frau sei, Jesus und verflucht noch mal, beides kommt da nicht heran, da ist eine Sprache, die davonrennt wie ein übermütiges Kind und gleich stolpert. Diese Sprache, eine oder meine, das Kind oder der Greis, nie richtig, klingt, wie die Eltern in der Küche sprechen und nie so alt, wie sie in Zahlen wirklich ist, klingt im Sommer immer einen Sommer hinterher und in der Bank oder Post viel zu persönlich, sie kann Grosseltern ansprechen und tut es beim Postbeamten gleich, die Sonne im Rücken, der Morgen bewegt sich kaum vom Fleck, wird nur mit jedem Moment wärmer, den Grossvater im Rücken, auch hier, rauchend, ganz dort, wo er sein möchte, wo er schlussendlich geblieben war. Guten Morgen, schau dir unseren schönen Zrinjevac an!, höre ich ihn sagen und an der Zigarette ziehen, ach komm, lass doch diese ewige Nostalgie, flüstere ich ihm zu und schau mir doch gern den hellen Pavillon in der Mitte des Parks an, die Bank neben mir ist leer. Zu Paris sagt der Grossvater nichts, vielleicht könntest du einmal nicken oder den Kopf schütteln, nur als kleine Hilfe. Er schweigt. Beide schweigen. Beide da.

Diese Sprache und ich müssen die Schrittlänge wieder finden, sind einen in graue Platten aufgeteilten Küchenboden gewohnt, auf dem wir Kinderhüpfspiele gespielt haben und den wir lange schon mit nur wenigen Schritten durchqueren können

von der Tür bis zum Fenster und zurück
ans Fenster, vom Fenster weg
bis zur Tür und zurück
zurück an den gedeckten Tisch
und wieder vor
Vor mir jetzt der Ban-Jelačić-Platz.
Zagreb ist der Ban-Jelačić-Platz.
Oder viele Ban-Jelačić-Plätze.
Zagreb ist das Ban-Jelačić-Pferd.

In der Mitte dieses mindestens doppelnamigen Platzes steht die riesige Statue von Ban, Josip Graf Jelačić, einem Feldherrn des 19. Jahrhunderts, festgehalten auf einem Pferd, den Blick entschlossen nach vorne gerichtet, den Säbel zum Angriff, oder zum Gruss, über dem Kopf erhoben, für das Kind, das an der Hand des Grossvaters den Platz überquerte, gab es aber keinen Ban Jelačić. Es gab kein Pferd. Die einen Erwachsenen nannten den Platz damals Platz der Republik, während die anderen mich korrigierten, wenn ich den Platz so nannte, und diese anderen waren mehr, ich kannte fast nur diese anderen, für die es der Ban-Jelačić-Platz war, es war eine Zeit, in der kein Ban-Jelačić-Pferd und keine Statue, aber viele Ban-Jelačić-Plätze da waren. 1947 bis 1990 war die Statue nicht da, 1947 bis 1990 war Ban Jelačić keine zu würdigende historische Persönlichkeit, 1947 bis 1990 war Ban Jelačić alles andere als eine zu würdigende historische Persönlichkeit, erst 1990 wurde die Statue wieder aufgestellt, dazwischen hatte sie jemand vorsorglich in seinen Kellerräumen aufbewahrt, bei so vielen Systemwechseln wird noch ein weiterer kommen, muss er sich gedacht haben, und es kam: ein weiterer Krieg, und es fiel: der Kommunismus, und es stand wieder: das Ban-Jelačić-Pferd. Auf zum Galopp, es scheint seit immer schon sehr ungeduldig zu sein.

Es war eine Zeit, in der sich alle Erwachsenen so sicher waren, dass jedes Warum sie sofort verunsicherte, und ich fragte bald schon nicht mehr nach. Es deckte sich nichts mehr, umso mehr pasierte. Nur die Antworten auf das Warum waren so klar, dass sie nicht stimmen konnten. Zagreb ist die verschwommene Erinnerung an die Zeit ohne Warum. Es war nicht irgendeine Zeit, es war die Zeit, als das Telefon von hier nach dort und umgekehrt

noch häufiger klingelte. Diese Zeit ohne Warum ist der Besuch bei den Grosseltern, bei dem wir frühmorgens geweckt und zum Flughafen gebracht werden, aber viel zu früh, rufen wir, die Ferien sind noch lange nicht vorbei, und wir rufen doch noch ein verschlafenes: Warum? hinterher und bereuen es sogleich, denn es gibt sofort wieder Antworten, hektisch in den Morgen hineingerufen, die ich geradewegs vergesse. Das «sicher ist sicher», das «geht, so lange es noch geht» sowie all die nächtlichen und frühmorgendlichen Radionachrichten, denen die Eltern und Grosseltern hier und dort zuhörten, um vielleicht zu verstehen, um zwischen den Sätzen vielleicht zu hören, was tatsächlich passierte, hörten wir nicht.

Es war die Zeit, in der jedes Wort ein dunkles Versteck war, in das man tief hineinschaute und wartete, bis die Augen sich an die Dunkelheit gewöhnten. Sie gewöhnten sich nicht. Es verging bloss sehr viel Zeit, in der jeder Blick zwischen den Eltern am Küchentisch eine Nachricht von hier nach dort und zurück zu sein schien und uns Kinder nicht meinte. Bis es plötzlich wieder vorbei war. Unsere Küche sah die ganze Zeit über gleich aus. Nur der Fernseher wurde erst angestellt, als wir schon schliefen.

Es war die Zeit, in der irgendwo weit weg der Grossvater zu seiner anderen Tochter eines Abends sagte: Wenn mir noch einer aus dieser Familie wegstirbt durch einen Krieg, werde ich nicht mehr weiterleben, und die Tante wusste, dass dieser Satz kein versteckter, leerer Platz war.

Es war die Zeit der Rolle und des Ban Jelačić.

In der gleichen Zeit war da eine Rolle in Zürich, die die Kindergärtnerin an mich und alle anderen verteilte, als sie von Theater sprach, aber es kam keine Rolle aus dickem Papier oder braunem Karton, die ich mir vorgestellt hatte, es kam ein Rabe, der kein Rabe war, genauso wie ein Feld entstand, wo sonst der Sitzkreis war, über das ich zu fliegen lernte. Und zugleich war kein Feld da.

Genauso wie Ban Jelačić nicht da war und dennoch mit dem Aussprechen des Wortes, an der Hand des Grossvaters den Platz überquerend, jedes Mal eine Herde schnaubender Pferde über den Platz galop-

pierte. Ich stellte mir Ban Jelačić als ein wunderbar grosses Pferd vor, schwarz, tief schnaufend, ich stellte mir den Raben vor und ich stellte mir dort, in der Küche zwischen der eingesperrten Sprache und den engen Bodenplatten, zwischen dem klingelnden Telefon und dem Schweigen am Tisch vor, weiterhin beim Grossvater zu sein. Denn wenn Raben und Ban Jelačić so weit voneinander entfernt doch gleichzeitig da waren, musste es Verbindungen geben. Das war das Gute an der Zeit.

Und es gab andere Worte. Ohne Verbindungen.

Die Erwachsenen nannten sich die Erwachsenen und zu uns sagten sie Kinder, was ein Wort war, das weder Raben fliegen noch Städte entstehen liess, das nur klein meinte und hiess, dass man vor der Türe warten musste. Aber wir, wir waren doch, wir waren da und wir konnten das mit den Rollen und den Ban Jelačić, die alle nicht da sind, aber überall, doch herausfinden, wir konnten Dinge, die Länder und Erwachsene und Krieg nicht konnten.

Abdruck aus: Ivna Žic, «Die Nachkommende», © Matthes & Seitz-Verlag Berlin 2019, S. 31-39, mit freundlicher Genehmigung des Verlags.

BA

50M



Erfolgreiche Lernende und Betreuende, Gautschi AG, St. Margrethen
© Gautschi AG, St. Margrethen

Une appartenance forte à la Suisse.

Philippe Wanner

On parle beaucoup actuellement de l'intégration des étrangers, du point de vue de la société suisse. Mais comment les immigrés eux-mêmes évaluent-ils leur vie en Suisse ? Que pensent-ils de la cohabitation avec les habitants du pays ? Les résultats d'un projet de recherche dressent un tableau positif.

L'immigration vers la Suisse a connu une évolution accidentée, mais s'est produite en parallèle à la conjoncture économique, avec un premier pic dans le milieu des années 1960 et l'arrivée de travailleurs relativement faiblement qualifiés, majoritairement issus de l'Italie. Après la baisse des flux immédiatement après le choc pétrolier du milieu des années 1970, la migration évolua d'une manière variable durant 25 ans, en fonction des besoins de l'économie nationale et des crises politiques externes, notamment dans les Balkans. Puis, une seconde vague migratoire émergea entre 2007 et 2015. Elle conduisit à l'arrivée de travailleurs hautement qualifiés issus majoritairement des pays voisins (Allemagne, France, Italie). Cependant, la demande de main-d'œuvre dans les travaux peu rémunérateurs contribua à maintenir les flux migratoires de travailleurs manuels, notamment du Portugal. En 2005, une étude de l'OCDE plaçait l'arc lémanique en première position des régions industrialisées en ce qui concerne l'apport relatif (c'est-à-dire après prise en compte de la taille de la population d'accueil) des migrants hautement qualifiés, devant le Luxembourg et les autres grands centres économiques tels la Californie ou les capitales Européennes (Brezzi et al., 2010). Zurich se situait pour sa part en cinquième position de ce classement, attestant de l'orientation hautement qualifiée des flux migratoires récents

Une diversité démographique

Cette migration conduit à une importante communauté issue de la migration. Selon l'Office fédéral de la statistique, plus d'un tiers de la population – 37,5 % – est issue de la migration : 30,2 % est arrivée en Suisse au

cours de sa vie (2,165 millions), et 7,3 % (521 000) sont des enfants de migrants (2^e génération) . Au total, près de 2,7 millions de personnes vivant en Suisse sont originaires d'un pays autre que la Suisse : la majorité d'entre eux est d'une origine européenne. En outre parmi les personnes de nationalité suisse, 600 000 sont nées à l'étranger et ont été naturalisées au cours de leur vie. Enfin, près d'un million d'adultes de nationalité suisse sont aussi titulaires d'un passeport étranger, attestant de l'origine multiple de la population.

La contribution de la migration est encore plus marquée dans certaines régions ou communes de la Suisse : les personnes nées à l'étranger forment ainsi le groupe majoritaire (plus de 50 % de la population) dans près d'une trentaine de communes suisses dont Paradiso (67 %), Pregny-Chambésy et Leysin (63 %) ou Genève (58 %). À l'opposé, certaines communes, parfois de plus de 5000 habitants telles Frutigen, Schwarzenburg ou Sumiswald, dénombrent dans leur population moins de 10 % de personnes nées à l'étranger.

Si l'on tient compte de la nationalité, Italiens, Allemands, Portugais, Français et Kosovars représentent dans l'ordre les principales communautés présentes en Suisse fin 2018. Puis, derrière ces nationalités qui ont une longue histoire migratoire avec la Suisse, de nouvelles communautés émergent et ont vu leur effectif s'accroître rapidement au cours de la décennie écoulée : Polonais, Hongrois, Slovaques, Roumains et Bulgares ont doublé leur présence en Suisse, de même que plusieurs nationalités issues de l'asile (Érythrée, Syrie, Afghanistan), conduisant à une plus grande diversité – linguistique, culturelle ou ethnique – de la population de la Suisse.

Un sentiment d'appartenance à la société suisse

Cette diversité s'accompagne d'un contexte où pour beaucoup, le séjour en Suisse est désiré, car le pays offre des opportunités professionnelles, un cadre de vie plutôt agréable et sûr. Pour beaucoup d'immigrés, vivre en Suisse est un choix plutôt qu'une obligation, et cette situation favorise l'intégration dans la société d'accueil. Cette intégration prend plusieurs formes, décrites par Heckmann et Schnapper (2003). Elle peut faire référence au sentiment d'appartenance (intégration identificatrice). Elle peut aussi prendre la forme d'interactions avec la société d'accueil (intégration interactive) et être décrite par différents indicateurs faisant référence à la participation sociale, à la socialisation en Suisse, à la mixité des mariages et à l'intérêt pour l'actualité du pays d'accueil. Nous présentons ci-dessous ces indicateurs, construits à l'aide d'un outil de monitoring qui a été développé dans le cadre du nccr – on the move, l'enquête Migration-Mobility (Steiner et Wanner, 2019). Celle-ci, qui a lieu tous les deux ans et concernait 7400 adultes en 2018, a parmi ses objectifs le monitoring de la participation professionnelle et sociale des immigrés.

Ainsi, interrogés sur leur *niveau d'attachement* par rapport à la Suisse sur une échelle allant de 0 (aucun sentiment d'attachement) à 7 (très fort sentiment d'attachement), la majorité des répondants déclarent un sentiment élevé ou très élevé. La moyenne des réponses se situe à 5, avec relativement peu de différences en fonction du sexe, du niveau de formation ou du motif d'arrivée. Ce sont les personnes originaires d'un pays hors de l'UE/AELE (en particulier les Africains) qui présentent le plus fort sentiment d'attachement. Ces derniers, mais aussi les personnes originaires d'Amérique du Nord et d'Europe non communautaire montrent un attachement significativement plus élevé pour la Suisse comparativement à leur pays.

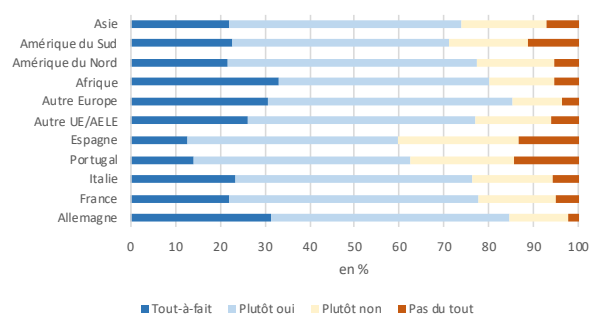
Quant au sentiment d'appartenance à la société suisse, il est tout aussi fort parmi les personnes interrogées. Selon l'enquête, 77 % se déclarent totalement ou positivement appartenir à la société suisse (Graphique 1).

Seule une minorité de 6 % ne se sent pas du tout (17 % pas réellement) appartenir à la société suisse. Le sentiment de non-appartenance est le plus prononcé parmi les communautés de langue portugaise ou espagnole.

Des contacts sociaux avec les Suisses jugés positivement

Les *contacts sociaux* établis avec la société suisse représentent une deuxième dimension importante, tra-

Sentiment d'appartenance à la population suisse



Graphique 1
Source : Migration-Mobility Survey 2018. Réponses à la question : dans quelle mesure êtes-vous d'accord avec l'affirmation suivante : « globalement, je me sens appartenir à la société suisse ? »

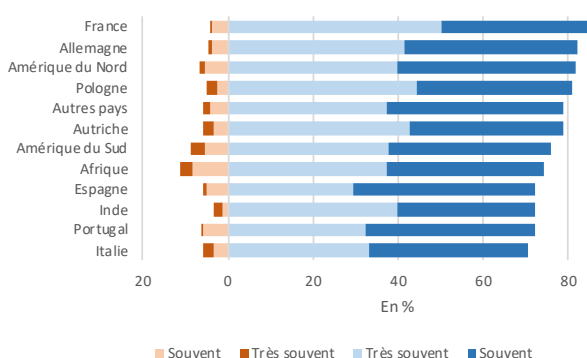
duisant à la fois la participation à la société et l'intégration sociale. Interrogés sur la fréquence et la qualité des interactions avec la population suisse, les immigrés vivant en Suisse jugent plutôt positivement les contacts entretenus dans la rue, dans les transports publics ou dans les magasins : À la question : « à quelle fréquence avez-vous des contacts positifs avec des personnes suisses ? », près de 80 % des étrangers répondent souvent ou très souvent. À la question : « à quelle fréquence avez-vous des contacts négatifs avec des personnes suisses ? », rares sont ceux qui déclarent avoir vécu de telles situations, lesquelles se produisent cependant au sein des communautés africaines et latino-américaines,

qui sont aussi celles qui sont le plus confrontées à des jugements racistes ou des comportements discriminatoires.

L'aptitude à se faire des amis en Suisse (de quelque origine que ce soit) reflète en partie la capacité à s'adapter à un nouvel environnement et à une nouvelle culture. Une majorité des personnes interrogées par l'enquête indiquent avoir des amis à la fois en Suisse et dans le pays d'origine. Plus précisément, 38 % des personnes interrogées déclarent que leurs amis se répartissent d'une manière équilibrée entre la Suisse et l'étranger, 27 % ont majoritairement (mais pas uniquement) des amis en Suisse, et 16 % majo-

ritairement à l'étranger. Seule une minorité (10 % et 9 % respectivement) déclarent des amis uniquement en Suisse ou uniquement à l'étranger. Les ressortissants Sud-Américains éprouvent le plus de difficultés à lier des amitiés en Suisse (20 % ne déclarent pas d'amis en Suisse). De manière rassurante, une majorité (83 %) de la population migrante interrogée indique avoir en Suisse au moins un ami sur lequel compter en cas de besoin.

Contact avec la société suisse



Graphique 2: Proportion de personnes répondant avoir des contacts positifs (en bleu) et proportion de celles répondant avoir des contacts négatifs (en rouge)

Source: NCCR On the Move Migration-Mobility Survey 2018

ritairement à l'étranger. Seule une minorité (10 % et 9 % respectivement) déclarent des amis uniquement en Suisse ou uniquement à l'étranger. Les ressortissants Sud-Américains éprouvent le plus de difficultés à lier des amitiés en Suisse (20 % ne déclarent pas d'amis en Suisse). De manière rassurante, une majorité (83 %) de la population migrante interrogée indique avoir en Suisse au moins un ami sur lequel compter en cas de besoin.

Mixité des unions

Un troisième indicateur de l'intégration sociale fait référence à la *proportion de mariages mixtes* ou interethniques, c'est-à-dire impliquant deux conjoints de nationalité différente. Cette mixité du mariage, qui peut être analysée à partir des données de l'état civil, augmente généralement lorsque les contacts établis avec les natifs ou membres d'autres communautés vivant dans le pays d'accueil deviennent plus fréquents. Elle peut cepen-

Un intérêt marqué pour l'actualité Suisse

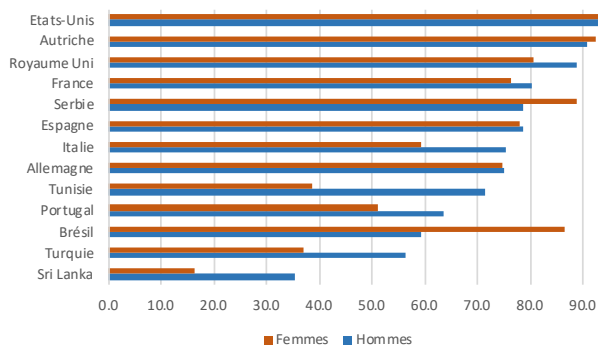
Enfin, l'intérêt pour l'actualité suisse dénote d'une volonté de participer socialement. Mesuré à l'aide d'une échelle allant de 0 (aucun intérêt) à 7 (intérêt très élevé), cet intérêt est autoévalué comme important par les différents groupes présents en Suisse ; seules deux communautés (Portugal et Espagne) montrent un intérêt plus prononcé pour les nouvelles du pays d'origine, les autres communautés déclarant un intérêt aussi important pour les actualités locales que pour celles faisant référence au pays d'origine. Ainsi, l'immigration n'exclut pas de rester informée de ce qui se passe au pays d'origine, mais conduit à porter un regard tout aussi avisé sur l'actualité du pays d'accueil.

Diversité croissante - bonne intégration

Ces différentes informations statistiques suggèrent que la migration en Suisse, si elle conduit à une diversité des origines présentes, s'accompagne le plus souvent d'un sentiment d'appartenance, de contacts sociaux positifs avec la population d'accueil et d'une intégration sociale plutôt réussie. L'émergence de minorités ethniques marginalisées, qui s'observe dans certains pays d'immigration, ne paraît pas être une réalité en Suisse, d'un point de vue statistique : en d'autres termes, même si on ne peut pas exclure la présence en Suisse de groupes précarisés et marginalisés, ces groupes restent relativement limités en termes de représentativité. Le contexte derrière la migration, souvent professionnelle, parfois familiale, rarement contrainte, peut expliquer cette situation.

Ainsi, alors même que la dernière décennie ait été marquée par une diversification de la provenance des flux migratoires, et ait contribué à une diversité des populations résidentes en Suisse, cette diversité s'accompagne pour le moment d'une bonne intégration. Cependant,

Proportion de personnes nées à l'étranger
ayant épousé un-e conjoint-e d'un autre
pays de naissance, 2017



Graphique 3:
Source : Statistique BEVNAT. Seuls sont retenus les mariages impliquant au moins une personne résidente permanente.

alors que la situation économique devient plus incertaine, il conviendra, dans les prochains mois, de s'assurer que ce constat plutôt positif perdure.

Brezzi, Monica, Jean-Christophe Dumont, Mario Piacentini, Cécile Thoreau (OECD), 2010, Determinants of localization of recent immigrants across OECD Regions, oecd.org/regional/regional-policy/45344744.pdf
Heckmann, Friedrich, Dominique Schnapper (eds.), 2003, The Integration of Immigrants in European Societies. National Differences and Trends of Convergence, Stuttgart, Lucius & Lucius.
Steiner, Ilka, Philippe Wanner (eds.), 2020, Migrants and Expats: The Swiss Migration and Mobility Nexus, IMISCOE Research Series.

Zugewanderte: eine starke Verbundenheit mit der Schweiz

Die Zuwanderung in die Schweiz erfolgt seit über hundert Jahren vor allem aus den umliegenden Nachbarländern sowie aus den Staaten Südeuropas. Auch wenn die Einwanderung aus geografisch entfernten Ländern mit kulturell anders geprägten Lebensweisen in absoluten Zahlen zunimmt, bleibt die Migrationsbevölkerung aus Drittstaaten statistisch gesehen minoritär. Die schweizerische Vielfalt drückt sich also eher durch die nationale Herkunft als durch «kulturell anders» empfundene Unterschiede aus.

Wie gestalten sich die Kontakte zwischen Einheimischen und Zugewanderten? Wie beurteilen letztere ihre soziale Integration? Die zur Verfügung stehenden Daten zeichnen ein günstiges Bild: Zugewanderte bewerten die Interaktion mit der einheimischen Bevölkerung als positiv und legen ein ausgeprägtes Interesse für das lokale Geschehen an den Tag. Ihre sehr gute Integration in den Arbeitsmarkt begünstigt auch die gesellschaftliche Teilhabe.

Die Schweiz hat in der Vergangenheit stets von der Arbeitskraft, dem kreativen Potenzial und dem Innovationsgeist von Immigrantinnen und Immigranten profitiert. In gesellschaftlicher Hinsicht ist die Integration der Zugewanderten als Erfolg zu werten, hat es die Schweiz doch verstanden – trotz Stimmen, die sich gegen «die Ausländer» wandten – sich auf das Zusammenleben mit Neuzuziehenden einzulassen.

PHILIPPE WANNER

est professeur de démographie à l'Université de Genève, et membre du nccr – on the move. Ses recherches portent sur l'évolution démographique de la Suisse en lien avec la migration.

Die Mär von der konfliktfreien Gesellschaft.

Aladin El Mafaalani

Konflikte sind ein Zeichen gelingender Integration – das ist die These von Aladin El-Mafaalani: Je stärker die durch Migration geprägten Gesellschaften zusammenwachsen, desto heftiger werden die Debatten. Dies kann zu Konflikten führen, die zunehmen, je mehr die Integration von Einwanderern voranschreitet. Der Soziologe plädiert für eine gepflegte Streitkultur als «Leitkultur». Vor Konflikten müsse man keine Angst haben: Konflikte brächten Gesellschaften voran und sie führten zu sozialen Innovationen.

In der Vergangenheit lebten wir in einem mentalen Dualismus zwischen Monokulti- und Multikulti-Positionen, die sich darin einig waren, dass man erstens keine umfassende Integrationspolitik benötige und dass man zweitens sich selbst nicht verändern müsse, nur weil arbeitende «Gäste» oder «Flüchtlinge» kämen.

Veränderte gesellschaftliche Realitäten

Die Erkenntnis, ein Einwanderungsland zu sein, und die anschliessenden offensiven Diskussionen zu den Erfordernissen einer aktiven Integrationspolitik haben zwar nicht dazu geführt, dass die Mono- und Multikulti-Positionen ganz verschwunden sind, aber sie sind nicht mehr dominant. Die Positionen und Haltungen sind ähnlich divers wie die Gesellschaft insgesamt. Nicht nur die Bevölkerungsstruktur hat sich enorm verändert, sondern auch die Gesellschaft und der Lebensalltag aller Menschen. In den Institutionen bemüht man sich zunehmend, sich an die veränderten gesellschaftlichen Bedingungen anzupassen, was auch immer besser gelingt. Aber der enorme soziokulturelle Wandel überfordert offensichtlich einen Teil der alteingesessenen Bevölkerung. Ein mindestens genauso grosser Teil scheint die Diversität zu lieben, was man nicht zuletzt daran erkennt, dass die internationalsten Städte auch die attraktivsten sind. Gleichzeitig nehmen selbst die Befürworter der Vielfalt Unstimmigkeiten und Spannungen wahr, können diese aber vielfach nicht angemessen deuten. Sie hängen mit dem bisher nicht angesprochenen Missverständnis zusammen: der Idee der konfliktfreien Gesellschaft.

Während die beiden ersten Vorstellungen eher «typisch deutsch» sind, gibt es eine These, von der alle ausgegangen sind und immer noch ausgehen: Eine positive Entwicklung würde daran erkannt, dass es insgesamt harmonischer zugehe. Die konfliktfreie Gesellschaft ist diesem Verständnis nach der Referenzrahmen, an dem man die Erfolge der Integration und die Entwicklung zu einer offenen Gesellschaft insgesamt erkennen könne. Genau diese Zieldimension ist nicht nur deutsch. Den Deutschen wird zwar durchaus ein grosses Bedürfnis nach Harmonie und Konsens nachgesagt, aber erstaunlicherweise findet sich die These auch im gesamten englischsprachigen Raum wieder, selbst in der Wissenschaft. Und daher ist die wichtigste Frage überhaupt: Haben wir eigentlich eine realistische Erwartung daran, was das Ergebnis gelungener Integration ist? Wohin führt gelungene Integration?

Unrealistische Vorstellungen von Harmonie

Und damit sind wir beim Kern des Problems. Wir neigen dazu, unsere Wünsche und Hoffnungen auf Begriffe zu projizieren. Die Begriffe Integration und offene Gesellschaft stehen entsprechend schlicht für etwas Positives. Diese Wertung kann und soll man vornehmen. Problematisch wird sie, sobald man daraus die Ableitung folgert: Wenn Integration gelingt und die offene Gesellschaft realisiert wurde, dann ist alles gut, harmonisch und im Einklang. Diese Vorstellung ist völlig unrealistisch. Daran gemessen werden wir immer unzufriedener, je mehr Ziele wir erreichen.

In den vergangenen Jahrzehnten wurde unheimlich viel über Migration und Integration debattiert. Dabei ging es lediglich um die Terminologien, Beschreibungen und Definitionen, über die auch gelegentlich richtig gestritten wurde. Dies gilt für öffentliche, politische und wissenschaftliche Diskurse gleichermaßen. Jeder Wissenschaftler, der was auf sich hielt, brachte einen neuen Begriff ins Spiel oder definierte einen alten Begriff neu. Deshalb sprechen wir heute von Integration, von Inklusion, von Diversity, von Teilhabe, von Chancengleichheit, von Gleichstellung usw.

Weitere Ausdifferenzierungen in Unterkategorien erlauben zwar systematische Differenzierungen, aber vernebeln mit den vielen Details und Fragmenten auch die Sicht auf das Wesentliche. Wie sehr man zumindest als Nicht-Wissenschaftler Gefahr läuft, den Wald vor lauter Bäumen nicht mehr zu sehen, lässt sich beispielsweise am Integrationsbegriff zeigen. Man unterscheidet innerhalb einer einzigen Integrationstheorie Systemintegration, Sozialintegration, strukturelle Integration, kulturelle Integration, soziale Integration, emotionale Integration, Mehrfachintegration, Assimilation, Separation, Marginalisierung usw. Um nicht falsch verstanden zu werden: Das sind alles begründbare Unterscheidungen, die wichtig sind. Was Statiker und Architekten beim Hausbau machen, ist ebenso wichtig, sagt aber noch nichts darüber aus, ob man sich heute und in zwanzig Jahren in dem Eigenheim wohlfühlt, wie man mit der Nachbarschaft zurechtkommt und ob man im Laufe der Zeit nicht doch an-, ab- oder umbaut. Es soll schon vorgekommen sein, dass Architekten, Statiker und Bauunternehmer von einer perfekten Planung und Umsetzung sprachen, der Auftraggeber aber überhaupt nicht zufrieden war.

Neben den vielen Begriffen variiert auch der Bezugspunkt. Nicht zu Unrecht sprechen viele davon, dass Integration eine allgemeine Herausforderung ist, die nicht nur auf das Themenfeld Migration beschränkt werden kann. In dem Zusammenhang ist dann die Rede davon, dass sich die Herausforderung Integration auch für abgehängte und resignierte Milieus stelle, man die Integration von Frauen, von Menschen mit Behinderung, von Arbeitslosen oder Ostdeutschen fordern und fördern sollte. Richtig ist zweifelsfrei, dass der Begriff vom Prinzip her auf alle Personengruppen beziehbar ist. Aber man darf nicht in die Falle tappen, nach Integration zu rufen, weil es Konflikte gibt.

Das, was die vielen Begriffe im Detail meinen, ist tatsächlich unterschiedlich. Aber sie alle haben dieselbe Folge. Und genau die zu erwartenden Folgen sind noch nicht nachvollzogen worden. Wenn Integration oder In-

klusion oder Chancengleichheit gelingt, dann wird die Gesellschaft nicht homogener, nicht harmonischer und nicht konfliktfreier. Nein, das Gegenteil ist viel wahrscheinlicher. Die zentrale Folge gelungener Integration ist ein erhöhtes Konfliktpotenzial.

Ich habe schon oft Vorträge zu genau diesem Thema gehalten und häufig einige Tage vorher E-Mails bekommen mit dem Hinweis, dass die Veranstalter einen Fehler in der Programmankündigung gemacht hätten, weil da der unlogische Titel «Gelungene Integration steigert das Konfliktpotenzial» angegeben sei und es doch andersherum heissen müsse. Wenn mich die Autoren nach dem Vortrag, in ihrem Welt- und Selbstbild irritiert, ansprachen, habe ich mich gefreut.

Gemeinsam am Tisch

Egal, welchem Begriffsverständnis man folgt, es lässt sich dieselbe Folge skizzieren: Mehr Menschen können und wollen partizipieren, sich aktiv beteiligen und etwas abbekommen. Alle an einem Tisch. Immer mehr und immer unterschiedlichere Menschen sitzen mit am Tisch und wollen ein Stück vom Kuchen. Wie kommt man eigentlich auf die Idee, dass es ausgerechnet jetzt harmonisch werden soll? Diese Vorstellung ist entweder naiv oder hegemonial. Das wäre Multikulti-Romantik oder Monokulti-Nostalgie. Die Realität ist ganz offensichtlich eine andere.

Der dynamische Prozess der Integration kann mit der Tisch-Metapher noch deutlicher und umfassender beschrieben werden. Die erste Generation der Einwanderer ist noch bescheiden und fleissig, beansprucht nicht volle Zugehörigkeit und Teilhabe. Im Alltag mag es zu Irritationen kommen, aber genau genommen ist der Umgang mit Einwanderern «gemütlich». Sie sitzen überwiegend am Boden oder am Katzentisch, während die Einheimischen am Tisch sitzen. Diese Menschen, also die Migranten selbst, sind froh, überhaupt da zu sein, und vergleichsweise anspruchslos. Integration ist hier eine Herausforderung und findet in der Regel nur auf niedrigem Niveau statt.

Die ersten Nachkommen beginnen, sich an den Tisch zu setzen. In der zweiten Generation gelingt Integration zunehmend. Die Migrantenkinder sprechen deutsch, haben nie in einer anderen Heimat als Deutschland gelebt und sehen sich schon als Teil des Ganzen. Egal wie wir Integration definieren, hier findet sie statt. Und deshalb steigt das Konfliktpotenzial. Denn mehr Menschen sitzen jetzt am Tisch, wollen einen schönen Platz und wollen ein Stück vom Kuchen. Es geht hier also um Teilhabe an Positionen und Ressourcen.

In der dritten Generation geht die Reise noch mal weiter. Die Enkel der Migrantinnen und Migranten möchten nicht mehr nur am Tisch sitzen und ein Stück vom servierten Kuchen bekommen. Sie wollen mitbestellen. Sie wollen mitentscheiden, welcher Kuchen auf den Tisch kommt. Und sie wollen die alten Tischregeln, die sich entwickelt und etabliert haben, bevor sie dabei waren, mitgestalten. Das Konfliktpotenzial steigert sich weiter, denn nun geht es um die Rezeptur und die Ordnung der offenen Tischgesellschaft.

Positionen neu aushandeln

Diese holzschnittartige Darstellung zeigt, was da über die Generationenfolge passiert ist: Integration im tiefsten Wortsinn. Integration bedeutet zunächst, dass der Anteil der Menschen, die teilhaben können und wollen, wächst. Und es wächst das Ausmass des Könnens und Wollens. Das sind quantitative und qualitative Veränderungen. Immer mehr und immer verschiedenere Menschen artikulieren ihre Bedürfnisse und Interessen selbstbewusst. Dieser Prozess lässt sich für alle ehemals ausgeschlossenen Gruppen darstellen, für Frauen, Menschen mit Behinderung, Nicht-Heterosexuelle und zunehmend auch für Menschen mit internationaler Geschichte.

Vielleicht wird es in der vierten Generation ruhiger, vielleicht. Aber da ein liberales Einwanderungsland jedes Jahr eine neue erste, eine neue zweite und eine neue dritte Generation hat und sich fortwährend verändert, bleibt es dauerhaft komplex. Es wird konfliktreich bleiben. Zumindest ist das Konfliktpotenzial erhöht, also die Möglichkeiten für Dissens und Kontroversen.

Gelungene Integration erhöht deshalb das Konfliktpotenzial, weil Inklusion, Gleichberechtigung oder eine Verbesserung der Teilhabechancen nicht zu einer Homogenisierung der Lebensweisen, sondern zu einer Heterogenisierung, nicht zu mehr Harmonie und Konsens in der Gesellschaft, sondern zu mehr Dissonanz und Neuaushandlungen führt. Zunächst sind es Konflikte um soziale Positionen und Ressourcen, im Zeitverlauf werden soziale Privilegien und kulturelle Dominanzverhältnisse infrage gestellt und neu ausgehandelt. Desintegration geht einher mit sozialen Problemen. Das dauerhafte Ausgeschlossenensein vom Tisch steigert die Wahrscheinlichkeit für abweichendes Verhalten, für Kriminalität und Gewalt. Bei Integration handelt es sich hingegen um grundlegende, die Gesellschaft verändernde Konflikte.

ALADIN EL-MAFAALANI

ist seit Juli 2019 Professor für Erziehungswissenschaft und Inhaber des Lehrstuhls für Erziehung und Bildung in der Migrationsgesellschaft an der Universität Osnabrück. Er ist dort sowohl am Institut für Erziehungswissenschaft als auch am Institut für Migrationsforschung und interkulturelle Studien (IMIS) angesiedelt.

Le paradoxe de l'intégration

Les conflits sont le signe d'une intégration en voie de réussite – telle est la thèse d'Aladin El-Mafaalani : plus les sociétés marquées par la migration gagnent en cohésion, plus les débats sont vifs. Cela peut conduire à des conflits dont le nombre s'accroît à mesure que l'intégration des migrants progresse. Ce sociologue plaide en faveur d'une culture de débats policée comme « culture dominante ». En effet, il ne faut pas craindre les conflits, ils font avancer la société, ils mènent à des innovations sociales.

El-Mafaalani utilise une métaphore qui compare la société à une table au cours d'un repas. La première génération des immigrants était assise en retrait, en toute modestie. C'était en particulier le cas pour ceux que l'on nommait les « saisonniers » (Gastarbeiter), dont beaucoup rêvèrent pendant longtemps d'un retour dans leur ancienne patrie, tandis que ceux qui étaient établis de longue date avaient la table pour eux tout seuls. Leurs enfants, en revanche, c'est-à-dire la deuxième génération, revendiquèrent une place à table et une part du gâteau. La troisième génération, celle des petits-enfants des migrants, a désormais la volonté de participer aux décisions, de choisir quel gâteau sera servi à table et de définir les règles qui régissent le repas. Cela amplifie les conflits. Car les problèmes sont liés aux perceptions de la société. Ils résultent du décalage ressenti entre les attentes et les exigences d'une part et les réalités sociales véritablement vécues d'autre part.

Auszug aus: Aladin El-Mafaalani: «Das Integrationsparadox», © Verlag Kiepenheuer & Witsch, 2018, S. 73-79. Abdruck mit freundlicher Genehmigung des Verlags.



Erfolgreiche Lernende, Alterszentrum Lanzeln, Stäfa
Bild z.V.g.

Das I-Wort.

Valentin Groebner

Der Begriff «Identität» ist im aktuellen politischen Diskurs ein vielverwendetes Schlagwort, das aus ganz unterschiedlichen Perspektiven heraus eingesetzt wird. Was ist gemeint, wenn jemand von «Identität» spricht? Welche Erzählungen stecken dahinter? Der Historiker gibt zu bedenken, dass Identität Zusammenhänge stark vereinfacht und dass Menschen, die sich darauf berufen, mit der Wirklichkeit ein Problem haben.

Früher hätte man dazu wahrscheinlich Herkunft gesagt. Oder Charakter. Wesen? Kultur? Oder, noch ein bisschen früher, Volksgeist? Das I-Wort weist in die Vergangenheit. Auf frühere, «echtere» Zustände, aus denen man kommt und die man weiterhin verkörpert. Ganz individuell: «Das ist meine Identität.» Oder gemeinsam: «Ein fester Bestandteil unserer Schweizer Identität.» Identität ist etwas, das noch nicht ganz oder noch nicht genug da ist; etwas, das erst vervollständigt werden muss – ein Versprechen auf zukünftige Ressourcen, aber von früher.

Geheimnisvolle Essenz

Das Wort *identitas* kommt aus der mittelalterlichen Logik, das Wort erscheint im 12. Jahrhundert. Damals meinte es diejenigen Merkmale, die verschiedenen Elementen einer Gruppe gemeinsam waren, abgeleitet von *idem*, *der-* oder *dasselbe*, und *identidem*, zum wiederholten Mal. Mit dem Gummiwort, das in den letzten fünfzig Jahren zum Lieblingsetikett aller Marketing- und Public Relations-Fachleute geworden ist, hat das nur wenig zu tun. Identität steht heute für drei sehr verschiedene Dinge: erstens für die Selbstdefinition eines Individuums, also für die erste Person Singular: «Das bin ich.» Zweitens wird sie für die Fremdbeschreibung einer zweiten Person verwendet, für die Kennzeichen einer Person: «Du bist so ...» Und drittens wird Identität als Gruppenzuschreibung gebraucht, als Ensemble kollektiver Eigenschaften.

Diese sehr unterschiedlichen Verwendungen werden im Begriff Identität ununterscheidbar zusammengedrückt. Identität wird zum Alleskleber. Sie lässt die Grenzen zwischen Selbst- und Fremdefinition verschwimmen und kann alles Mögliche gleichzeitig bedeuten. Es gäbe «keine Identität ohne Geschichte, und keine Geschichte

ohne Identität», hat ein Bundesrat 2006 bei den Jubiläumsfeiern für die päpstliche Schweizergarde verkündet. Welche konkreten historischen Ereignisse er damit meinte, konnte offen bleiben: Identität erscheint als stimmungsvolle Wolke und geheimnisvolle Essenz in einem.

Identitätserzählungen

Wer Identität sagt, setzt voraus, dass das Publikum das damit beschworene grosse Ungenauere mit eigenen Inhalten auffüllen wird. Die erscheinen gewöhnlich in Form von Erzählungen. Wer aber etwas erzählt, muss die Hauptpersonen auf einige wenige reduzieren, mit klaren Rollen: Held, Opfer, Täterin, Zeuge. Wer erzählt, muss auch die äusseren Einflussfaktoren vereinfachen, auf zwei, maximal drei, mit klaren Funktionen (Bedrohung, Hindernis, Rettung) – ganz egal wie viele tatsächlich wirksam waren; und die Erzählung darf an nicht mehr als drei Orten spielen. Im Gegensatz zur Wirklichkeit, die sich mit vielen Beteiligten und Einflüssen an vielen Orten gleichzeitig abspielt, beruht Erzählen auf radikaler Reduktion. Es funktioniert, weil es Unbekanntes in Bekanntes verwandelt und Unpassendes ebenso verschwinden lässt wie allzu Kompliziertes. Erzählen ist ein Werkzeug dafür, die komplexe wirkliche Welt wie von Zauberhand überschaubar zu machen. Erzählungen beruhen auf systematischem Weglassen, vor allem, wenn es um vermeintliche historische Zugehörigkeiten geht.

Deswegen sind die Identitätserzählungen am erfolgreichsten, die von dem handeln, was man bereits zu wissen glaubt. Und sie haben ein Problem mit Veränderung – der Tatsache, dass es eben nicht mehr so ist wie früher. Am Beispiel von St. Moritz oder der Luzerner Kapellbrücke lässt sich zeigen, dass gewöhnlich das den Kern von aufwändig präsentierter historischer

Identität ausmacht, was bereits verschwunden ist. Ein Ort verwandelt sich innerhalb von weniger als hundert Jahren von einem armen Säumerdorf in ein touristisches Ballungszentrum und dann in noch einmal siebenzig Jahren in ein alpines Freigehege für sehr reiche Leute. In den hundert Jahren zwischen 1880 und 1980 hat St. Moritz seine Einwohnerzahl vervierzehnfacht – mit einem Ausländeranteil von heute fast vierzig Prozent. Um das Bündner Motto «Wir sind wir selber geblieben» am Laufen zu halten, braucht es 1200 Italienerinnen und Italiener und 450 Arbeitskräfte aus Portugal.

Die Luzerner Kapellbrücke dagegen, vor siebenhundert Jahren erbaut, ist dauernd erneuert worden, sonst wäre sie schon lange nicht mehr da. Im 19. Jahrhundert hat man ein gutes Viertel von ihr abgerissen. Bei der grossen Renovation 1968 wurden drei Viertel ihrer Holzteile erneuert. 1993 brannte sie ab. Heute ist sie Wahrzeichen und Symbol der historischen Identität von Luzern. Das Traditionellste an ihr sind die Geranien, mit denen sie geschmückt ist – eine Modeblume des 19. Jahrhunderts, die aus Südafrika kommt.

Das Beschwören eigener historischer Identität verspricht aber magischen Schutz vor zukünftigen Veränderungen. Es lässt eine Zeit entstehen, die es nie gegeben hat, eine im Pittoresken stillgestellte Geschichte. In der Wirklichkeit war es erst die dramatische Veränderung durch die Industrialisierung, die das Leben armer Leute im Engadiner Hochtal zu einer touristischen Attraktion machte. Für vermeintlich mittelalterliche Altstädte als Orte eigener «Identität» gilt dasselbe: In ihrer heute wirksamen Form stammen sie aus dem späten 19. Jahrhundert, bzw. – im Fall von Luzern – aus den 1970er Jahren.

Es gäbe keine Identität ohne Geschichte, habe ich zu Beginn aus einer offiziellen Ansprache zitiert, «und keine Geschichte ohne Identität». Stimmt auch. Nur anders, als der Bundesrat es 2006 gemeint hat. Der Satz selber ist geborgt – oder kopiert – aus einer Rede, die der deutsche Bundespräsident Johannes Rau vier Jahre früher auf dem Deutschen Historikertag gehalten hatte. «Identität braucht Geschichte» hatte er verkündet, «und Geschichte braucht Identität». Und dramatisch nachgelegt: «Geschichtsverlust bedeutet Identitätskrise und Identitätsverlust.»

Identität und Wirklichkeit

Identität ist also nicht etwas, das jemand hat. Sondern eine Kopie. Ihre Beschwörung ist gewöhnlich ein Hin-

La parola che inizia con la «I»: Identità

Il concetto di «identità» torna spesso nell'attuale discorso politico e abbraccia prospettive molto diverse l'una dall'altra. Ma cosa s'intende quando si parla di «identità»? Secondo lo storico Valentin Groebner, questo concetto condensa, semplificandoli, vari fattori interconnessi e chi se ne avvale ha un problema con la realtà dei fatti.

Chi parla di «identità» presuppone che gli interlocutori integrino con contenuti propri l'estrema vaghezza evocata da questo termine. Tali contenuti si presentano solitamente sotto forma di racconti. In un racconto i protagonisti vanno però ridotti ad alcuni ruoli chiave – l'eroe, la vittima, il carnefice, il testimone –, le variabili esterne vanno semplificate e i fatti non si possono svolgere in più di tre luoghi. Diversamente da quanto avviene nella realtà, dove una molteplicità di agenti e fattori interagiscono in una molteplicità di luoghi diversi, i racconti che hanno a che fare con l'identità implicano quindi un processo estremamente riduttivo. Il tutto funziona perché l'ignoto viene trasformato in noto e ciò che è inadatto o troppo complicato scompare. Il racconto è cioè uno strumento per rendere magicamente gestibile la complessità del mondo reale.

weis auf Mangel, auf eine Lücke. Deswegen muss sie so intensiv erinnert, ausgestellt und inszeniert werden. Gewöhnlich geht das mit einer gewissen Portion Selbstinfantilisierung qua Selbstvermarktung einher. Die ist auf die eigene Vereinfachung stolz. Ihre Erscheinungsform ist der Loop, die Wiederholungsschleife: Wer von Identität redet, hat mit der Wirklichkeit ein Problem.

Groebner, Valentin, 2018, Retroland. Geschichtstourismus und die Sehnsucht nach dem Authentischen, Frankfurt/M.

Groebner, Valentin, 2018, Identität. Anmerkungen zu einem politischen Schlagwort. In: Zeitschrift für Ideengeschichte 12, 3: 109-115.

VALENTIN GROEBNER

lehrt Geschichte an der Universität Luzern. Er ist Autor zahlreicher Bücher, unter anderem über die Geschichte von Ausweisen und Reisepässen; zuletzt erschien «Wer redet von der Reinheit? Eine Begriffsgeschichte», Wien 2019.

«Ich bin nicht von hier.»

Ivona Brdjanovic

Darf man Menschen mit Migrationshintergrund fragen, woher sie ursprünglich stammen? Viele antworten so kurz wie verärgert: «von hier». Das ist schade.

Die deutsche Journalistin Ferda Ataman hat im Februar auf Twitter erfolgreich einen Hashtag lanciert. Unter dem Schlagwort #vonhier schildern mittlerweile Hunderte Nutzer, wie sie wegen eines vermuteten Migrationshintergrunds anders behandelt werden, wie etwa Stewardessen sie auf Englisch statt auf Deutsch ansprechen. Und vor allem: wie Leute ohne Migrationshintergrund sie immer wieder fragen, woher sie stammen. «Ursprünglich», versteht sich.

Diese Twitterer sind meist «hier» geboren und sozialisiert, sprich in Deutschland, der Schweiz oder Österreich. Deshalb empfinden sie die Frage nach ihrer Herkunft, nach ihrem Ursprung oder ihren Wurzeln als rassistisch. Sie sagen, dass diese Frage ihnen implizit ihr Deutsch- oder Schweizersein abspreche. Dass sie automatisch woanders verortet würden. Dass sie, nur weil ihre Eltern oder Grosseltern aus einem anderen Land kämen, als Expertinnen für diese Kultur oder jene Religion abgestempelt würden. Kurzum: Sie nerven sich nicht nur über die Frage, sie mögen sie gar nicht erst beantworten.

Du bist Jugo?

Ich kann lediglich aus der Position von einer sprechen, die nicht hier geboren und nur teilweise hier sozialisiert wurde, und aus dieser Position finde ich diese Haltung schade. Ich wurde in Bosnien und Herzegowina geboren und kam als Siebenjährige in die Schweiz. Auch ich habe alle Abarten von Rassismus erlebt. Den nett gemeinten: «Du kannst erstaunlich gut Deutsch.» Den verstörenden: «Ich hätte nie gedacht, dass du Jugo bist, du hast etwas Italienisches.» Den expliziten: «Eure Sprache ist hässlich.» Den verletzenden: «Vielleicht solltest du mit deinesgleichen zusammen sein.»

Jeder einzelne dieser Sätze löst ein Unbehagen in mir aus. Ich höre solche Sätze nicht nur von reaktionären

oder rechtsabgerutschten Mitmenschen, sondern auch von Aufgeklärten, von Linken. Letztere halten sich natürlich für alles andere als rassistisch, weshalb sie gekränkt reagieren, wenn ich sie darauf anspreche. Es ist die Fragilität der Privilegierten. Sie reden sich dann oft damit heraus, dass sie doch natürlich das Gesagte nie ernsthaft denken würden, sondern es ironisch meinten. Dieser implizite Rassismus, auf Twitter diskutiert unter dem Hashtag #hipsterrassismus, ist für mich viel problematischer als die Frage nach meiner Herkunft.

Meine Herkunft reibe ich mit grossem Vergnügen allen unter die Nase. Ich habe eine serbische Mutter, Belgrad ist meine zweite Heimatstadt. Mein Vater war Kroate, meine Vorfahren sephardisch. Ich besitze einen Schweizer Pass und einen aus Bosnien und Herzegowina. Ich habe zwei Jahre meiner Kindheit in Libyen verbracht, bin in der Stadt Zürich aufgewachsen, habe in Biel studiert und gelte nun als «Schweizer Autorin».

Unsere Geschichte erzählen

Diese Geschichte zu erzählen, ist mir wichtig. Und zwar die Geschichte meiner Herkunft und der damit verbundenen strukturellen und institutionalisierten Diskriminierung an Schulen, auf dem Wohnungsmarkt, an Universitäten und auch durch Individuen. Es ist mir wichtig, zu zeigen, dass wir Migrantinnen und Migranten keine Klischees sind, die sich nur in einer bestimmten Welt bewegen; dass unsere Wege schwierig waren und dass das fast nur mit unserer Herkunft zu tun hat.

Meine Geschichte zu erzählen, ist mir noch aus einem anderen Grund wichtig: weil ich glaube, dass ich damit einen Teil dazu beitragen kann, die Vielfalt unserer Gesellschaft aufzuzeigen, sie hoffentlich offener zu machen. Und vor allem: die Narrative der Migrantinnen und Migranten zu stärken. Denn die dringen weiterhin viel zu selten an die Öffentlichkeit. Dieses Thema ist kein

reines Migrantenthema, es sollte ein gesamtschweizer Thema sein, mit dem wir alle uns auseinandersetzen.

Ich werde oft als Migrantin identifiziert. Manchmal ist der Grund dafür mein Name, manchmal meine Augen- oder Haarfarbe, manchmal mein Teint, manchmal mein Temperament. In der Öffentlichkeit finden sich mittlerweile viele Menschen mit ausländischen Pässen, mit Familien von Eingewanderten: Fussballerinnen, Moderatoren, Politikerinnen, Kunst- und Kulturschaffende. Einige von ihnen haben sich auch schon öffentlich gegen die Frage «Woher kommst du?» ausgesprochen. Das hat in meinen Augen etwas Überassimiliertes und Gezähmtes, als wollten sie sich nicht outen.

Ich erlebe häufig, dass Menschen, die kein Serbisch, Bosniakisch oder Kroatisch sprechen, sich gestört fühlen, wenn ich kurz mit anderen in einer dieser Sprachen rede. Meistens sprechen wir über etwas, das für die Drittperson absolut unbedeutend ist, das nur uns betrifft. Oft wechseln meine Gesprächspartner sofort wieder ins Deutsche. Sie vertuschen ihre sogenannte Herkunft, als gelte es, sie zu verstecken. Sie könnten ja in eine Schublade gesteckt werden, in der sie seit Generationen nicht mehr sind, nicht sein wollen oder nie waren. Als ob sie, die «Anständigen» und «Integrieren», das Bedürfnis abgelegt hätten, sich in ihrer Muttersprache zu unterhalten.

Mit diesem Verhalten verstärken Menschen mit Migrationshintergrund die Klischees, weil sie sich unsichtbar machen. Es geht mir nicht darum, dass man sich mit einer bestimmten Nationalität identifizieren oder gar patriotisch sein soll. Im Gegenteil, je öfter man sich ganz selbstverständlich über die Vielfalt in unserer Gesellschaft austauscht – und mittlerweile ist eine unglaubliche Vielfalt da –, desto alltäglicher und gewöhnlicher kann sie werden. Das geschieht nicht mit einem Knall, indem wir Migrantinnen und Migranten uns den Gesprächen verweigern.

Sich der Frage «Woher kommst du?» zu verweigern, hat etwas Arrogantes: Man wartet ein bisschen darauf, dass das Gegenüber in die Falle tappt. Dabei bin ich mir sicher, dass wir einen ziemlich guten Riecher dafür haben, ob der Fragesteller ein Rassist ist, ob also die Frage nach unserer Herkunft uns provozieren oder beleidigen soll.

Ich erlebe es übrigens eher mit offenen Menschen, dass sie mich nach meiner Herkunft fragen, oder sich – sehr aufmerksam – erkundigen: «Wie spricht man deinen Namen eigentlich richtig aus?» Rassisten stecken dich in eine Schublade und interessieren sich herzlich wenig für deine Geschichte oder Erlebnisse. Falls ich doch auf eine rassistische Person treffe, dann ist es mir umso wichtiger, sie in ein Gespräch zu verwickeln und das vorgefertigte Narrativ in ihrem Kopf zu durchkreuzen. Und sei es nur durch etwas Lächerliches: Ich kann jassen und tue es gern.

Die soziale Ungerechtigkeit in der Schweiz ist ein Problem, und Menschen werden weiterhin wegen ihrer Hautfarbe oder ihres Nachnamens diskriminiert. Man kann anhand des Bildungsstandes und der Herkunft der Eltern recht treffend voraussagen, ob ein Kind studieren wird oder nicht. Die Schweiz steht im europäischen Vergleich ganz weit hinten in Statistiken zur Chancengleichheit. Auch deswegen ist es mir umso wichtiger, die Geschichte meiner Integration mit all ihren Schwierigkeiten und partiellen Unmöglichkeiten zu erzählen – und nicht meine Assimilation in der Öffentlichkeit zu propagieren.

In dieser Debatte verhält es sich ein wenig wie in jener über Sexismus: Es bringt nicht viel, wenn wir auf Twitter, in Essays, Büchern und Theaterstücken dagegen anschreiben, aber in Alltagssituationen versagen, wenn wir tatsächlich mit Sexismus oder Rassismus konfrontiert werden.

Dialog statt Abblocken

Ja, ich verstehe, dass es hier geborenen Menschen aus dem Hals herabhängt, ständig nach ihrer Herkunft gefragt zu werden. Ich hoffe nur und wünsche mir, dass sie ihrem Gegenüber nicht ein «von hier» hinknallen. Sondern erklären, warum sie die Frage nicht in Ordnung finden. Dialog statt Abblocken.

Trotzdem würde ich es jedem empfehlen, die Tweets zu #vonhier zu lesen, samt dem Buch der Hashtag-Initiatorin Ferda Ataman. Es heisst «Ich bin von hier. Hör auf zu fragen!». Beides, die Tweets und das Buch, schildern Erfahrungen mit Rassismus, mit Beleidigungen und Verletzungen. Ich bin dankbar, dass engagierte Menschen mit Migrationshintergründen sich öffentlich zu diesem Thema äussern. Dass sie den Mut aufbringen, trotz manch wüster Reaktion gerade auf Twitter, über ihr tägliches Erleben zu schreiben. Und ich wage zu hoffen, dass auch daraus noch ein wirklicher Dialog entsteht.

Dieser Beitrag erschien am 2. August 2019 in der Neuen Zürcher Zeitung. Abdruck mit freundlicher Genehmigung der Autorin und des NZZ-Verlags.

« Je ne suis pas d'ici »

Peut-on demander aux personnes issues de la migration d'où elles viennent ? Beaucoup répondent aussi brièvement qu'irrités : « d'ici ». C'est dommage, dit Ivona Brđjanovic : « pour moi, il est important de raconter des histoires, dont la mienne. À savoir l'histoire de mes origines et de la discrimination qui y est liée, structurelle et institutionnelle, tant à l'école que sur le marché du logement, à l'université et dans la société civile. Il est important pour moi de montrer que nous, les migrants, ne sommes pas des clichés qui circulent uniquement dans un certain monde ; que nos chemins ont été difficiles et que cela est (presque) uniquement lié à notre origine.

Il y a une autre raison pour laquelle il me paraît important de raconter mon histoire : parce que je crois que je peux ainsi contribuer à mettre en lumière la diversité de notre société, en espérant la rendre plus ouverte. Et surtout renforcer les narratifs des migrants. Parce qu'ils continuent à être trop rarement portés à la connaissance du public. Ce thème ne concerne pas uniquement les migrants, il devrait être un sujet pour la Suisse entière, à traiter collectivement. »

IVONA BRĐJANOVIC

lebt als Autorin in Zürich; ihr Drama «Jemandland» wurde am Konzert Theater Bern uraufgeführt.



Erfolgreiche Lernende, Grunder Ingenieure AG, Burgdorf
Bild z.V.g.

Face à la diversité, qu'est-ce qui unit la Suisse – qu'est-ce qui la sépare ?

Marion Aeberli

Depuis sa création, la Suisse se caractérise par une population aux appartenances diverses. En termes de langues, religions ou modes de vie, la diversité fait partie intégrante du pays. Par la mobilité et les échanges accrus, la migration apparaît aujourd'hui comme un autre facteur de diversification. Près de 200 nationalités différentes vivent aujourd'hui en Suisse, amenant une réflexion sur les altérités, les différences de culture et, dans certains cas, de valeurs. Dans ce contexte marqué par la diversité, qu'est-ce qui unit la population ? Quels sont les points de convergences et de divergences ? Analysant les attitudes de la population face à la diversité et à l'altérité, l'enquête sur le vivre ensemble en Suisse (VeS) de l'Office fédéral de la statistique (OFS) renseigne sur l'état de la cohésion sociale.

Les attitudes de la population peuvent être un indicateur de l'état de la cohésion sociale. Tout particulièrement, les perceptions des altérités et minorités renseignent sur le caractère harmonieux ou non de la coexistence des différentes appartenances qui composent une société. Lorsque les attitudes convergent, c'est-à-dire que l'on observe un large accord au sein de la population, on peut supposer une cohésion qui se reflète dans les points de vue partagés. Les divergences sont des indicateurs de ce qui sépare et les consensus de ce qui relie. L'analyse des attitudes face à la diversité saisies dans l'enquête sur le vivre ensemble en Suisse (VeS) de l'Office fédéral de la statistique (OFS) donne, par le biais de la mise au jour des valeurs dominantes, des visions de l'altérité et plus généralement de la société, des indications relatives à ce qui unit la population de la Suisse, tout comme ce qui la divise.

Convergences et consensus

L'analyse des résultats de l'enquête sur le vivre ensemble en Suisse (VeS) de 2018 montre que, selon les thématiques abordées, les opinions de la population du pays se

rejoignent, laissant la plupart du temps présager une vision commune du vivre ensemble. Les principaux points de convergence sont observés dans le sentiment général vis-à-vis de la diversité, les perceptions des différences de culture, le fonctionnement de l'économie et du marché du travail ainsi que la discrimination.

Sentiment général

De manière générale, la population de la Suisse fait preuve d'ouverture à l'égard de l'altérité. En effet, bien que faisant face à la diversité, peu de personnes se sentent dérangées au quotidien par la présence d'appartenances autres (19 %) et encore moins ressentent un sentiment de menace (12 %). Face aux « autres », une idée d'aisance prévaut chez la plupart (environ 80 %), accompagnée d'un sentiment de sécurité (environ 85 %). En lien avec la dimension sécuritaire, moins d'un tiers de la population (27,5 %) se sent en insécurité dans les rues suisses en raison de la présence de personnes étrangères. Même lorsque la confrontation à la différence est plus proche et plus tangible, par exemple, dans le voisinage, le sentiment de dérangement n'augmente pas (18 %). Bien que moindres, c'est uniquement dans le monde du travail que de légères tensions apparaissent (25 %).

Culture

Outre une vision partagée d'un climat suisse harmonieux en présence de diversité, la population du pays est quasi unanime quant à l'importance du respect des différences de culture et de leurs valeurs fondamentalement égales. En témoignent notamment les attitudes de la population envers les personnes au mode de vie itinérant. En 2019, près de deux tiers de la population considéraient que les personnes pratiquant ce mode de vie font partie de la diversité suisse et voyaient leur culture comme un enrichissant. La perception, consciente, d'une égalité entre les appartenances est également visible lorsque sont saisies les attitudes envers les personnes musulmanes, juives et noires. Interrogée de manière directe, sans saisir des dimensions inconscientes telles que des stéréotypes, entre 93 % et 95 % de la population est d'avis que ces groupes ont des points forts et des points faibles comme les autres. En filigrane, un rejet d'une idéologie qui classerait hiérarchiquement les groupes est perceptible, c'est-à-dire un rejet d'un racisme se présentant sous une forme dite « classique ». Allant dans la même direction, la majorité (90 %) ne montre pas d'hostilité envers les personnes musulmanes, juives et noires. Ces résultats reflètent la forte norme antiraciste prévalant en Suisse et constituent un élément liant.

Économie et marché du travail

La population vivant en Suisse tend à voir un impact positif de la migration sur l'économie du pays et le marché du travail. Il s'agit de l'attitude dominante en lien avec ces domaines. Pour cause, deux tiers sont d'avis que les personnes étrangères sont nécessaires au fonctionnement de l'économie et au système de financement des prestations sociales. La même proportion estime que la main-d'œuvre migrante occupe des postes dont les autres, autochtones, ne veulent pas. 67 % rejettent l'idée d'un renvoi des travailleurs étrangers en cas de raréfaction des emplois ou en cas de crise. Une part plus grande de la population encore (70 %) se refuse à considérer les personnes étrangères comme responsables des hausses de chômage. Ces tendances montrent ainsi des attitudes qui

convergent vers un refus de l'idée d'un impact négatif de la migration sur l'économie suisse. Ce qui relie la population du pays, c'est donc une perception plutôt positive des personnes étrangères sur le marché du travail ; des personnes considérées par la plupart comme « nécessaires » au fonctionnement de la société helvétique.

Discrimination

La population de la Suisse se retrouve également dans le fait qu'elle reconnaît largement, lorsqu'elle en est témoin, la discrimination et les traitements inégaux. Bien que peu de personnes se déclarent elles-mêmes victimes de discrimination (24 % en 2018), le constat est flagrant dans le cas de l'analyse du racisme anti-Noirs en Suisse. En effet, en 2017, trois quarts de la population pensait que les personnes noires sont sujettes à des discriminations dans l'accès au logement et sur le marché du travail. Face à des situations concrètes de la vie quotidienne dans lesquelles se produisent des discriminations, la reconnaissance du phénomène est encore plus grande. 77,5 % considèrent une insulte, un « Rentre chez toi ! » adressé à une personne noire dans le bus comme discriminant et 75 % considèrent le refus de se faire soigner par une infirmière noire de la même manière. En moyenne, les personnes identifient plus facilement les anciennes formes de racisme (76 %) que les nouvelles (61 %) dites plus subtiles. La discrimination envers les personnes au mode de vie itinérant est, elle aussi, reconnue et dans une plus grande mesure. Un agent de sécurité refusant l'accès d'un centre commercial à des personnes en raison de leur habillement est considéré discriminant par 87 % des personnes. Indépendamment de l'origine de la victime, ce qui relie la population de la Suisse est ainsi un regard critique sur les discriminations, notamment lorsqu'elles se produisent de manière concrète dans la vie de tous les jours.

Divergences et polarisations

L'analyse des résultats de l'enquête VeS de 2018 montre aussi que, dans certaines situations, les opi-

nions de la population du pays divergent et se polarisent. L'accord laisse place à l'ambivalence, à la dissonance, voire au désaccord. Les principaux points de divergences observés sont en lien avec la question de l'octroi de droits pour les étrangers, la peur des abus, l'installation d'aires de transit, le fonctionnement de l'intégration des immigrés et, dans une certaine mesure, dans la vision du racisme comme problème social.

Octroi de droits et abus

Si la population se montre généralement plutôt favorable à l'octroi de plus de droits pour les personnes étrangères, notamment le droit au regroupement familial ou le droit à la naturalisation automatique de la 2e génération (respectivement 61 % et 57 % en faveur), d'autres divisent les opinions. C'est le cas du droit de participation politique au niveau communal ou cantonal. 47 % de la population est favorable à ce que les personnes étrangères vivant en Suisse depuis cinq ans l'obtiennent et 52 % s'y opposent. La question de potentiels abus du système crée aussi deux groupes parmi la population. D'un côté, ceux qui pensent que les personnes étrangères abusent des prestations sociales (47 %) et, de l'autre, ceux qui pensent le contraire (51 %). Les éléments séparateurs sont donc les enjeux de droits, d'obligations et de marge de manœuvre donnés aux personnes migrantes et à leurs descendants. Dans le temps et à travers l'histoire, cette ambivalence se reflète dans les résultats des votations fédérales.

Aires d'accueil

La population de la Suisse est également partagée au sujet de l'installation d'aires d'accueil et de transit destinées à des personnes pratiquant un mode de vie itinérant. Si ce mode de vie semble accepté sur le principe, la démarche concrète de la mise à disposition d'espaces soutenant la pratique divise. Si, pour les personnes de nationalité suisse, l'accord pour l'installation est plus unanime, le constat est différent lorsqu'il s'agit de places destinées à des personnes itinérantes étrangères. Dans

le cas de places destinées à des groupes itinérants en provenance d'Europe, 46 % de la population sont favorable à l'installation d'une place dans son propre canton et 48 % y est défavorable. Si la place doit se situer dans sa propre commune, des tendances plus claires se dégagent: 42 % de la population se montre favorable et 56 % défavorable.

Intégration des migrantes et migrants et lutte contre le racisme

La vision de l'intégration des personnes migrantes ne semble pas partagée et ne relie, a priori, pas la population de la Suisse. Lorsqu'il est demandé d'évaluer le fonctionnement de l'intégration dans le pays, 55 % le déclarent bon et le reste le déclarent mauvais. 55 % sont d'avis que la Suisse, soit le gouvernement et les institutions étatiques, font ce qu'il faut en la matière. Le reste est d'avis que plus ou moins de mesures devraient être prises. Les résultats observés pour la lutte contre le racisme sont similaires à ceux observés pour l'intégration des immigrés, bien que des tendances plus claires se dégagent. 59 % de la population reconnaît le racisme comme problème social important. La même proportion estime que la Suisse fait ce qu'il faut pour lutter contre le racisme. Ce qui sépare la population semble donc dans ce cas être une certaine vision des politiques suisses.

Conclusion

Dans un contexte marqué par la diversité, la population de la Suisse semble être reliée par des attitudes communes face à l'altérité. Elle se retrouve également dans le respect des différentes cultures et la volonté de considérer les appartenances autres comme égales. L'accord est aussi dans une certaine vision de l'économie et une vision avant tout positive des personnes étrangères sur le marché du travail. Finalement, la population du pays est aussi reliée par sa capacité à reconnaître les traitements inégaux et sa volonté de les condamner.

Les divisions semblent apparaître ou se cristalliser lorsque la diversité pourrait avoir des impacts sur la vie personnelle. En effet, l'octroi de droits de participation politique pour les personnes étrangères qui viendraient ébranler la voix des autochtones sépare la population. Les potentiels abus du système et, par conséquent, la mise en péril du système de prestations sociales, sont craints par la moitié. Quand il s'agit de l'installation d'aires d'accueil destinées aux personnes au mode de vie itinérant, l'accord n'est pas trouvé. Concernant l'intégration des immigrés et la lutte contre le racisme, les avis sur la nécessité des démarches et l'efficacité des politiques divergent.

Parce que la Suisse connaît depuis ses débuts la diversité et se fonde sur une conception plutôt historique de la nation, la cohésion n'était pas une garantie. Mis en avant par le biais des attitudes, et bien que des divisions apparaissent face à certains sujets ou sous certaines conditions, la cohésion est toutefois palpable. L'ouverture de la population est à la fois une condition et une conséquence du vivre ensemble harmonieux.

Aeberli, Marion et Gianni D'Amato 2020, Quelle voie vers l'inclusion ? La citoyenneté entre institutions et attitudes. Panorama de la société suisse. Office fédéral de la statistique (OFS), 2020. En ligne. URL : pas encore disponible

Office fédéral de la statistique (OFS), 2018. Noirs et Noires : A propos d'une minorité visible. Démos 2/2019 : Diversités et visibilités. En ligne. URL : <https://www.bfs.admin.ch/bfs/fr/home/statistiques/population/migration-integration/vivre-ensemble-suisse/noirs-suisse.assetdetail.9586525.html>

Office fédéral de la statistique (OFS), 2019, Enquête sur le vivre ensemble en Suisse (VeS) : Résultats 2018. Actualités OFS. En ligne. URL : <https://www.bfs.admin.ch/bfs/fr/home/statistiques/population/migration-integration/vivre-ensemble-suisse.assetdetail.7466705.html>

Office fédéral de la statistique (OFS), 2020, Enquête sur le vivre ensemble en Suisse (VeS) : Résultats du module Diversité 2019. Attitudes envers les personnes au mode de vie itinérant. Actualités OFS. En ligne. URL : <https://www.bfs.admin.ch/bfs/fr/home/statistiques/population/migration-integration/vivre-ensemble-suisse/mode-vie-itinerant.assetdetail.12167213.html>

MARION AEBERLI

master en sciences sociales et sociologie, est collaboratrice scientifique à l'Office fédéral de la statistique. Domaines de recherche : migration, intégration, vivre ensemble, racisme, xénophobie, discrimination.

Zusammenleben in der Schweiz: Einstellungen zu Diversität

Das Bundesamt für Statistik BFS erhebt in regelmässigen Abständen die Einstellungen der Bevölkerung der Schweiz zu Fragen des Zusammenlebens. Ziel der Erhebung zum Zusammenleben in der Schweiz (ZidS) ist es, ein verlässliches Bild der Herausforderungen, die sich für das Zusammenleben verschiedener Bevölkerungsgruppen in der Schweiz stellen, zu zeichnen. Dank der Erhebung können gesellschaftliche Entwicklungen in Bezug auf Rassismus, Fremdenfeindlichkeit oder Diskriminierung verfolgt werden.

Die Auswertungen der bisher erfolgten Erhebungen zeigen, in welchen Fragen sich die Bevölkerung in der Tendenz einig ist und wo eher unterschiedliche Einstellungen auszumachen sind. Weitgehend einig in einer positiven Beurteilung ist man sich bezüglich der Anerkennung verschiedener Facetten von Diversität sowie des Beitrags ausländischer Arbeitskräfte für die Schweizer Wirtschaft. Ebenfalls grosse Übereinstimmung besteht in der Ablehnung von diskriminierenden Praktiken. Uneinigkeit bzw. stark unterschiedliche Einstellungen hingegen zeigen sich im Zusammenhang mit den Fragen, ob ausländischen Staatsangehörigen mehr politische Rechte zugestanden werden, ob Einbürgerungen rascher möglich sein oder ob Menschen mit einer fahrenden Lebensweise Halteplätze zur Verfügung gestellt werden sollen.

Vom «Überfremdungsproblem» zum Neuen Wir.

Simone Prodoliet

Eidg. Konsultativkommission für das Überfremdungsproblem, Eidg. Kommission für das Ausländerproblem, Eidg. Kommission für Ausländerprobleme, Eidg. Ausländerkommission, Eidg. Kommission für Migrationsfragen, Eidg. Migrationskommission: Die Namen der heutigen EKM der vergangenen fünfzig Jahre reflektieren auch einen Teil der Geschichte der «Ausländerpolitik». Ein Blick zurück.

Ausserparlamentarische Kommissionen sind eine typisch helvetische Besonderheit. Sie werden in der Regel dann eingesetzt, wenn ein spezifisches gesellschaftliches Problem auftaucht und das dafür notwendige Expertenwissen in der Verwaltung nicht oder noch nicht vorhanden ist. Wann die erste ausserparlamentarische Kommission auf Bundesebene eingesetzt wurde, war nicht mit Sicherheit zu eruieren. Die «Milizverwaltung», wie das Kommissionensystem des Bundes auch genannt wird, gewann jedoch in den 1960er Jahren an Bedeutung, als nach Wegen zur Entlastung der Bundesverwaltung und des Parlaments gesucht wurde. Seither trägt eine Vielzahl entsprechender Kommissionen in unterschiedlichsten Bereichen dazu bei, Fachwissen in Form von Berichten und Empfehlungen zuhanden des Bundesrats und der diversen Verwaltungseinheiten bereitzustellen.

Die «Konsultativkommission zur Behandlung des Ausländerproblems»

Am Sonntagabend des 7. Juni 1970 standen die politische und wirtschaftliche Elite der Schweiz unter Schock. Bei einer Rekordbeteiligung von 74 Prozent hatten 46 Prozent der Stimmberechtigten dem Anliegen der «Schwarzenbach-Initiative» zugestimmt. Bundesrat und Wirtschaftsvertreter, die der Stimmbevölkerung ein Nein empfohlen hatten, waren trotz Ablehnung der Vorlage von der Wucht des Abstimmungsresultats überrascht. Es war offensichtlich, dass in der Bevölkerung ein «Unbehagen» bezüglich des «Überfremdungsproblems» bestand. Was aber tun? Einen «Delegierten für Ausländer» ernennen? Eine Studienkommission für die

Erarbeitung eines Berichts einsetzen, wie dies schon 1964 der Fall war?

An seiner Sitzung vom 15. Juli 1970 beschloss der Bundesrat unter Einbezug des Justiz- und Polizeidepartements EJPD sowie des Volkswirtschaftsdepartements EVD, eine «permanente Konsultativkommission zur Behandlung des Überfremdungsproblems» zu ernennen. Das von EJPD und EVD ausgearbeitete Papier vom 10. Juli 1970 hielt fest, dass an der Stabilisierung der Zahl der Ausländer weiterhin festgehalten, dass aber auch «Massnahmen zur sozialen Eingliederung und Assimilation der Ausländer geprüft und an die Hand genommen werden» müsse. Dabei wurde ein ganzes Bündel von Vorschlägen skizziert, die der weiteren Bearbeitung bedürftig: etwa die bessere Information der angeworbenen ausländischen Arbeitskräfte, die Bereitstellung von Sprachkursen zum Erlernen der deutschen oder französischen Sprache, die Schaffung von Beratungsangeboten für Ausländer oder die Eingliederung der ausländischen Kinder in die Schulen.

Der Auftrag der Konsultativkommission mit Dauercharakter sollte sein, unter Einbezug von Vertretungen aus Kantonen, Städten und Gemeinden, der Sozialpartner, von gemeinnützigen und kirchlichen Kreisen, der Wissenschaft sowie kulturellen und «vaterländischen» Vereinigungen, sich der Vielfalt der Fragen anzunehmen und Verbesserungen zur Entschärfung des «Überfremdungsproblems» vorzuschlagen. Zur Frage der Zusammensetzung der Kommissionmitglieder fasste der Bundesrat den Entscheid, Vertreter der Nationalen Aktion gegen die Überfremdung in die Kommission zu wäh-

len, nicht jedoch Ausländer, da deren Rechtsstellung den Schweizer Behörden vorbehalten sei.

Am 18. November 1970 erfolgte der offizielle Bundesratsbeschluss zur Einsetzung einer permanenten «Konsultativkommission zur Behandlung des Überfremdungsproblems» mit Nennung der Aufgaben der Kommission: «Die Kommission wird beauftragt, die von der Schweiz befolgte Einwanderungspolitik zu überprüfen und alle Fragen zu behandeln, die sich aus der Anwesenheit einer grossen Zahl von Ausländern in der Schweiz unter demographischen, sozialen, politischen, wirtschaftlichen und rechtlichen Gesichtspunkten ergeben.»

An ihrer konstituierenden Sitzung vom 11. Dezember 1970 unter dem Vorsitz des ehemaligen PTT-Direktors Charles-Frédéric Ducommun entschied die Kommission auf Antrag der christlichen Vertreter, den Begriff «Überfremdungsproblem» im Namen der Kommission mit «Ausländerproblem» zu ersetzen. Dass dies zu damaliger Zeit ein mutiger Entscheid war, lässt sich aus heutiger Sicht nur erahnen – dennoch sollte es noch mehrere Jahrzehnte dauern, bis das «Problem» bzw. die «Probleme» im Namen zunächst in Fragen umgewandelt und diese schliesslich fallen gelassen wurden.

Informieren, beraten und bilden

Die Eidgenössische Kommission für das Ausländerproblem EKA mit einer Mitgliederzahl von rund vierzig Personen beugte sich in der Folge im Rahmen von thematischen Arbeitsgruppen über die diversen Aspekte des «Problems». Rasch wurde dabei klar, dass es sich um komplexe Fragestellungen handelte. Eine «Studiengruppe für Wirtschaftsfragen», eine «Studiengruppe für Integrationsprobleme der ausländischen Arbeitskräfte und für die Weckung eines sozialen Zusammengehörigkeitsgefühls» sowie eine «Studiengruppe für die prospektive Erforschung der grundlegenden Voraussetzungen eines inneren Ausgleichs» wurden eingesetzt. Schon im Mai 1972 erhielt die EKA durch den neuen Chef des EJPD, Kurt Furgler, den Auftrag, sich neben den bereits erteilten Aufgaben auch mit dem Verhältnis von schweizerischer und ausländischer Bevölkerung zu befassen. So sollten etwa die «Gründe der ablehnenden Haltung» der Schweizer Bevölkerung eruiert, die «Entkräftung allfälliger ungerechtfertigter Vorurteile» und die Bevölkerung über die Situation der ausländischen Arbeitskräfte aufgeklärt werden. Damit erhielt die EKA explizit einen Informationsauftrag, den auch ihre Nachfolgerin weiterhin innehat.

Der Fokus des Engagements der EKA lag in den 1970er und 1980er Jahren auf der Schaffung und Unterstüt-

zung von «Arbeitsgemeinschaften für Ausländerfragen» auf kantonaler und kommunaler Ebene. Sie sollten insbesondere informierend und beratend Zugewanderten zur Seite stehen und Anliegen von schweizerischen Institutionen bearbeiten. Auch empfahl die EKA, die konsultative Mitwirkung von Ausländern auf Gemeindeebene zu ermöglichen. Zu diesem Zweck gab sie 1979 gemeinsam mit dem Verband der Bürgergemeinden, dem Gemeindeverband und dem Städteverband das Handbuch «Ausländer in der Gemeinde» heraus. Ein zentrales Anliegen war ausserdem die Integration ausländischer Kinder in die Schulen. Zusammen mit der Schweizerischen Konferenz der Erziehungsdirektoren EDK erarbeitete sie Grundsätze zur Eingliederung der «Gastarbeiterkinder» und empfahl, «Aufgabenhilfen» und Kurse in heimatlicher Sprache und Kultur (HSK) einzurichten. Ausserdem regte sie die Mitwirkung ausländischer Eltern in Schulkommissionen an und engagierte sich für Berufs- und Weiterbildung.

Parallel zu diesen Bemühungen suchte die EKA den Kontakt mit Ausländerorganisationen und stand in engem Austausch mit deren wichtigsten Vereinigungen. Ab 1974 wurde dieser Austausch in halbjährlichen Gesprächen mit der Ernennung ständiger Vertreter institutionalisiert. Eine Vertretung in der Kommission aus diesen Kreisen kam allerdings erst 1981 zustande, als fünf Repräsentanten der ausländischen Bevölkerung Mitglieder der – sich nun «Eidgenössische Kommission für Ausländerprobleme» nennenden EKA – wurden: drei Italiener, zwei Spanier und ein Portugiese.

Abschied von der Assimilation: Bundesgelder für die Integration

Zwischen Ende der 1980er und zu Beginn der 1990er Jahre vollzog sich ein Perspektivenwechsel. Beeinflusst durch Solidaritätsbewegungen wie der Mitenand-Initiative, die zwar kläglich scheiterte, die aber nichtsdestotrotz Ausländerorganisationen und kirchliche Kreise stark für Integrationsanliegen mobilisierte, orientierte sich auch die EKA neu. Unter der Ägide des 1991 ernannten Präsidenten Fulvio Caccia wurde die EKA 1993 in «Eidgenössische Ausländerkommission» EKA umbenannt. Fortan war klar, dass «das kleine Parlament», wie die EKA schon früher gelegentlich genannt worden war, für weitere ausländische Personen offen sein sollte, also etwa «Jugoslawen und Türken». Überdies wurde gefordert, sich vom Begriff der Assimilation abzuwenden und stattdessen Integration im Sinne eines dynamischen Prozesses als Richtschnur für die Tätigkeit der EKA zu verwenden. Die intensive Beschäftigung mit Integration mündete 1995 in der Veröffentlichung des Berichts «Umriss zu einem Integrationskonzept». Aus-

gehend von der Tatsache, dass in einer eben erfolgten Revision des Asylgesetzes der Bund für anerkannte Flüchtlinge Gelder zu deren Integration zur Verfügung stellte, verlangte die EKA entsprechende Mittel auch für die Integration von Personen, die über den Arbeitsmarkt rekrutiert worden waren.

1995 wurde das Mandat der EKA gestützt auf einen Bericht einer Interdepartementalen Arbeitsgruppe folgendermassen umschrieben: «Die Kommission übt Mittlerfunktionen zwischen den in der Integrationsarbeit tätigen Stellen und den Bundesbehörden aus. Auf Bundesebene hat die EKA koordinierend zu wirken.» Der Bericht prüfte zudem die Zusammenlegung der Eidgenössischen Kommission gegen Rassismus EKR, der Eidgenössischen Kommission für Flüchtlingsfragen EKF sowie der EKA.

Mit der Einführung eines Integrationsartikels, dem Artikel 25a ANAG im damals noch geltenden Ausländergesetz aus dem Jahr 1931, wurde 1998 eine gesetzliche Grundlage zur Integrationsförderung durch den Bund geschaffen. Der Bundesrat beauftragte die Kommission, eine Ausführungsverordnung dazu zu entwerfen. Für die Koordination des Integrationsauftrags schlug die EKA die Einsetzung eines Integrationsdelegierten vor, der auf Stufe des Generalsekretariats des EJPD angesiedelt sein sollte. Die eben gewählte Vorsteherin des EJPD, Ruth Metzler, verwarf allerdings diesen Vorschlag und übertrug die Koordinationsaufgabe der Kommission selbst; die administrative Zuordnung der EKA blieb wie vorgesehen beim Bundesamt für Ausländerfragen BFA bestehen.

Zwischen Protest und Engagement für neue Aufgaben

Der Entscheid Ruth Metzlers führte zu einem Eklat in der Kommission: Es sei nicht annehmbar, dass die Kommission einem Amt zugeordnet würde, das sich ausschliesslich fremdenpolizeilichen Aufgaben widmete. Die Repräsentanten der Ausländerorganisationen traten geschlossen zurück, EKA-Präsident Fulvio Caccia legte sein Mandat nieder, und auch der langjährige EKA-Generalsekretär René Riedo musste auf Geheiss der neuen Präsidentin Rosmarie Simmen den Hut nehmen.

Unter der Leitung von Rosmarie Simmen wurde ein Schwerpunkte-Programm entwickelt, das die Verwendung der neu zur Verfügung stehenden Bundesgelder im Integrationsbereich regelte. Das EKA-Sekretariat wurde für die Administration des Integrationskredits ausgebaut. Nach einer ad interim-Leitung übernahm Mario Gattiker im Mai 2001 die Leitung des Sekreta-

riats. Mit Blick auf ein künftiges neues Arbeitsfeld im BFA trug Gattiker zwei Hüte: den des EKA-Sekretärs und den des Sektionschefs Integration – mit zunächst nur einer Mitarbeiterin.

Die Verwaltung des Integrationskredits sowie die Begleitung der Projekte wurden in der Folge zu einem zentralen und ressourcenintensiven Aufgabenfeld der EKA. Daneben verstärkte die Kommission aber auch ihre Informationstätigkeit. Mit der Lancierung der zweimal jährlich erscheinenden Zeitschrift «terra cognita – Schweizer Zeitschrift zu Integration und Migration» ab 2002 und der Beschäftigung einer Informationsbeauftragten investierte die EKA vermehrt in die Informationsvermittlung und den Wissenstransfer.

Think Tank in migrationspolitischer Sache

Die Wahl von Christoph Blocher in den Bundesrat brachte für die Tätigkeit der EKA eine erneute Veränderung. Nachdem Blocher die beiden mit Ausländer- und Flüchtlingsfragen befassten Ämter zum Bundesamt für Migration BFM fusioniert hatte, wurden auch die entsprechenden ausserparlamentarischen Kommissionen zur Eidgenössischen Kommission für Migrationsfragen zusammengelegt. Die Verwaltung des Integrationskredits wurde ins Bundesamt für Migration transferiert.

Seit 2008 versteht sich die EKM als eine Art Think Tank in migrationspolitischen Angelegenheiten. Obwohl wieder mehr auf ihr Ursprungsmandat bezogen, nämlich «sich mit sozialen, wirtschaftlichen, kulturellen, politischen, demografischen und rechtlichen Fragen zu befassen, die sich aus dem Aufenthalt von Ausländerinnen und Ausländern in der Schweiz ergeben», konnte die EKM den Bezug zur Praxis aufrechterhalten. Die Möglichkeit, weiterhin einen Teil des Integrationskredits für Modellvorhaben verwenden zu dürfen, war noch unter der Präsidentschaft von Francis Matthey mit dem BFM ausgehandelt worden. Seither befruchten sich Erkenntnisse aus Praxis und Theorie: Die EKM, seit 2016 nun unter dem Namen «Eidgenössische Migrationskommission» tätig, entwickelt ihre Arbeitsschwerpunkte in enger Abstimmung mit Erfahrungen und Einsichten, die sie mit modellhaften Programmen im Rahmen der Integrationsförderung gewinnen kann.

Zum 50. Geburtstag hat die EKM ein Programm lanciert, das auf ein neues Verständnis von «Wir» hinarbeitet. Die Kommission trägt dabei den veränderten gesellschaftlichen Realitäten der Schweiz als Migrationsgesellschaft Rechnung: Knapp die Hälfte der Schweizer Bevölkerung verfügt über einen Migrationshintergrund; in den Städten, Agglomerationen und Dörfern des Lan-

des wird tagtäglich Vielfalt gelebt – mit allen Herausforderungen und Chancen. Öffentliche Diskurse, Bilder, Geschichten und Räume sind jedoch oft geprägt von stereotypen Schablonen im Sinne von «Wir und die Anderen». Dies kann zu Polarisierung und zu Ausschluss führen. Eine Demokratie ist aus Sicht der Kommission aber auf eine vielstimmige öffentliche Kultur angewiesen, die Zugehörigkeit und Anerkennung für die gesamte Bevölkerung ermöglicht. Das neue Programm soll partizipative Projekte fördern, die Diskurse, Bilder, Geschichten und Räume von «Wir und die Anderen» hinterfragen und Alternativen dazu entwickeln – hin zur Stärkung kultureller Teilhabe, sozialer Kohäsion und einem vielstimmigen «Neuen Wir».

Eidgenössische Ausländerkommission EKA, 1970-2007, Diverse Dokumente und Quellen. Einsehbar im Bundesarchiv.
 Eidgenössische Ausländerkommission EKA, 1999, Die Integration der Migrantinnen und Migranten in der Schweiz. Fakten, Handlungsbereiche, Postulate. Bern: EKA.
 Niederberger, Josef Martin, 2004, Ausgrenzen, Assimilieren, Integrieren. Die Entwicklung einer schweizerischen Integrationspolitik. Zürich. Seismo.
 Steiner, Pascale, 2007, 37 Jahre EKA – Chronik einer Kommission. Jahresbericht der Eidgenössischen Ausländerkommission EKA. Bern: EKA, 39-57.

L'histoire de la Commission fédérale des migrations

Les commissions extraparlimentaires sont une particularité typiquement helvétique. Elles sont généralement nommées lorsque survient un problème sociétal spécifique et que l'expertise nécessaire pour le résoudre n'est pas disponible au sein de l'administration – ou ne l'est pas encore. Cela fut apparemment le cas lorsque, en juin 1970, le Conseil fédéral prit connaissance du score élevé de 46 pourcent recueilli par l'initiative Schwarzenbach. La création d'une commission avait pour but de clarifier les différentes questions soulevées par la présence des travailleurs étrangers, avec la participation d'acteurs issus des domaines économiques, politiques et de la société civile.

Les changements de nom au fil du temps montrent comment l'orientation du travail de la CFM actuelle a évolué : de la « Commission fédérale consultative pour le problème des étrangers » jusqu'à la « Commission fédérale des migrations » ; d'un organe ne comprenant que des Suisses à une première admission timide de représentants d'organisations d'étrangers jusqu'à une commission qui, aujourd'hui, compte une majorité de membres issus de la migration. Le contenu a, lui aussi, subi une mutation. Même si le mandat de 1970 est resté pratiquement inchangé, au cours du temps, les exigences de la Commission ont évolué, passant de mesures préconisant une meilleure intégration quant aux habitudes suisses, à l'élaboration commune d'un « Nouveau Nous ».

SIMONE PRODOLLIET

ist Geschäftsführerin der Eidgenössischen Migrationskommission EKM.

Weshalb und wie sich die Politik für Forschung zu interessieren begann.

Gianni D'Amato im Gespräch

Forschung zu Migration ist gegenwärtig ein rege bearbeitetes Feld sowohl auf internationaler als auch auf nationaler Ebene. Dies zeigt etwa der vom Schweizerischen Nationalfonds finanzierte Forschungsschwerpunkt «nccr – on the move», an dem alle Schweizer Universitäten sowie etliche Fachhochschulen beteiligt sind. Mehrere Dutzend Forschende befassen sich mit einer Vielzahl von Fragestellungen rund um Migration. Im Gespräch mit dem Direktor des Programms geht terra cognita der Frage nach, wie sich Wissenschaft und Politik gegenseitig beeinflussen.

Gianni D'Amato, erste wissenschaftliche Untersuchungen über die Zuwanderung in die Schweiz sind in den 1970er Jahren entstanden, etwa die Dissertation von Rudolf Braun über die soziokulturellen Probleme der Eingliederung italienischer Arbeitskräfte oder das Buch von Katharina Ley über Frauen in der Emigration. Hatten diese Arbeiten einen Einfluss auf die kontrovers geführten Debatten rund um die diversen Überfremdungsinitiativen zu jener Zeit?

Rudolf Braun hat sein Buch wenige Wochen vor der Abstimmung zur «Schwarzenbach-Initiative» 1970 veröffentlicht. Im Schlusswort gab er noch der Hoffnung Ausdruck, dass diese wuchtig verworfen werde. Die Wirklichkeit war dann anders. Der relative Erfolg der rechtspopulistischen Vorlage (46%) führte zu einer Funkstille, bei der auch die Aufmerksamkeit für Brauns Buch in der breiten Öffentlichkeit wegbrach, trotz seiner konstruktiven Vorschläge. Das Buch hat indes Generationen von Forschenden inspiriert, die seither die Migrationsdebatte bereichert haben.

Hans-Joachim Hoffmann-Nowotny und sein Soziologenteam, zu dem auch Katharina Ley gehörte, wirkten wenige Jahre später in einem komplett anderen Zusammenhang. Die «Fremdenfrage» war im Gefolge der Ölkrise politisiert. Nicht nur die fremdenfeindlichen Gruppierungen, auch ein aufkeimendes Netzwerk von sozialen Akteuren aus Kirchen, NGOs und Migranten-

vereinen begann sich zu artikulieren und sprach erstmals Diskriminierungen in den Arbeits-, Bildungs- und Wohnverhältnissen an. Auch die Stellung der Frauen und Fremdenfeindlichkeit wurden thematisiert. Die Sozialforschung speiste so neues Wissen in die Debatte ein, wenn auch zunächst mit bescheidenen Auswirkungen.

Forschung zu Migration hat in der Schweiz über längere Zeit hinweg eher ein marginales Dasein gefristet. Das ist in einem Land mit einem relativ hohen Anteil ausländischer Staatsangehöriger an der Gesamtbevölkerung erstaunlich. Wie ist dies zu erklären?

Es stimmt, dass in den 1980er Jahren die Migrationsforschung in einen Dornröschenschlaf versunken ist, von wenigen löblichen Ausnahmen abgesehen. Die Relevanz des Themas war selbstverständlich nach wie vor gegeben, es fehlte aber – anders als in der Bildungsforschung – an praktischen Andockungsmöglichkeiten. Die 1980er Jahre, meine Studienjahre, habe ich als Jahrzehnt des Stillstandes in Erinnerung, in dem wenig gewagt wurde; das Asylthema dominierte alles. Ausserdem haben sich auch viele kritische Sozialwissenschaftler damals der Praxis verweigert, da sie diese als vereinnahmend wahrnahmen: Sie wollten dem Staat kein «Herrschaftswissen» zur Verfügung stellen. Die Möglichkeit, in der öffentlichen Debatte adäquate Problemdefinitionen zu liefern, Informationen bereit zu stel-

len und auf die Lage der Zugewanderten aufmerksam zu machen, wurde damals sicherlich verpasst.

Was hat den Ausschlag gegeben, dass sich die Politik ebenfalls relativ spät – erst in den 1990er Jahren – für Forschung in diesem Themenfeld zu interessieren begann?

In den 1980er Jahren wollte auch die Politik keine «schlafenden Hunde» wecken. Erst der Fall der Mauer brachte wieder Schwung in die Debatte. Migration wurde zu einem globalen Thema, das auch in Europa mit «Schengen» und «Dublin» koordiniert angegangen werden musste. Es bestand eine Nachfrage, mit neuen Ansätzen das Migrationsphänomen in einem über die Schweiz hinausreichenden Zusammenhang zu verstehen.

Darüber hinaus wurde ein aussereuropäischer Blick auf den Alten Kontinent in der akademischen Debatte immer wichtiger. US-amerikanische Forschende verglichen Politiken und deren Ergebnisse und kamen auf beeindruckende Denkblockaden zu sprechen. Insbesondere stellten sie die Frage, warum es im kontinentaleuropäischen Kontext so schwierig war, Immigration als grundlegend gesellschaftliches Phänomen zu akzeptieren, das die hiesigen Gesellschaften prägt. Diese Diskussion wurde dann insbesondere im Rahmen der Entwicklung von Integrationsleitbildern von Schweizer Städten aufgegriffen. 1993 setzte eine wegweisende Konferenz an der Universität Bern den Startschuss für eine neue Generation von Forschenden.

Sie sprechen in einem Artikel von einem «verspäteten» Blick der Migrationsforschung auf die Realität moderner Gesellschaften. Können Sie den Befund dieser «Unterlassungssünde», wie Sie dies nennen, erläutern?

Nun, vor Jahren haben wir Paradigmen der sozialwissenschaftlichen Migrationsforschung kritisch Revue passieren lassen. Was uns auffiel: Akademische Institutionen folgten häufig Konjunkturen von Immigrati-

onsdebatten und -politiken, die selbst unter enormen Handlungsdruck stehen. Längerfristige Forschungsressourcen standen nicht zur Verfügung, die es ermöglicht hätten, die Einwanderung als festen Bestandteil moderner Gesellschaften interdisziplinär und kontinuierlich zu untersuchen. Es fehlte mitunter an einer theoretischen Durchdringung, die der Komplexität des Migrationsphänomens in einer differenzierten Gesellschaft hätte gerecht werden können. Um einige Erfahrungen reicher würde ich heute davor warnen, die Anstrengungen zu unterschätzen, die es braucht, die unterschiedlichen Richtungen in der Migrationsforschung miteinander ins Gespräch zu bringen. Die Differenzierung ist auch hier weit fortgeschritten.

Welche Rolle spielte dabei die Politik?

Die Unterlassungssünde, sich reflexiv mit Migration zu beschäftigen, hat in der Politik eine gewisse Tradition. Ein evidenz-basiertes Vorgehen in Sachen Migrationspolitik ist nicht gegeben, zumindest nicht so wie in nordischen Staaten und sicher nicht so, wie es in Bereichen der Technikfolgenabschätzung der Fall ist. Eine Folge dieser Situation ist, dass wir seit Jahrzehnten immer wiederkehrende Debatten zu Integration, Asyl und Einbürgerung erleben müssen, mit vielfach gleichen Deutungsmustern – als gäbe es kein gesellschaftliches Lernen. Diese Verweigerungshaltung führte dazu, den Wandel von der «Gastarbeiterbevölkerung» zur Einwanderungsminorität nicht rechtzeitig zur Kenntnis zu nehmen. Es wurde auch lange verpasst, zukunftsfähige gesellschaftspolitische Konzepte zu entwerfen, die Migrantinnen und Migranten anders ins Spiel bringen als bloss als Objekte einer nachholenden Sozialisation.

Zu Beginn der 1990er Jahre finanzierte der Schweizerische Nationalfonds erstmals ein umfassendes Forschungsprogramm unter dem Titel «Migration und interkulturelle Beziehungen». Die Dynamik der Migrationsprozesse, die damit verbundenen sozialen, ökonomischen und politischen Konsequenzen sollten näher erforscht werden. Haben die Resultate des NFP 39

die erwarteten Entscheidungsgrundlagen für die politischen Behörden liefern können?

Dieses Programm hat dazu geführt, die Migrationsforschung im Sinne eines Mainstreamings in die Grundlagenforschung nachhaltig einzubringen. Es hat auch das Bewusstsein für die systemischen Voraussetzungen gesteigert, unter denen Migration zu verstehen ist: also in Arbeit, Recht, Bildung und Politik. Das Programm hat sich mit dem Blick auf Diskriminierungen und die Rolle von Lebensläufen grosse Verdienste erworben. Zu erwähnen sind die Arbeit von Andrea Lanfranchi zur Bedeutung transitorischer Räume im Vorschulbereich. Aber auch die Arbeiten von Rosita Fibbi und Claudio Bolzman haben den Blick auf die soziale Mobilität der «zweiten Generation» verändert.

Man hat sich aufgrund der Forschungsergebnisse auch eine Versachlichung der öffentlichen Migrationsdebatte erhofft. Ist dies eingetreten?

Es ist uns in weiten Teilen gelungen, einer interessierten Öffentlichkeit unsere Forschungsergebnisse nahezu bringen. Für die breitere Öffentlichkeit würde ich die Wirkung des NFP 39 auf die Migrationsdebatte relativieren. Dies ist in einer direkten Demokratie durch Wissenschaft allein nicht zu bewerkstelligen. Wünschenswert bleibt indes, dass die aus der Migrationsforschung gewonnenen Erkenntnisse einen leichteren Eingang in gesellschaftliche Diskussionen finden. Forschende haben in diesem Zusammenhang nicht nur die Aufgabe der Wissensproduktion, sondern sollten diese als *Public Intellectuals* auch vermitteln. Diese Rolle darf nicht wie in den 1980er Jahren an Literaten und Ethnopschoanalytiker delegiert werden, so verdienstvoller Einsatz auch war.

1995 wurde das Schweizerische Forum für Migrations- und Bevölkerungsstudien SFM gegründet. Eines der Ziele war auch, politischen Entscheidungsträgern wissenschaftliche Grundlagen zur Verfügung zu stellen. Was sind Ihre Erfahrungen in diesem Zusammenhang?

Der Bund hatte in den migrationspolitisch umstrittenen 1990er und 2000er Jahre einen starken Nachholbedarf an wissenschaftlich fundiertem Wissen. Für das SFM war dies eine Möglichkeit, mit wissenschaftlichen Methoden zu einer Versachlichung der Diskussion beizutragen und über die sich selbst aufklärende Gesellschaft die *cognitive maps* der Behörden und Politik zu beeinflussen.

Die Zusammenarbeit basierte auf gegenseitigem Vertrauen und dem Anspruch, relevantes Wissen herzustellen.

Von Seiten der Behörden war das Interesse sicherlich selektiv. Selektivität verweist aber nicht unbedingt auf misslungene «Übersetzung» der Resultate, denn das damit verbundene strategische Lernen lässt sich nicht ohne Dialog realisieren. In diesem Sinne haben wir adäquate Problemdefinitionen und hochwertige Informationen bereitstellen können, aber auch wichtige Hinweise, was nichtintendierte Effekte bestimmter politischer Optionen hätten sein können.

Haben Sie es auch erlebt, dass die Auftraggebenden mit den Resultaten nicht zufrieden waren?

Das kam in der Tat hier und da vor. Meistens ging es darum, dass Auftraggebende sich im Forschungsprozess und bei der Präsentation der Zwischenresultate über die gesellschaftliche Sensitivität des Themas erst richtig bewusst wurde und Hemmungen entwickelte, damit in die Öffentlichkeit zu gehen. Um zu verhindern, dass Forschungen unveröffentlicht in einer Schublade landen, haben wir stets versucht, vertraglich die Publikation über eigene Mittel abzusichern. In einigen wenigen Fällen war dieser Prozess aber harzig und endete für uns nicht erfolgreich.

Gegenwärtig arbeitet eine Vielzahl an Forschenden im Rahmen des Nationalen Forschungsschwerpunkts «nccr – on the move» zu diversen Fragen rund um Migration und Mobilität. Welchen Impact erwarten Sie davon für die schweizerische Politik?

Als wir Ende 2013 den Zuschlag für das «nccr – on the move» erhielten, war uns die gesellschaftspolitische Dimension dieses Vorhabens sehr bewusst. Eine solch grosse Investition in die Forschung und die Ausbildung junger Forschender war ein Paradigma setzendes Ereignis. Es bedeutet eine Investition in die Infrastruktur und den Forschungsstandort Neuenburg. Wir konnten mit dem NCCR neue Instrumente schaffen, um das gegenwärtige Mobilitätsverhalten über die klassische Migration hinaus zu beobachten. Dieses Projekt liefert auch einen Beitrag, den Austausch zwischen den Forschenden in der Schweiz zu stärken und mit fundiertem Wissen jene Anknüpfungspunkte bereitzustellen, die es erlauben, Migration in einem globalen Zusammenhang zu erfassen und mit anderen Mobilitätserfahrungen zu vergleichen. Die auch ästhetisch ansprechend präsentierten Resultate werden über verschiedene Instrumente einem Fachpublikum und einer breiten Öffentlichkeit nähergebracht. Der bisherige Erfolg bei den Publikumsveranstaltungen hat für Forschende einen Austausch mit einem Fachpublikum und einer breiten Öffentlichkeit ermöglicht, der sich im Vergleich mit dem NFP 39 als noch stärker und kontinuierlicher erweist.

Wenn Sie einen Wunsch an die Politik offen hätten: Welcher wäre das?

Während des Lockdowns konnten wir eine Form der Gouvernementalität beobachten, so unvollständig diese auch gewesen sein mag, in der sich Politik und Wissenschaft reflexiv aufeinander bezogen. Ich wünschte mir, dass die Funktion der Wissenschaft als Lieferantin von «Korrekturwissen» auch im Migrationsbereich eine systematischere Rolle spielen würde. Ein kontinuierlicher Austausch dürfte durchaus stärker institutionalisiert werden. Die Voraussetzungen sind ja gegeben: Nicht zuletzt durch den Erfolg von Migrationsstudien gängen sind etliche behördliche Akteure mit der Migrationsforschung vertraut und beschäftigen sich routinemässig mit Forschungsergebnissen. Umgekehrt ist den Forschenden in den Sozialwissenschaften die Logik der Durchsetzung von Interessen und das Schliessen von Kompromissen ebenfalls nicht fremd. Es wäre deshalb gut, wenn auch seitens der Behörden Plattformen der Interaktion ausgebaut würden, damit migrationswissenschaftliche Erkenntnisse noch besser ins politische Handeln einfließen könnten.

Herzlichen Dank für das Gespräch!

Politique et recherche sur la migration

La recherche sur la migration est actuellement un domaine de travail actif, tant sur le plan international que national. Cela est par exemple mis en évidence par la priorité thématique « nccr – on the move » financée par le Fonds national suisse, à laquelle participent toutes les universités suisses, ainsi que plusieurs hautes écoles spécialisées.

Au cours de l'entretien, Gianni D'Amato évoque l'importance de la recherche sur la migration pour le monde politique. Tandis que dans les années 1970 et 1980, les chercheurs étaient plutôt réservés à l'égard des acteurs politiques, au cours des dernières décennies, le dialogue entre la science et la politique n'a cessé de se développer. Gianni D'Amato est d'avis que celui-ci pourrait encore s'intensifier : « Je souhaiterais que la science joue un rôle plus systématique pour apporter des < éléments correcteurs > dans le domaine de la migration. Plusieurs acteurs des autorités gouvernementales sont familiers de la recherche sur les migrations et traitent régulièrement les résultats de la recherche. Inversement, les chercheurs en sciences sociales connaissent bien la logique qui consiste à faire valoir des intérêts. Il serait donc bon que les autorités développent des plateformes d'interaction, afin que les connaissances recueillies au cours des études sur les migrations puissent être mieux intégrées dans l'action politique. »

GIANNI D'AMATO

ist Professor für Migrations- und Citizenship-Studien an der Universität Neuenburg. Er ist Direktor des Schweizerischen Forums für Migrations- und Bevölkerungsstudien und leitet den Forschungsschwerpunkt des Nationalfonds «nccr – on the move». Das Gespräch wurde von SIMONE PRODOLLIET geführt.

Per un nuovo ritratto della storia elvetica.

Patrick Kury

Il presente e il passato della Svizzera sono caratterizzati da un ricco e variegato panorama migratorio. Eppure, le grandi narrazioni della storia elvetica hanno finora lasciato poco spazio alle vicende migratorie. Ma se si guarda alla migrazione come una normalità storica e si cambia prospettiva, si capisce come la Svizzera sia da sempre indissolubilmente legata al contesto mondiale.

Il discorso sulla migrazione è dominato da dibattiti politici dalla forte carica emotiva sull'ammissione dei rifugiati, sulla concessione del diritto di asilo o di altri diritti agli stranieri oppure sulla loro integrazione nella società. Condurre una discussione oggettiva su questi temi è spesso difficile e la dimensione storica della migrazione resta quasi sempre un aspetto marginale. La causa va rintracciata non da ultimo nella storiografia stessa. Per troppo tempo si è imposta una narrativa nazionalista – nel frattempo superata – secondo la quale la stanzialità costituiva la norma, mentre la migrazione e la mobilità spaziale erano l'eccezione.

Guardare alla migrazione come normalità storica ha un duplice effetto: concorre al superamento di clichés storici antiquati e arricchisce i dibattiti socio-politici conferendo più profondità ai fatti (Holenstein/Kury/Schulz 2018). In ultima analisi, si traduce in una visione post-migratoria nella quale la migrazione diventa un elemento costitutivo dei processi sociali e statali. Per quanto riguarda la Svizzera, ad esempio, si può dimostrare come l'arrivo di persone da tutto il mondo così come l'emigrazione di Svizzeri verso altri Paesi europei e altri continenti abbiano contribuito in maniera decisiva allo sviluppo scientifico, economico e sociale del Paese.

Cambiamento di prospettiva

La ricerca storica in ambito migratorio analizza i fenomeni legati al valico dei confini e alla nascita di relazioni personali, economiche, sociali e culturali tra persone, regioni, istituzioni e nazioni. Anche in Svizzera

esistono numerosi studi sulla storia della migrazione, ma questi si sono a lungo concentrati sulla marginalizzazione del Paese invece che sulle sue interconnessioni transazionali. Negli ultimi decenni si è invece fatta strada la consapevolezza secondo cui gli eventi e gli sviluppi negli spazi regionali, nazionali o imperiali non sono spiegabili soltanto da un'angolazione interna. André Holenstein ha per esempio sottolineato che anche l'esistenza della Svizzera come nazione sovrana può essere compresa solo tenendo conto delle varie interdipendenze, che comprendono la dimensione politica, culturale e sociale della mobilità e della migrazione (Holenstein 2014: 29). Più di recente, altri storici hanno iniziato ad attribuire più importanza alle questioni migratorie, come Thomas Maissen in «Geschichte der Schweiz» o Jakob Tanner in «Geschichte der Schweiz im 20. Jahrhundert» (Maissen 2010, Tanner 2015). Alcuni input in questo senso sono giunti soprattutto dagli studi che hanno analizzato il coinvolgimento della Svizzera nel sistema colonialistico mondiale. Queste opere hanno contribuito a inserire la storia migratoria della Svizzera in una prospettiva globale (Purtschert/Lüthi/Falk 2012, Menrath 2016), trasformandola da un fenomeno isolato di dislocamento spaziale a un processo dinamico caratterizzato da una molteplicità di interrelazioni di media e lunga durata.

Movimenti migratori nella proto- e preistoria

Dall'ultima era glaciale fino all'Alto Medioevo i flussi migratori hanno definito il processo di popolamento e di culturalizzazione in Svizzera. Nella proto- e preistoria il nostro Paese fu scenario della migrazione dell'«Homo

Sapiens dall’Africa orientale. Più tardi arrivarono i Celti, i Romani e le tribù germaniche, le cui culture si impregnarono in quel territorio che oggi chiamiamo Svizzera, ognuna a modo proprio, senza avvicinarsi, ma accavallandosi e mescolandosi in vario modo. La loro assimilazione nell’impero romano aprì la strada all’urbanità, alla cultura scritta latina e al cristianesimo.

I flussi migratori gettarono inoltre le fondamenta della multiculturalità e del plurilinguismo elvetic, caratteristiche che dal XIX° secolo contraddistinguono la nazionalità svizzera, una nazionalità che è stata in grado di riunire i membri di comunità linguistiche e culturali diverse in un’unica nazione politica, superando così il nazionalismo etnico, linguistico e culturale. Non stupisce quindi che anche i miti sugli inizi della Confederazione narrati nel «Libro bianco di Sarnen» e sulle origini della Svizzera abbondino di storie di migrazione. Furono i padri fondatori della Svizzera moderna che, nel XIX° secolo, fecero appello a questi miti per derivarne il nome ufficiale del nuovo Stato: Confoederatio Helvetica. Gli elvetic celtici che, nel primo secolo della nostra era, vissero per breve tempo nel territorio compreso tra il lago di Costanza e quello di Ginevra, abbandonarono e distrussero i propri insediamenti per seguire la propria vena itinerante e stabilirsi a Sud est, in Gallia, per poi però tornare indietro dopo la sconfitta a Bibracte da parte delle truppe di Cesare.

Società altamente mobili nel Medioevo e nella prima età moderna

Anche le società del Medioevo e della prima età moderna erano molto più mobili di quello che si pensa generalmente. Fino alla Rivoluzione francese i mercenari e i soldati rappresentarono un fenomeno di massa. Gli eruditi e i precettori cercavano lavoro spesso al di fuori degli attuali confini svizzeri, presso le corti di re e zar, o presso nobili e cittadini abbienti. Per i garzoni era previsto, a titolo di formazione, un periodo di lavoro itinerante che poteva portarli anche in Paesi lontani. Per commercianti, venditori ambulanti, mercanti, braccianti, alpigiani e molti altri, la mobilità divenne al tempo stesso un modo per svolgere attività economiche e uno stile di vita con il quale garantire la sussistenza della propria famiglia e il miglioramento della propria condizione: un ciclo di emigrazione e re-immigrazione destinato a ripetersi per secoli tra una generazione e l’altra. L’affermazione del cristianesimo in Europa fece scaturire vari movimenti migratori che assunsero la forma di persecuzioni religiose e interessarono anche il territorio dell’odierna Svizzera. Da qui partirono, dal XVI secolo, commercianti e mercanti sulla scia dell’espansione economica, mentre città come Zurigo, Berna, Ginevra e Basilea divennero

nel contempo poli d’attrazione per migranti europei in cerca di lavoro e le valli alpine si trasformarono in luogo d’insediamento dei Vallesani.

Sistemi di migrazione globali nel XIX° secolo

L’immagine di un’epoca premoderna caratterizzata dalla «stanzialità», contrapposta a un’era industriale mobile, non corrisponde alla realtà dei fatti, perché fino al tracollo della vecchia Confederazione la storia elvetica è stata caratterizzata da innumerevoli forme di migrazione. Questi movimenti continuarono e si accentuarono nel XIX° secolo: mai come nel periodo tra la Rivoluzione francese e la Prima guerra mondiale la quota di persone in movimento è stata così alta. Con il decollo dell’emigrazione transatlantica, sempre più persone appartenenti ai ceti più bassi attraversarono l’oceano, pronte a sfidare la sorte e a cercare fortuna.

Nella seconda metà del XIX° secolo, con la costruzione delle linee ferroviarie e lo sviluppo della navigazione a vapore, furono create le basi per una migrazione di massa su lunghe distanze. Anche all’interno dei confini europei e svizzeri le conquiste tecniche accelerarono mobilità e migrazione. Le grandi opere infrastrutturali come la ferrovia del Gottardo e una fitta rete ferroviaria arrivata sì tardi ma con una capillarità senza eguali attirarono forza lavoro da tutta Europa. La Svizzera, una delle nazioni industriali di punta alla fine del XIX° secolo, divenne un centro di opportunità occupazionali d’importanza europea. Parallelamente, le condizioni liberali che regnavano nel Paese catalizzarono l’interesse, non solo degli imprenditori, ma anche dei dissidenti politici e degli studenti stranieri. Così, tra il 1870 e la Prima guerra mondiale, le città svizzere, e soprattutto centri come Zurigo, Basilea e Ginevra, crebbero in maniera esponenziale. Nella Belle Époque anche il turismo divenne un ramo economico importante, grazie ai facili e pratici collegamenti e alla variegata offerta nelle Alpi e nelle zone dei laghi.

Attori transazionali nel XIX° secolo

La Prima guerra mondiale segna una svolta nella storia migratoria: in tutto il mondo gli Stati introdussero regimi migratori più restrittivi, destinati perlopiù ad allentarsi di nuovo alla fine della Seconda guerra mondiale. In Svizzera, con l’istituzione della polizia degli stranieri, molte competenze passarono dalle autorità cantonali a quelle federali. Il concetto di «inforestierimento» divenne inoltre un motto difensivo, che continua ancora oggi a produrre i suoi effetti. Al periodo dei conflitti mondiali seguì una fase di riorientamento, intriso di elementi

sia liberali che restrittivi, durante la quale si affermarono attori transazionali come l'ONU e l'UE. La Convenzione di Ginevra sui rifugiati del 1951 ha per esempio stabilito standard internazionali riconosciuti sulla situazione dei rifugiati. Dalla metà degli anni Cinquanta la Svizzera ha inoltre iniziato a far parte di un asse nord-sud di lavoratori migranti, per gestire il quale non può prescindere da una integrazione europea e internazionale sempre più marcata. In conclusione, questo rapido excursus attraverso i secoli rende manifesto come una nazione che basa così tanto il suo divenire sui processi migratori ha il diritto di integrarli in modo consapevole e proattivo nella propria storia.

Holenstein, André, Patrick Kury, Kristina Schulz, 2018, «Schweizer Migrationsgeschichte. Von den Anfängen bis zur Gegenwart». Baden: Hier und Jetzt.

Maissen, Thomas, 2010, «Geschichte der Schweiz». Baden: Hier und Jetzt.

Menrath, Manuel, 2016, «Mission Sitting Bull. Die Geschichte der katholischen Sioux». Paderborn: Ferdinand Schöningh.

Purtschert, Patricia, Barbara Lüthi, Francesca Falk (ed.), 2012, «Postkoloniale Schweiz. Formen und Folgen eines Kolonialismus ohne Kolonien». Bielefeld: transcript editore.

Tanner, Jakob, 2015, «Die Geschichte der Schweiz im 20. Jahrhundert». Monaco: C.H. Beck.

Plädoyer für ein neues Geschichtsbild der Schweiz

Die Schweiz zeichnet sich in Gegenwart und Vergangenheit durch ein reiches und vielfältiges Migrationsgeschehen aus. In den prägenden Narrativen der Schweizer Geschichte jedoch haben migrationshistorische Aspekte bislang erst wenig Platz gefunden. Der Beitrag schildert die Hintergründe dieses Missverhältnisses. Diese sind einerseits im Migrationsdiskurs der Gegenwart, andererseits in einem mittlerweile überholten Geschichtsverständnis zu suchen, das Sesshaftigkeit als Normal- und Migration als Ausnahmefall konstruiert hat. In einem kurzen Überblick über die Geschichte wird gezeigt, was Migration als historische Normalität ermöglicht. Sie zeigt in einem postmigrantischen Sinn, dass die Migration von Menschen aus aller Welt in die Schweiz wie auch diejenige von Schweizerinnen und Schweizern in andere Länder Europas und nach anderen Kontinenten entscheidend zur wissenschaftlichen, wirtschaftlichen und kulturellen Ausgestaltung beigetragen haben.

PATRICK KURY

ha un dottorato in storia e insegna come professore della cattedra di storia generale e svizzera all'Università di Lucerna. Co-dirige inoltre Stadt.Geschichte. Basel ed è co-autore di «Schweizer Migrationsgeschichte», insieme a Kristina Schulz e André Holenstein (2018).



Erfolgreiche Lernende, Hubschmied AG, Ins
© CODE F, Jens Friedrich, 3273 Kappelen

Die Schweiz hat einen Migrationskomplex.

Kijan Espahangizi

Die Schweizer Gesellschaft hat einen Migrationskomplex. Das obsessive Streiten um Migrationsfragen ist wie in anderen Ländern zu einer zentralen Form gesellschaftlicher Selbstverständigung aufgestiegen. Ein Leben ohne das «M-Wort» scheint kaum mehr denkbar. Wie kam es dazu und wie hat der Begriff Migration unsere Wahrnehmung geprägt? Was haben wir durch ihn sehen gelernt, was haben wir aus dem Blick verloren?

Im Herbst 2019 eröffnete im Bernischen Historischen Museum die Ausstellung «Homo migrans – 2 Millionen Jahre unterwegs». Im Beschrieb liest man: «Migration ist eine Konstante der Menschheitsgeschichte.» Das Thema Migration ist aber nicht nur in der Geschichtsschreibung längst zu einem Normalfall geworden, sondern auch in öffentlichen Debatten. Angesichts der Tatsache, dass wir heute kaum über gesellschaftliche Fragen sprechen können, ohne «Migration» ins Spiel zu bringen, ist es umso erstaunlicher, dass der Begriff in der Schweiz erst in den 1990er Jahren populär wurde. Auch die Fusion der Eidgenössischen Ausländerkommission EKA (1970 eingesetzt) und der Eidgenössischen Kommission für Flüchtlingsfragen EKF (1983 eingesetzt) zur Eidgenössischen Kommission für Migrationsfragen EKM (heute: Eidgenössische Migrationskommission) im Jahr 2008 ist eine Langzeitfolge dieser Entwicklung. Schaut man auf die Aufstiegsgeschichte des Begriffs Migration zurück, dann wird sichtbar, dass sich die Perspektiven auf internationale Mobilität, Globalisierung und Gesellschaft in den letzten dreissig Jahren stark verschoben haben. Manchmal lohnt es sich, Wortgeschichten zu folgen, um unser Denken heute besser zu verstehen. So stellt sich auch die Frage, was wir etwa durch den Begriff Migration zu sehen gelernt und gegebenenfalls auch aus dem Blick verloren haben.

Ein Blick zurück

Geht man zurück in die 1960er und 1970er Jahre, also zu den Debatten rund um die «Fremdarbeiter», dann springt die Abwesenheit des heute allgegenwärtigen Begriffs der Migration sofort ins Auge. Es ging um aus-

ländische Arbeitskräfte, um Einwanderung, Eingliederung, Assimilation und nicht zuletzt um Überfremdung, aber nicht um Migration. Der Begriff wurde damals nur in der Wissenschaft und im Kontext internationaler Organisationen verwendet und erst viel später auch ausserhalb dieser Fachdebatten.

1989 legte eine Arbeitsgruppe rund um den Delegierten für das Flüchtlingswesen Peter Arbenz eine Strategie zur Flüchtlings- und Asylpolitik der 1990er Jahre vor. In dem Bericht wurde vorgeschlagen, die bis anhin weitgehend getrennten Bereiche Asyl und ausländische Arbeitskräfte im Rahmen einer «umfassenden Migrationspolitik» neu zusammen zu betrachten. Der Vorschlag reagierte auf die hitzigen Debatten rund um die Asylgesetzrevision 1987 und den Begriff des «Wirtschaftsflüchtlings». Die Asylsuchenden aus dem Globalen Süden, die ab den frühen 1980er Jahren zunehmend auf eigene Faust ins Land kamen und Einzelgesuche stellten, zunächst vor allem aus Sri Lanka und der Türkei, passten nicht mehr ins Schema des Kalten Krieges. Weder waren sie Teil der Flüchtlingskontingente für Opfer kommunistischer Regimes wie etwa aus Ungarn, Tibet und Indochina, noch handelte es sich um erwünschte ausländische Arbeitskräfte in der Logik der «Gastarbeit».

Infolge der Weltwirtschaftskrise Mitte der 1970er Jahre setzte eine neue Phase der Globalisierung ein, nicht nur beim Welthandel, sondern auch im Hinblick auf internationale Mobilität von Menschen. Die Debatten um eine «neue Migrationspolitik» reagierten auf diesen globalen Strukturwandel. Asyl und Arbeitssuche, aber auch Themen wie Flüchtlingshilfe, Entwicklungszusammen-

arbeit und Aussenpolitik sollten nun unter dem neuen begrifflichen Dach «Migration» zusammengedacht werden. Dass der Begriff damals in der Schweizer Öffentlichkeit kaum geläufig war und als neu wahrgenommen wurde, zeigen nicht nur die vielen Vernehmlassungsantworten auf den besagten Bericht von 1989. Noch 1992 setzte der damalige Nationalrat Christoph Blocher in seiner berüchtigten Rede «Anpassung und Widerstand» auf dem Albisgüetli den Begriff Migration in Anführungsstriche, der, wie er sagte, die «Politiker nobel und grosssprecherisch» erfunden hätten, um die Überfremdung zu verschleiern. Aus heutiger Sicht ist dies erstaunlich für eine Partei, die in den folgenden drei Jahrzehnten die «Migrationsfrage» politisch derart kapitalisieren konnte.

Mit Bezug auf den Arbenz-Bericht forderte 1993 eine Motion der CVP-Politikerin Rosmarie Simmen vom Bundesrat erstmals ein umfassendes «Migrationsgesetz» und bis Mitte der 1990er Jahre war der Begriff Migration in der Schweizer Öffentlichkeit etabliert. Das sieht man nicht nur in den Vernehmlassungsantworten auf den zweiten Arbenz-Bericht zu einer neuen Migrationspolitik von 1995. Erstmals wurde der Begriff auch als Selbstbezeichnung verwendet, und in Bern und Zürich wurden «MigrantInnen-Foren» gegründet. Rund 25 Jahre bevor das Bernische Historische Museum die Pforten zu seiner Migrationsausstellung öffnete, konnte der Historiker Georg Kreis in Vorträgen bereits feststellen: «Migration gehört zur Normalität der Weltgeschichte.»

Globalisierung der Perspektive

Folgt man der Aufstiegsgeschichte des «M-Worts» in der Schweiz seit den späten 1980er Jahren, dann wird deutlich, dass es sich nicht nur um alten Wein in neuen Schläuchen handelt. Mit dem Begriff Migration hat sich die Wahrnehmung auf unterschiedlichste soziale Phänomene verschoben. Ein zentraler Effekt ist dabei, dass sich die Perspektive globalisiert. Anders als bei der alten nationalstaatlichen Brille auf Ein- und Auswanderung wird damit eine soziologische Vogelperspektive auf die Welt eingenommen, aus der die Schweiz noch stärker in einem globalen Gesamtzusammenhang gesehen werden kann – wirtschaftlich, demografisch, sozial. Dabei werden verschiedene Mobilitätsformen wie etwa Asyl, Arbeitssuche, Familiennachzug etc. nicht mehr isoliert betrachtet, sondern in einer Gesamtschau und in ihrem Wechselbezug gesehen.

Der Migrationsdiskurs funktioniert seit den frühen 1990er Jahren wie ein Schwamm, der unterschiedliche Themen in sich aufsaugt und in ein Debattenfeld inte-

griert hat, von Fragen der Zulassung – man denke hier an die Diskussionen zum «Drei-Kreise-Modell» bis hin zur Integration – ein Thema, das vor allem die Eidgenössische Ausländerkommission EKA vehement in den neuen Migrationsdiskurs einbrachte –, von Entwicklungszusammenarbeit und Aussenpolitik, Sicherheit und Kriminalität, bis hin zu Debatten um Zugehörigkeit und Teilhabe, multikulturelle Vielfalt und Rassismus. Auch wenn der Entwurf zum neuen Migrationsgesetz aus dem Jahr 1997 basierend auf einem Punktemodell nach kanadischem Vorbild letztlich in der Schublade verschwand, ist der Begriff «Migration» in den letzten drei Jahrzehnten vom Rand ins Zentrum der Debatten um das gesellschaftliche Selbstverständnis gerückt. Man könnte sogar sagen, dass das Streiten um Migration zu einer Form der kommunikativen Vergesellschaftung aufgestiegen ist. Dies ist auch dem Umstand geschuldet, dass sich sehr unterschiedliche und sogar gegensätzliche politische Interessen und Akteure in dieses neue Debattenfeld einschreiben konnten: humanitäre entwicklungspolitische Stimmen etwa aus dem Kontext der Hilfswerke, technokratische Hoffnungen auf ein umfassendes und quantifizierbares Migrationsmanagement, liberale wirtschaftspolitische Interessen an internationaler Freizügigkeit, linke Kapitalismuskritik an globaler Ungleichheit, die Menschenmassen in Bewegung versetzt, oder die neurechte Neuauflage des Überfremdungsdiskurses im Zeitalter der Globalisierung.

Migration als Projektionsfläche

«Migration» bietet sich als allgemeine Projektionsfläche an, für Hoffnungen ebenso wie für Ängste, für Bereicherungserwartungen ebenso wie für Bedrohungsszenarien. Aus dieser Polarisierungsdynamik heraus hat sich in den letzten drei Jahrzehnten ein wahrhaft «obsessiver» Migrationskomplex herausgebildet, der sich von medialen Eigendynamiken und Empörungsspiralen getragen immer wieder selbst reproduziert und dabei thematisch übergreifend ist. Längst reicht das Themenfeld Migration von der Städteplanung bis hin zu Geschlechterfragen, vom ÖV bis zur Sozialversicherung. Es stellt sich die Frage, was dadurch sichtbar wird, aber auch, was aus dem Blick gerät, wenn die gesellschaftliche Gegenwart und Zukunft so stark durch die Brille der Migration betrachtet wird. Dass die Zusammenlegung von EKA und EKF zur EKM in den 2000er Jahren auch aus Spargründen vom damaligen Bundesrat Christoph Blocher befürwortet wurde, lädt dazu ein, hier genauer hinzuschauen. Es ist daher Zeit, auf dreissig Jahre Migrationsdiskurs in der Schweiz zurückzublicken und sich zu fragen, was durch den Begriff gewonnen und was verloren wurde.

Die Schweizer Gesellschaft hat sich in den letzten Jahrzehnten durch Einwanderung stark verändert. Der Begriff der Migration hat es ermöglicht, diesen Wandel im globalen Kontext zu verstehen und Zusammenhänge zu sehen. Wenn aber etwa die Tatsache, dass rund ein Viertel der dauerhaften Schweizer Wohnbevölkerung kein hiesiges Bürgerrecht hat, weiterhin als Migrationsfrage und nicht als Herausforderung der Schweizer Demokratie diskutiert wird, zeigt sich hier ein grundlegendes Problem. Der Migrationsdiskurs funktioniert auch wie ein Proxy, der gesellschaftliche Probleme virtuell aus der Gesellschaft herausverlagert. Statt von der Frage auszugehen, wer wie teilhaben kann, sprechen wir weiterhin davon, wer sich integriert und wer nicht. Statt allgemein über die Rolle von Freiheit und Religion in Gesellschaft zu diskutieren, sprechen wir über muslimische Migranten. Statt über Fragen sozialer und globaler Ungleichheit zu sprechen, stehen dessen Migrationsfolgen im Zentrum. Vieles, wo heute Migration draufsteht, wäre tatsächlich auch mit den alten Begriffen Demokratie, Freiheit, soziale Gerechtigkeit zu erfassen. Und das heutige Leistungsprofil der EKM stünde einer noch zu schaffenden Eidgenössischen Kommission für demokratische Teilhabe und Inklusion gut zu Gesicht. Dabei ist die Situation paradox: Auf eine Art reden wir sowohl zu wenig über Migration, etwa über die tatsächliche vielschichtige Transformation der Schweiz in ein Einwanderungsland, als auch zu viel und in falscher Weise, etwa wenn Migration stark mit Kriminalität assoziiert wird.

Auseinandersetzungen um das «M-Wort» vertiefen politische Gräben, in der Schweiz ebenso wie in anderen Ländern. Statt die Migrationsbrille vornehmlich als Angebot zu verstehen, soziale Realitäten sachlich zu betrachten, definiert die Haltung zu Migration zunehmend polarisierte politische Identitäten: Die einen sind pro – die anderen contra. Dazwischen wird die Luft dünn. Derartige Frontstellungen sind eine Gefahr für demokratische Gemeinwesen, wie etwa der Brexit gezeigt hat. Die Zeit lässt sich sicher nicht zurückdrehen. Doch das Bewusstsein für den historischen Wandel von Begriffen und den Perspektiven, die uns «Migration» eröffnet oder auch verschliesst, mag gegebenenfalls einen kleinen Beitrag leisten, um den Blick auf die Gegenwart wieder frei(er) zu machen und so neue Handlungsspielräume für die Gestaltung der Zukunft zu gewinnen.

La Suisse a un complexe de migration

La société suisse souffre d'un complexe de migration. Comme dans d'autres pays, les disputes obsessionnelles relatives aux questions de migration se sont élevées au rang d'élément central de l'identité sociale. Une vie sans être confronté à la notion de migration ne semble plus guère concevable.

Comment en est-on arrivé à cet état de fait, et de quelle manière le concept de migration a-t-il façonné notre perception? Si l'on considère qu'aujourd'hui, il est presque impossible de débattre de questions sociales sans évoquer « la migration », il est d'autant plus étonnant que ce terme n'ait acquis une certaine popularité en Suisse que tardivement, au cours des années 1990. Depuis, cette notion est passée de la marge au centre des débats publics. Elle constitue une surface de projection générale, qui reflète tant les espoirs que les peurs, les espérances d'enrichissement que les scénarios de menaces. La prise de conscience de l'évolution historique des concepts et des perspectives qui ouvrent le débat sur la migration – ou le ferment d'ailleurs – peut offrir une petite contribution permettant de jeter un regard (plus) libre sur notre présent et, par conséquent, de gagner de nouvelles marges de manœuvre pour forger l'avenir.

Der Text basiert auf einem längeren wissenschaftlichen Artikel des Autors:

Kijan Espahangizi, «Migration» – Ein neues Konzept zwischen Politik und Wissenschaft in der Schweiz, 1987–1995. In: Zeitschrift für Migrationsforschung / Journal of Migration Studies 1(1), 2020, in Vorbereitung.

KIJAN ESPAHANGIZI

ist Historiker und arbeitet aktuell an einem Buch zur Geschichte des Migrationskomplexes in der Schweiz. Er forscht und lehrt an der Universität Zürich. Er ist Mitglied im deutschen Rat für Migration und Mitbegründer des Instituts Neue Schweiz INES.



Erfolgreiche Lernende, Jost Elektro AG, Brugg
© Jost Elektro AG, Brugg



Weg vom nationalstaatlichen Blick – hin zu einer multiperspektivischen Geschichtsschreibung.

Barbara Lüthi, Damir Skenderovic

Die Geschichte der Schweiz ist geprägt von kontinuierlichen Migrationsbewegungen. Über Jahrhunderte verliessen Söldner, Handwerker und Arbeiterinnen die Schweiz und prägten deren Charakter als Auswanderungsland. Gegen Ende des 19. Jahrhunderts wandelte sich die Schweiz zu einem Einwanderungsland. Die historische Migrationsforschung erlebt indessen erst seit ein paar Jahren einen regelrechten Boom und ist mit neuen, international diskutierten Fragen und Herausforderungen konfrontiert.

Bis vor Kurzem hatte die historische Migrationsforschung hierzulande eine eher marginale Bedeutung (Holenstein et al. 2018). Der Schwerpunkt lag vor allem auf der Erforschung der Auswanderung, des sogenannten Überfremdungsdiskurses oder verschiedener Aspekte des schweizerischen Migrationsregimes. Während die internationale Migrationsforschung seit den 1990er Jahren mehrere Paradigmenwechsel erlebt hat und durch neue methodische Zugänge und theoretische Diskussionen gekennzeichnet ist, beginnen diese Trends und Erneuerungen allmählich auch die hiesige Forschung zu bereichern (Lüthi/Skenderovic 2019).

Gleichzeitig stellt sich auch in der Schweiz vermehrt die Frage nach einer «De-Migrantisierung» der Forschung: Anstatt Migration als separates Objekt von Forschung und Gesellschaft zu betrachten, soll sie als integraler Aspekt der Erforschung von Gesellschaften und der Welt gesehen werden. Insbesondere die Sozialwissenschaften, so die Kritik, hätten ihren Teil zu dieser Reifizierung, nämlich das Phänomen für sich allein zu begreifen und so zu essentialisieren, beigetragen (De Genova 2013; Dahinden 2016). In diesem Sinne sind die Wissenschaften dazu aufgefordert, Konzepte zu entwickeln, die diesem Umstand Rechnung tragen.

Neue Schwerpunkte und Herausforderungen

Wenn man sich von einer nationalzentrierten Perspektive löst, verweist bereits die Verwendung des Termi-

nus «Migration» auf die herausragende Bedeutung von vielfältigen Wanderungsbewegungen und Grenzüberschreitungen. Die Nation als Untersuchungsrahmen hat seinen Erkenntniswert auf Kosten eines umfassenden transnationalen und -regionalen Zugangs weitgehend verloren. Ein solcher Ansatz erlaubt eine vertiefte Analyse von Strukturen, Institutionen und Diskursen, die innerhalb und zwischen den Sende- und Aufnahmeländern und -regionen wirkungsmächtig sind. In den Vordergrund rücken zudem die Handlungsmacht (Agency) und Motive von Migrantinnen und Migranten und deren Rolle als soziale Akteure, die im Rahmen ihrer Möglichkeiten gesellschaftliche Optionen und Beschränkungen verhandeln, wenn sie ihre Lebenspläne verfolgen (Harzig/Hoerder 2009: 3). Durch diesen veränderten Fokus haben sich neue Forschungsfelder eröffnet, wie etwa die Geschichte migrantischen Wissens oder das Zusammenspiel von Geschlecht, *race*, Ethnizität, Klasse, Alter und anderer Kategorien bei Migrationserfahrungen.

Auch begriffliche Ungenauigkeiten und verzerrte Vorstellungen innerhalb der Migrationsforschung werden vermehrt kritisch hinterfragt. So distanziert sich die Forschung von dem lange vorherrschenden Verständnis, ausschliesslich die europäische und transatlantische Migration sei von Interesse. Vielmehr gewinnen die zahlreichen, komplexen Wanderungsbewegungen – etwa innerhalb des afrikanischen oder des transpazifischen Raumes – in der globalen Migrationsforschung

zusehends an Bedeutung. Es sind Thematiken, denen sich in jüngster Zeit auch Forschungen zur Globalgeschichte der Schweiz und den Verstrickungen des Landes mit dem Kolonialismus zuwenden (Purtschert/Fischer-Tiné 2015).

Mittlerweile ist die internationale Migrationsforschung viel stärker interdisziplinär ausgerichtet und in grösseren Forschungsverbänden organisiert. Auch in der Schweiz sind in den letzten Jahren grössere Forschungskooperationen entstanden, die aber noch stark policy-oriented sind und sich hauptsächlich auf Entwicklungen der Gegenwart konzentrieren. Dazu gehören etwa das 2002 abgeschlossene Nationale Forschungsprogramm (NFP 39) «Migration und interkulturelle Beziehungen» oder der aktuelle Nationale Forschungsschwerpunkt (NFS) «on the move» (nccr-onthemove.ch). Hingegen sind Zugänge der Migrationsforschung und vor allem der Migrationsgeschichte, die Ansätze aus den Post-colonial Studies, der Kulturtheorie oder der Wissensgeschichte integrieren, hierzulande noch immer selten. Als besonders fruchtbar erweisen sich der Blick auf Migration und Wissen, auf Migrationsregimes, auf die Agency von Migrierenden sowie auf transnationale Verflechtungen.

Migration und Wissen

Migration ist als aktive Konstruktion, Interpretation und Aneignung von Wissen durch eine Vielzahl von Akteurinnen und Akteuren zu sehen, da deren Definition nicht einfach gegeben ist. Dabei können drei Wissensformen unterschieden werden: das von Migrierenden produzierte und transferierte Wissen; das von staatlichen Institutionen, internationalen Organisationen, Wissenschaftlerinnen und Politikern hervorgebrachte Wissen über oder für Migrierende; und schliesslich «migrierendes» Wissen. Einerseits sind Staaten, nationale und internationale Organisationen (z.B. Vereinte Nationen, Internationale Organisation für Migration) oder Wissenschaftlerinnen relevante Akteure, indem sie bestimmtes Wissen über Migrantinnen und Migranten produzieren. Andererseits gibt es mittlerweile eine stärkere Fokussierung auf Wissen und Wissensbestände von Wandernden selbst (Lässig/Steinberg 2017). Bei diesem migrantischen Wissen interessiert vor allem, wie dieses Wissen produziert, transformiert und über Räume hinweg übersetzt wird. Eine der Herausforderungen besteht darin, zu verstehen, wie das von Migrierenden produzierte Wissen und andere Wissensformen zusammenhängen und sich gegenseitig bedingen. Migrantinnen und Migranten – davon ist auszugehen – übernehmen nicht wahllos bestehendes Wissen, sondern selektieren, lehnen es ab oder passen es den eigenen Bedürfnissen an.

Migrationsregimes: Klassifikationen und Gegenstrategien

Nationale und internationale Organisationen und Programme – wie die European Border and Coast Guard Agency (Frontex) – oder Medien bringen ein spezifisches Wissen etwa in Form von Statistiken und Berichten hervor und tragen damit zur Ausbildung von Migrationsregimes bei. Dabei werden Migration und Migrierende oftmals auf endlose Daten und Zahlen reduziert, um eine Regelung und Steuerung von Migrationsprozessen zu ermöglichen. Es spiegelt sich darin auch eine «Migrantisierung» und der Wille, «den» Migranten bzw. «die» Migrantin möglichst präzise zu erfassen und anhand von Kategorien Empfehlungen zur Kontrolle und Verwaltung von Migration zu geben (Pécoud 2016). Die daraus resultierenden Definitionen und Einteilungen beruhen meist auf geschlechtlichen, ethnifizierten, religiösen oder sonstigen Zuschreibungen. Auch wirken sich diese Klassifikationen auf Fragen von Staatsbürgerschaft, Zugehörigkeitsdebatten sowie In- und Exklusionsprozessen aus. Vonseiten der Migrantinnen und Migranten bleiben solche Einteilungen und Zuschreibungen keineswegs unerwidert. Migrierende entwickeln Gegenstrategien, kritisieren die ihnen auferlegten Klassifizierungen, fordern institutionelle Praktiken heraus und greifen in politische Entscheidungsprozesse ein.

Agency von Migrierenden

In einer Welt der überregulierten Migrationsbewegungen und überpolitisierten Debatten zum Thema Migration gerät die Perspektive der Migrierenden oftmals in Vergessenheit. Trotz des relativ breiten Wissens über sie, wissen wir sehr viel weniger über die migrantischen Praktiken und Handlungsmöglichkeiten selbst. Ebenso wenig wissen wir, wie deren Wissen produziert, praktisch umgesetzt oder von ihnen selbst verhandelt wird. Die Unsichtbarkeit und oftmals auch Sprachlosigkeit von Migrantinnen und Migranten entspricht aber keineswegs einer Passivität im realen Leben. Selten wurde bisher in der schweizerischen Migrationsforschung nach der Beteiligung von Migrierenden an Debatten und Deutungen gefragt, wenn es um Definitionsmacht in Sachen Migration geht oder wenn sich die Frage stellt, wer überhaupt als «Migrantin» und «Migrant» identifiziert und bezeichnet wird (Skenderovic 2015). Umso wichtiger ist es, in der Forschung den Blick nicht nur auf Gründe und Verläufe von Migration oder auf Praktiken und Absichten staatlicher Behörden und nicht-staatlicher Organisationen zu richten. Ebenso sollten Fragen zur komplexen Beziehung zwischen Institutionen und den Erlebnissen, Erfahrungen und Handlungsspielräumen der Migrierenden gestellt werden.

Transnationale Verflechtungen

Immigration produziert eine kontinuierliche und spannungsreiche Beziehung zwischen der Schweiz und dem «Rest» der Welt, wie auch Friktionen innerhalb der Schweiz selbst. Lange dominierte die Vorstellung von Migration als einer Einwegstrasse, in der erwünschte Arbeitskräfte in der Schweiz ankommen und den Weg der Integration gehen. Die Unerwünschten hingegen sollten zur Rückkehr gezwungen und ausgeschafft werden. Gleichzeitig blieben die Schattenseiten der eigenen Geschichte der Auswanderung lange Zeit vergessen oder galten als Relikt der Vergangenheit. Anders als in der Migrationsforschung in vielen anderen Ländern wurden in der Schweiz nur sehr langsam transnationale und transkulturelle Perspektiven mit Hinweisen auf Verflechtungen mit der Welt aufgenommen und fruchtbar gemacht (Büsser et al. 2020). Während wertvolle, kritische Betrachtungen zum Konzept des Transnationalismus existieren, wie die Frage nach der anhaltenden Rolle des Nationalstaates in Migrationsprozessen, überwinden transnationale oder transkulturelle Perspektiven bis zu einem gewissen Grad den «methodologischen Nationalismus», also die Welt aus einer nationalstaatlichen Perspektive heraus zu verstehen. Zudem erweitert eine Differenzierung verschiedener Zugänge – wie transregional, translokal usw. – die Untersuchungsperspektiven und ist auch im Zusammenhang der schweizerischen Migrationsgeschichte in der Mitte Europas von besonderem Interesse.

Büsser, Natalie et al. (Hg.), 2020, Transnationale Geschichte der Schweiz, Zürich: Chronos.

Dahinden, Janine, 2016, A Plea for the «De-Migrantization» of Research on Migration and Integration. In: Ethnic and Racial Studies, 39/13: 2207-2225.

De Genova, Nicholas, 2013, «We are of the connections». Migration, Methodological Nationalism, and «Militant Research». In: Postcolonial Studies, 16/3: 250-258.

Harzig, Christiane, Dirk Hoerder, Donna Gabaccia, 2009, What is Migration History? Cambridge, Malden/MA: Polity Press.

Holenstein, André, Patrick Kury, Kristina Schulz, 2018, Schweizer Migrationsgeschichte. Von den Anfängen bis zur Gegenwart, Baden: Hier und Jetzt.

Lässig, Simon, Swen Steinberg, 2017, Knowledge on the Move. New Approaches Toward a History of Migrant Knowledge. In: Geschichte und Gesellschaft, 43/3: 313-346.

Lüthi, Barbara, Damir Skenderovic (Hg.), 2019, Switzerland and Migration. Historical and Current Perspectives on a Changing Landscape, Cham: Palgrave.

Pécoud, Antoine, 2015, Depoliticising Migration. Global Governance and International Migration Narratives, Basingstoke: Palgrave Macmillan.

BARBARA LÜTHI

ist Assistenzprofessorin für Nordamerikanische Geschichte und Postcolonial Studies an der Universität zu Köln. Sie arbeitet unter anderem zur US-amerikanischen und europäischen Geschichte, Migrationsgeschichte und globalen Ansätzen.

DAMIR SKENDEROVIC

ist Professor für Zeitgeschichte an der Universität Fribourg. Er arbeitet unter anderem zu den Themen Migration, Populismus und Neue Rechte.

Nouvelles approches de la recherche historique sur la migration.

La migration s'entend comme un phénomène mondial, ce qui n'a pas toujours été le cas. Pendant longtemps, l'histoire de la migration en Suisse, comme dans d'autres pays, fut écrite dans une « perspective autochtone », une perspective fortement axée sur la nation elle-même. De nouveaux regards sur la migration, tels que ceux qui ciblent l'action et les possibilités d'action des migrants, suscitent progressivement une plus grande attention. On observe une tendance à s'éloigner d'une historiographie nationale pour se tourner vers une histoire transnationale de la migration ; à s'éloigner d'une approche axée sur l'État et les élites pour prendre en compte la perspective des migrants ; à s'éloigner d'une focalisation sur les flux migratoires transatlantiques pour s'orienter vers des mouvements migratoires mondiaux complexes et multidirectionnels qui touchent également la Suisse. Ainsi, au cours des dernières années, un certain nombre d'approches et de champs thématiques, qui ont gagné en pertinence dans la recherche internationale sur la migration, ont été repris par la recherche en Suisse.

Purtschert, Patricia, Harald Fischer-Tiné (Hg.), 2015, Colonial Switzerland. Rethinking Colonialism from the Margins, Basingstoke: Palgrave Macmillan.

Skenderovic, Damir, 2015, Vom Gegenstand zum Akteur. Perspektivenwechsel in der Migrationsgeschichte der Schweiz. In: Schweizerische Zeitschrift für Geschichte, 65/1: 1-14.



Erfolgreiche Lernende, Spital Bethesda, Basel
© Bethesda Spital, Basel

Entre doctrine libérale et approche isolationniste.

Vincent Kaufmann

L'application du principe de libre circulation en Europe s'appuie sur la promotion des mobilités réversibles : le fait de se déplacer vite, loin et souvent. Face à la montée de la tentation isolationniste qu'une telle politique suscite à travers tout le continent, il est temps de repenser la mobilité en Europe.

Pour qui se penche sur les textes fondamentaux de l'Union Européenne ressort une évidence : l'Europe est un projet de promotion de la mobilité. L'intégration européenne est ainsi pensée comme une conséquence de la multiplication des échanges et des rencontres entre les populations des différents pays. Et plus fondamentalement encore elle est supposée assurer l'intégration économique et sociale des acteurs et des citoyens grâce à la libre circulation des personnes, des biens, des services et des capitaux. En bref, la mobilité en Europe est conçue comme une solution, *la* solution.

Ce modèle d'intégration basé sur une approche très libérale de la mobilité semble pourtant atteindre ses limites. Du point de vue objectif, l'intégration européenne ne semble pas avoir su contrebalancer la force déstabilisante de la globalisation par une seule libéralisation des flux. Du point de vue subjectif, le message selon lequel l'intégration européenne se fait par la libre circulation constitue un facteur déstabilisant pour la population. Et face à cette doctrine libérale, les approches isolationnistes ont pénétré l'opinion publique : il est l'heure du retour aux frontières. Et c'est un pays à forte tradition libérale comme le Royaume Uni qui a déclenché l'alarme avec le Brexit. Pour les tenants de l'isolationnisme, la mobilité est devenue un problème, *le* problème.

Repenser la doctrine libérale

Entre doctrine libérale et approches isolationnistes, y a-t-il de la place pour un débat sur la mobilité ? Un tel débat est important et devrait reposer sur une triple analyse : une compréhension plus approfondie de la façon dont les flux de mobilités (personnes, capitaux, services, biens) dans leur différentes modalités (réversibles, uni-

directionnels, réciproques, externes, internes, etc.) sont imbriquées. Une analyse des coûts liés à l'intensification des flux de mobilités du point de vue social, spatial et environnemental. Enfin, l'étude fine de la manière dont les bénéfices et nuisances liées à la mobilité sont distribués au sein des sociétés européennes.

Comme le sociologue Adrien Favell le suggère, le modèle d'intégration européenne à travers la promotion de la mobilité a été largement inspiré par le *flat world* américain : un grand espace de mobilité sans ancrage apparent. L'espace américain, son territoire, ses villes sont caractérisés par cet ancrage limité. Ce modèle est-il applicable à l'Europe ? Est-il souhaitable ? Faut-il en quelque sorte être plus américain pour être enfin complètement européen ?

La mobilité entre pays européens implique une capacité de déracinement et de ré-enracinement ailleurs beaucoup plus forte qu'entre les États constitutifs des États-Unis. Elle suppose en effet de changer de système de santé, de système éducatif, de marché de l'emploi, de langue, voire de mode de vie. Sans doute que la référence aux États-Unis comme inspiration pour la construction européenne doit être abandonnée pour imaginer en lieu et place un nouvel équilibre entre mobilité et ancrage.

Mais une telle entreprise ne fait-elle pas fatalement tomber dans une autre idéologie, tout aussi totalisante que celle de la promotion des flux ? Non, car la critique de la libre circulation appliquée aux différents types de mobilités n'est pas nécessairement réactionnaire et anti-libérale. Il ne s'agit pas de critiquer le principe de libre circulation en lui-même, mais de discuter les modalités de sa mise en œuvre.

Considérer les modalités de la mobilité

Les tensions internes à l'Europe en matière de mobilité ne pourront se résoudre que si la mobilité est considérée dans ses différentes modalités. Il est en particulier important de réconcilier mobilité et ancrage. Lorsque l'on analyse le problème de la mobilité à l'échelle urbaine, il est de plus en plus clair que la vitesse à tout prix n'est plus à l'ordre du jour. La tendance est dans certains cas plutôt l'opposée : une modération des flux de mobilité au profit de l'ancrage et des lieux. Le mot d'ordre n'est plus de fluidifier la ville, mais bien de rendre la ville plus habitable. À une toute autre échelle, l'Europe devrait également donner la priorité aux politiques visant la valorisation de l'ancrage et des lieux. La politique régionale est bien placée pour agir sur ce domaine à condition que les priorités en termes de connectivité et d'infrastructures de transport ne soient pas omniprésentes comme cela a été le cas souvent dans le passé.

Pour mener à bien un tel projet, les pistes ne manquent pas, mais pour les identifier, un débat politique large et démocratique est nécessaire. En Suisse, les instruments de la démocratie directe sont très régulièrement mobilisés sur des questions de mobilité, et font l'objet de nombreuses réflexions. L'étude fine des controverses et débats politiques qui entourent ces questions en Suisse constitue un terrain fertile pour identifier des pistes d'action susceptibles de repenser les équilibres entre mobilités et ancrage. Il ressort en particulier de cet examen que pour sortir de l'opposition entre la doctrine libérale de la mobilité et les approches isolationnistes, il est nécessaire de repenser l'application du principe de libre circulation des personnes pour renforcer la cohésion sociale.

Libre circulation : une nouvelle approche

La politique européenne a été jusqu'ici centrée sur la promotion des mobilités réversibles, c'est-à-dire de la capacité à franchir l'espace vite, loin et souvent, sans avoir à se confronter à la spécificité locale des territoires. Au vu des effets pervers de cette politique et des oppositions auxquelles elle fait face à travers toute l'Europe, il est aujourd'hui indispensable de substituer à la promotion des mobilités réversibles une libre circulation fondée sur la promotion de la capacité à se déraciner et de se ré-enraciner ailleurs.

Zwischen liberaler Doktrin und isolationistischem Ansatz: Personen-freizügigkeit anders denken

Europa ist ein Projekt der Mobilität: Dies geht aus den Grundlagentexten der Europäischen Union hervor. Europäische Integration ist demnach als Ergebnis einer Multiplikation von Austausch und Begegnung zwischen den Menschen der verschiedenen Staaten gedacht. Dieses liberale Integrationsmodell scheint allerdings an seine Grenzen zu stossen. Der Europäischen Integration ist es nicht gelungen, die destabilisierenden Kräfte der Globalisierung durch die Liberalisierung der Migrationsbewegungen auszugleichen. Isolationistische Haltungen gewinnen deshalb in der öffentlichen Meinung an Bedeutung: Die Rückkehr zum Aufrichten von Grenzen scheint gekommen.

Um aus dieser Sackgasse herauszukommen, ist es notwendig, Mobilität und «Verankerung» miteinander in einen Ausgleich zu bringen. Die Kontroversen in der Schweiz bieten ein fruchtbares Feld, um mögliche Pisten auszumachen, die für einen solchen Ausgleich sorgen könnten. Eine Analyse der Debatten zeigt, dass es erforderlich ist, sich von einer Förderung von Mobilität zu verabschieden, die sich darauf beschränkt, Räume rasch, in grosser Distanz und oft zu überschreiten, ohne sich auf lokale Gegebenheiten einlassen zu müssen. Es ist deshalb eine Personenfreizügigkeit gefragt, die sowohl Mobilität erlaubt als auch die Verankerung vor Ort fördert.

VINCENT KAUFMANN

est professeur de sociologie urbaine et d'analyse des mobilités à l'École Polytechnique Fédérale de Lausanne (EPFL). Depuis 2010, il est en outre Directeur scientifique du Forum Vies Mobiles, un institut de recherche et *think-thank* basé à Paris. Il a publié en 2017 avec Ander Audikana « Mobilité et libre circulation en Europe: un regard Suisse » chez Economica.

Die unvollständige Emanzipation vom Territorium.

Nicolas Zahn, Stefan Schlegel

Die Digitalisierung erlaubt es uns, den Begrenzungen des Ortes bis zu einem bestimmten Grad zu entfliehen. Für den Einfluss von Digitalisierung auf Migration ist die entscheidende Frage: Welche Anwendungen der Digitalisierung sind auf gut funktionierende, ortsgebundene Infrastrukturen angewiesen und vergrößern daher die «Tyrannei der Geografie»? In vielen Lebensbereichen werden die Chancen und Risiken, die vom Ort der Geburt abhängen, durch die Digitalisierung stark beeinflusst.

Der Zusammenhang von Migration und Digitalisierung wird in der Populärkultur versinnbildlicht durch das Smartphone. Nicht zu Unrecht. Für Migrierende ändern sich durch Smartphones die Kosten für die Informationssammlung dramatisch. Was im Science Fiction Epos «Per Anhalter durch die Galaxis» Ende der 1970er Jahre noch eine fantastische Erfindung war – ein tragbarer elektronischer Reisebegleiter, der alle Informationen über die Galaxis enthält (auch wenn viele davon grob falsch) – ist durch das Smartphone zur Realität geworden.¹ Globale Kommunikationsnetze und erschwingliche Endgeräte erlauben den Austausch und die Koordination mit anderen Migrierenden und mit der Familie.

Im Gegenzug automatisieren auch Regierungen ihre Versuche, Migration zu steuern. Datenanalysen und Portale wie das *Migration Data Portal*² können helfen, ein besseres Verständnis für Migrationsentwicklungen zu erlangen. Die Bearbeitung von Gesuchen kann beschleunigt werden. Häufiger dient der Einsatz von Technologie aber der stärkeren Kontrolle und Überwachung. In Europa wird viel in *smart borders* investiert, also in Technologien der Grenzüberwachung, welche die Durchlässigkeit der Grenzen selektiver machen sollen: hindernisfrei für die privilegierten Pendler, undurchdringbar für die unerwünschten Irregulären.³ In Flüchtlingslagern kommen auch Technologien wie Gesichtserkennung und andere biometrische Anwendungen zum Einsatz. Dies kann Menschen ohne Staatszugehörigkeit oder ohne migrationsrechtlichen Status zwar helfen, Dienstleistungen in Anspruch zu nehmen.

In der Tendenz erhöht es aber das Machtgefälle zwischen Migrierenden und Staaten.⁴

Befreiung vom Zufall der Geburt?

«What will the world look like when anywhere becomes everywhere becomes everything becomes anything?»;⁵ fragt der kanadische Künstler und Autor Douglas Coupland, der sich in seinem Werk intensiv mit der Digitalisierung beschäftigt. Kann *anywhere* dank Technologie zu *everywhere* werden? Immerhin erlauben es Technologien, früher fast unüberwindbare Distanzen praktisch auf Null zu verkürzen und uns somit von unserem zufälligen Ort auf der Welt bis zu einem bestimmten Grad zu emanzipieren. Manche Dinge werden ermöglicht, ohne dass dafür Migration noch nötig ist, zum Beispiel internetbasierte Dienstleistungen. Diese Innovationen führten zur Erschaffung eines neuen Raumes, dem Informationsraum. Neben Land, Wasser, Luft und dem Weltraum wird auch dieser fünfte Raum inzwischen anerkannt, etwa in der militärischen Doktrin. In der Blütezeit des Internets gingen Exponenten der Netz-Zivilgesellschaft soweit, diesen Raum als unabhängig zu träumen. Sie entzogen mittels Unabhängigkeitserklärung den Cyberspace dem Machtanspruch etablierter, analoger Akteure.⁶

Aber eine solche Unabhängigkeit hat sich inzwischen als naiv erwiesen.⁷ Zwischen dem Cyberspace und den anderen Räumen bestehen sehr wohl Abhängigkeiten. Und dennoch wirft die Idee eines unabhängigen Cyber-

space eine zentrale Frage auf. Sie betrifft die Entkopplung von Institutionen und Orten. Kernelement zahlreicher digitaler Technologien ist die Abstraktion von der Realität, die *Virtualisierung*. Die geschickte Kombination von Soft- und Hardware erlaubt uns damit, uns von der physischen Realität zu *entkoppeln*.

Geografie verliert an Gewicht

Ein Stück weit ermöglicht die Digitalisierung selbst die Entkopplung von öffentlichen Institutionen (wie Gesetzgebung, Rechtsprechung, Rechtsdurchsetzung) von einem Territorium. Für die Zukunft der Migration ist das relevant, weil die Motivation für Migration in der Regel der Zugang zu verhältnismässig gut funktionierenden Institutionen ist, etwa zu einem politischen System, das Freiheit oder Sicherheit zur Verfügung stellen kann, oder zu einem gut funktionierenden Arbeitsmarkt. Im Gegensatz zu früheren Epochen, wo Migration oft aufgrund der Verfügbarkeit und der besseren Qualität von Land stattfand – etwa um ein landwirtschaftliches Auskommen erzielen zu können –, spielt das Territorium in heutigen Migrationsereignissen typischerweise nur noch insofern eine Rolle, als es eine Vorbedingung für den Zugang zu gut funktionierenden Institutionen ist⁸. Wo diese vom Territorium entkoppelt werden können, entfällt diese Hilfsfunktion des Territoriums und damit auch die Wirkung, die nur durch Migration erzielt werden konnte. Estland hat diese Entwicklung mit mehreren Projekten bereits sichtbar gemacht: etwa mit seiner Datenbotschaft und mit einer e-Residenz.⁹ Die Idee der Datenbotschaft ist es, an einem sicheren Ort eine digitale Kopie der staatlichen digitalen Infrastruktur zu hinterlegen. Im Falle einer Katastrophe oder einer Invasion könnte ein Grossteil der staatlichen Dienstleistungen weiterhin online erbracht werden, beispielsweise eine Adressänderung oder der Zugriff auf das eigene Vorsorgekonto. Mit der e-Residenz kann ein Mensch eine digitale Identifikation erlangen, welche die Nutzung gewisser staatlicher Dienstleistungen über das Internet erlaubt, etwa eine Firmengründung, ohne das Territorium Estlands je betreten zu müssen. Physische Präsenz ist nicht länger eine Bedingung dafür, den für Firmengründungen relativ guten institutionellen Rahmen Estlands – und Zugang zum europäischen Binnenmarkt – in Anspruch nehmen zu können.

Digitalisierung als institutioneller Bypass

Digitalisierung macht ausserdem gewisse Institutionen überflüssig oder ändert deren Wert für Migrierende: zum Beispiel, indem sie eine digitale Alternative schafft. Hat jemand in seinem Land keinen Zugang

zum Finanzsektor, etwa wegen administrativer Hürden oder diskriminierender Gesetzgebung, so bieten mobile Zahlungslösungen auf Basis des Mobilfunknetzes unter Umständen eine Alternative. Um eine Ernteversicherung abzuschliessen, ist der Zugang zum offiziellen Finanzsystem plötzlich obsolet. Die Digitalisierung hat einen *institutional bypass*¹⁰ ermöglicht, einen Weg, dysfunktionale Institutionen zu umgehen, wo zuvor Migration oft die einzige Möglichkeit war, diesen Institutionen zu entkommen. Solche *institutional bypasses* sind manchmal staatlich, in der Regel aber privat. Digitale Plattformen, nicht Staaten, formulieren im digitalen Raum oft «die Regeln des Spieles», fungieren also als Institutionen und stellen in manchen Fällen auch die dafür benötigte Infrastruktur zur Verfügung. So tüfteln sowohl Google als auch Facebook an Möglichkeiten, Internetzugang an die entferntesten Orte zu bringen, wo dies die lokalen Institutionen nicht können oder wollen. Und das ist erst der Anfang. Facebook arbeitet auch an einer eigenen digitalen Währung. Damit übernehmen diese Firmen aber auch die Macht, über den Zugang zu Institutionen zu entscheiden. An die Stelle der territorialen Grenze tritt die virtuelle Firewall.

Die Tyrannei der Geografie ist zäh

Auch der digitale Raum ist also durchzogen von ausschliessenden Grenzlinien. Und daneben bleibt die Befreiung von der «Tyrannei der Geografie» vorerst eng beschränkt. Unterhalb der Virtualisierung liegt die Hardware, eine real existierende Infrastruktur. Diese steht an einem bestimmten Ort und ist somit auch den Regeln unterworfen, die an diesem Ort gelten. Wo und wie gut diese Infrastruktur bestehen kann, ist eine Frage der Qualität der Institutionen an diesem Ort. Ein Beispiel ist die Kryptowährung Bitcoin, welche an sich komplett ortsunabhängig ist. Aber die Rechner, welche neue Einheiten der Währung minen, das heisst herstellen, müssen irgendwo stehen. Sie fressen irgendwo Strom. Wenn sich Bürgerinnen und Bürger aufgrund von unzuverlässigen lokalen Institutionen für den Zahlungsverkehr in eine Kryptowährung flüchten, so kann ihre Regierung immer noch relativ leicht die verwendeten Computer in Beschlag nehmen.¹¹

Die Digitalisierung führt also nicht dazu, dass der Ort bedeutungslos wird. Für den Einfluss von Digitalisierung auf Migration ist die entscheidende Frage: Welche Anwendungen der Digitalisierung sind auf gut funktionierende, ortsgebundene Infrastrukturen angewiesen und vergrössern daher die Tyrannei der Geografie? Ein Beispiel für starke Ortsabhängigkeit sind Anwendungen des Internet der Dinge wie intelligente Sensoren, die etwa den Verkehrsfluss verbessern sollen. Funktioniert

dies in einer Stadt gut und führt dies dort zu einer besseren Lebensqualität, muss man weiterhin vor Ort sein können, um davon zu profitieren. Ein Gegenbeispiel, bei dem Infrastruktur eine untergeordnete Rolle spielt, sind Plattformen, die für die Abwicklung von Dienstleistungen nichts weiter benötigen als einen Netzzugang.

Digitalisierung als Gleich- und Ungleichmacher

Der Cyberspace ist nicht die unberührte *terra incognita*, offen für die «geknechteten Massen, die frei zu atmen begehren» (wie es auf dem Sockel der Freiheitsstatue heisst). *Everywhere* ist noch lange nicht *anywhere*. Örtlichkeit wird noch lange ein wichtiger Indikator für Chancen im Leben sein, und Migration wird daher auch noch lange das wichtigste Mittel sein, sich diese Chancen zu erschliessen. Digitalisierung wird Menschen dort emanzipieren können, wo der virtuelle Raum ein alternativer Fluchttort vor schlecht funktionierenden Institutionen bildet. Wo die Emanzipation und der Wohlstand, welche die Digitalisierung schaffen kann, aber weiterhin von Infrastrukturen vor Ort abhängen und damit von der Funktionalität von ortsgebundenen Institutionen, da trägt die Digitalisierung dazu bei, dass der Unterschied zwischen *somewhere* und *elsewhere* sich vergrössert.

¹ Für eine Übersicht über die tatsächliche Verbreitung von Smartphones und der Nutzung von Social Media auf unterschiedlichen Migrationsrouten, vgl. Bram Frouws, Yermi Brenner, Hype or hope? Evidence on use of smartphones & social media in mixed migration, Mixed Migration Centre, 2019, online verfügbar unter <http://www.mixedmigration.org/articles/hype-or-hope-new-evidence-on-the-use-of-smartphones-and-social-media-in-mixed-migration/> (zuletzt geprüft am 23.7.2020). Daten auf Smartphones werden zunehmend auch von Staaten genutzt, um mehr über Migrations- und Fluchtrouten zu erfahren. Vgl. dazu auch in der Schweiz die Parlamentarische Initiative Gregor Rutz Mitwirkungspflicht im Asylverfahren. Überprüfungsmöglichkeit bei Mobiltelefonen (17.423) und die Kritik des UNHCR daran: UNHCR position on the parliamentary initiative 17.423: obligation to cooperate in the asylum procedure; possibility to check mobile phones vom 14.2.2020, online verfügbar unter <https://www.refworld.org/docid/5ede11174.html> (zuletzt geprüft am 23.7.2020).

² <https://migrationdataportal.org/de/node/607>

³ https://ec.europa.eu/home-affairs/what-we-do/policies/borders-and-visas/smart-borders_en

⁴ Vereinzelt wird Technologie allerdings auch zum Schutz von Migrierenden eingesetzt. So hat ein kürzlich durchgeführter Workshop an der UN-Universität mehr als 260 unterschiedliche digitale Applikationen identifiziert – von gegenseitigen Informationssystemen bis zur Auswertung von Satellitenbilder – die zur Bekämpfung moderner Formen von Sklaverei bereits im Einsatz sind. Vgl. den Report of the Special Rapporteur on contemporary forms of slavery, including its causes and consequences vom 25.7.2019 (UN-Doc. Nr. A/HRC/42/44), Ziff. 38.

⁵ <https://textingthecity.wordpress.com/2014/07/11/everywhere-is-anywhere-is-everything/>

⁶ <https://www.eff.org/cyberspace-independence>

⁷ Lorenz Langer, «Cyberspace does not lie within your borders» – Jurisdiktion und Menschenrechte im Digitalen Raum, SRIEL 29 (2019), S. 12.

⁸ Vgl. Stefan Schlegel, Elemente einer institutionenökonomischen Analyse des Migrations-

rechts. In: Frederik von Harbou/Jekatarina Markow, Philosophie des Migrationsrechts, Mohr Siebeck, 2020, S. 113-132.

⁹ <https://www.wired.co.uk/article/taavi-kotka-estonian-government>

¹⁰ Vgl. zur Idee der institutional bypasses Mariana Mota Prado und Michael J. Trebilcock, Institutional Bypasses, Cambridge University Press, 2018.

NICOLAS ZAHN

studierte Internationale Beziehungen und beschäftigt sich als ehemaliger Mercator Fellow und Mitbegründer der Operation Libero intensiv mit den politischen Auswirkungen der Digitalisierung.

STEFAN SCHLEGEL

ist Oberassistent am Institut für Öffentliches Recht der Universität Bern. Er hat eine Dissertation im Migrationsrecht verfasst. Er ist Mitbegründer und Vorstandsmitglied der Operation Libero.

Migration et numérisation : libération de la tyrannie de la géographie ?

Nous nous sommes habitués à ce que les technologies numériques impactent pratiquement tous les aspects de notre vie quotidienne. Mais outre l'utilisation de gadgets, le progrès technologique recèle aussi des changements profonds, qui se répercutent sur la migration. Non seulement les technologies modernes permettent de travailler de manière indépendante des lieux, mais elles peuvent aussi rendre les institutions étatiques indépendantes des contingences géographiques, du moins jusqu'à un certain point. Alors, est-ce que le cyberspace peut faire en sorte que anywhere devienne everywhere ? Non, car même à l'ère du numérique, la tyrannie de la géographie perdure.

Dans ce texte, les auteurs proposent une perspective qui tente d'évaluer de manière nuancée les possibles incidences du changement technologique, et en particulier de la numérisation, sur la migration. L'essence de la question est de savoir quelles applications de la numérisation dépendent du bon fonctionnement des infrastructures locales, et lesquelles n'en dépendent pas. La réponse à cette question nous aide à déterminer si l'emploi de la numérisation est plus susceptible de profiter aux migrants – ou de créer de nouveaux obstacles.



Apprentissage réussi, CPI - FRee Trading, Centre de Perfectionnement Interprofessionnel, Granges-Paccot
Image mise à disposition

Verrechtlichung des Integrationsbegriffs: Wo bleiben die inklusiven Ansätze?

Stefanie Kurt

Der Begriff «Integration» prägte die politischen und gesellschaftlichen Debatten im Migrationsrecht der letzten zwanzig Jahre. Ein Blick in die vergangenen und aktuellen gesetzlichen Grundlagen verdeutlicht die zunehmende Verrechtlichung des Begriffs. Im Zuge dieser Entwicklung sind inklusive Ansätze und die Förderung der gesellschaftlichen Teilhabe, die unabdingbar mit dem (rechtlichen) Integrationsbegriff verbunden sind, zu wenig berücksichtigt worden.

Mit der Inkraftsetzung von Art. 25a des Bundesgesetzes über Aufenthalt und Niederlassung der Ausländer ANAG im Jahr 1999 regelte der Bund erstmals Zuständigkeiten im Bereich «Integration», die es ihm ermöglichen, finanzielle Beiträge für die soziale Integration von ausländischen Personen auszurichten. «Integration» als eigenständige staatspolitische Aufgabe fand somit Eingang in die gesetzlichen Grundlagen.

Integration als staatspolitische Aufgabe – und als gegenseitiger Prozess

Im Nachgang der bilateralen Verträge mit der Europäischen Union ab 2002 entwickelte sich die rechtliche Idee der Integration respektive die Integrationsförderung zügig weiter, da das Thema eine stärkere Aufmerksamkeit verlangte. Mit Inkrafttreten des Ausländergesetzes AuG 2008 ist Integration, als gegenseitiger Prozess und als eine Gesamt- und Querschnittsaufgabe gesetzlich verankert worden. Das Ziel der Integration ist, die gesellschaftliche Teilhabe von längerfristig und rechtmässig anwesenden ausländischen Personen zu fördern, wobei auch die Offenheit der Bevölkerung vorausgesetzt wird. Der Fokus der Integrationsförderung liegt auf dem beruflichen Fortkommen und den Sprachkompetenzen von Zugewanderten sowie dem Abbau von allfälligen strukturellen Barrieren, wie die Förderung der beruflichen und geographischen Mobilität. Der Bund, die Kantone und die Gemeinden sind gefordert, die entsprechenden Rahmenbedingungen zu

schaffen (Art. 4, 53 AuG). Bei Entscheiden wie der Erteilung einer Kurz-, Aufenthalts- oder Niederlassungsbewilligung durch die Behörden wird der «Grad der Integration» berücksichtigt (Art. 54 AuG; 96 AuG). Damit verbunden ist die Idee, gesetzliche Anreize zur persönlichen Integrationsleistung zu setzen.

Verknüpfung von Aufenthaltsstatus und Integration – das Stufenmodell Integration

Die weitere rechtliche Entwicklung der Forderung nach und der Förderung von Integration mündete schliesslich in der Idee des Stufenmodells Integration, verankert im neu benannten Gesetz über die Ausländerinnen und Ausländer und über die Integration AIG. Dieses geht davon aus, dass «die Anforderungen an die Integration umso höher zu setzen [sind], je mehr Rechte mit dem angestrebten Rechtsstatus verliehen werden» (BBl 2013 2397, S. 2405). Das Einbürgerungsverfahren kann dabei «als letzter Schritt auf dem Weg einer gelungenen Integration angesehen werden» (BBl 2011 2825, S. 2929).

Die Umsetzung des Stufenmodells Integration erfolgt mittels Förderung von Integration und dem Erfüllen von Integrationsanforderungen. Integrationsförderung findet unter anderem in den Regelstrukturen wie Arbeitswelt, Bildungs- und Gesundheitswesen etc. statt (Art. 54 AIG) und wird durch die spezifische Integrationsförderung ergänzt (Art. 55 AIG). Durch den Einsatz

von gezielten Integrationsinstrumenten, wie Erstinformation, Integrationsvereinbarung oder -empfehlung (Art. 58b AIG) soll eine «Stabilisierung» respektive «Verbesserung» des juristischen Aufenthaltstitels bewirkt werden. Vorbehalten bleibt dabei der behördliche Ermessensspielraum (Art. 96 AIG). Die Behörden überprüfen dadurch die Integration einer ausländischen Person, ob diese nach wie vor «gleich gut integriert» im Sinne einer Stabilisierung des Aufenthaltstitels ist respektive ob «die Integration verbessert wurde» und damit einen verbindlicheren Aufenthaltstitel erhält.

Veränderungen von Rechten und Pflichten

Dieses komplexe rechtliche Verständnis prägte auch die an den Aufenthaltsstatus geknüpften Rechte und Pflichten von ausländischen Personen. In gewissen Bereichen fand eine Öffnung statt – im Sinne von inklusiven integrationsrechtlichen Ansätzen – wie beispielsweise bei Personen aus dem Asylbereich. Gleichzeitig sind einige Aspekte, wie der Familiennachzug und die Einbürgerung sowie die Voraussetzungen zum Erhalt der Niederlassungsbewilligung restriktiver geworden.

Tatsächlich schloss das Verständnis von Integration des AuG Asylsuchende, vorläufige Aufgenommene und Schutzbedürftige, sofern in absehbarer Zeit eine Wegweisung respektive eine Rückkehr möglich war, aus (BBL 2002 3709, S. 3733). Während für Asylsuchende nach wie vor wenig im Bereich der Integrationsförderung angeboten wird (Kurt 2017), hat sich die Situation bei Personen mit vorläufiger Aufnahme, gerade im Bereich des Arbeitsmarkts, verbessert. Unter dem AuG hatten vorläufig Aufgenommene lediglich einen erleichterten Arbeitsmarktzugang (Art. 85 Abs. 6 AuG); heute sind diese Personen als Teil des inländischen Arbeitsmarktpotentials definiert (Art. 21 Abs. 2 AIG). Damit verbunden sind auch die Lancierung des Pilotprogramms zur Vorlehre für Flüchtlinge 2015 durch den Bundesrat und der Integrationsagenda Schweiz 2018. Beide Programme visieren eine nachhaltige Arbeitsmarktintegration von Personen aus dem Asylbereich an (Übersicht in Kurt 2017).

Im Zusammenhang mit dem Familiennachzug sind Spracherfordernisse für die nachziehende Person hinzugekommen. Zudem kann der Familiennachzug grundsätzlich nicht bewilligt werden, wenn Ergänzungsleistungen bezogen werden oder der Familiennachzug zu einem Bezug von Ergänzungsleistungen führen würde. Diese rechtlichen Voraussetzungen erschweren die Möglichkeit des Familiennachzugs und verkennen damit die Bedeutung der Familie innerhalb eines Integrationsprozesses. Schliesslich legt das Bür-

gerrecht fest, dass nur noch Personen mit einer Niederlassungsbewilligung ein Einbürgerungsgesuch stellen können (Art. 9 Abs. 1 let. a BÜG). Dieses Erfordernis entspricht der Logik des Stufenmodells, nichtsdestotrotz nannte das Gesetz vorher keinen bestimmten Aufenthaltsstatus (vgl. Art. 12 aBÜG). Schliesslich ist auch der Widerrufsschutz bei Sozialhilfebezug (vgl. Art. 63 Abs. 2 AuG) gestrichen worden. Neu ist dort die Möglichkeit der Rückstufung bei Vorliegen eines «Integrationsdefizits» auf eine Aufenthaltsbewilligung (Art. 63 Abs. 2 AIG) zu finden.

(Inter-)kantonale Unterschiede

Der Gestaltungsspielraum der Kantone trägt weiterhin zur komplexen integrationsrechtlichen Situation bei. Je nach demografischem und politischem Kontext unterscheidet sich die Verwaltungspraxis. Dennoch relativieren zwei Studien (Wichmann et al. 2011, Probst et al. 2019) die Annahme, dass Unterschiede in den französisch-, deutsch-, und italienischsprachigen Kantonen aufgrund unterschiedlicher Sprachkulturen bestehen.

Als wichtigste Erklärung für die kantonale unterschiedlich ausgestalteten Verwaltungspraxen dient folglich der migrationspolitische Kontext der Kantone. Beide Studien bestätigen eine unterschiedliche Handhabung im Bereich der Zulassung von Drittstaatsangehörigen, beim Familiennachzug oder bei der Umwandlung und Verlängerung von Aufenthaltsbewilligungen. Wenige starke kantonale Unterschiede sind bei der Zulassung von Drittstaatsangehörigen auf dem Arbeitsmarkt vorhanden (Probst et al. 2019). Schliesslich bestehen nicht nur kantonale, sondern auch interkantonale Unterschiede. Beispielsweise hat der Kanton Bern eine eher inklusive Praxis im Asyl- und Integrationsbereich, ist jedoch eher restriktiv, was Einbürgerung und Zulassung anbelangt. Anders der Kanton Zug, welcher bei der Einbürgerung und im Asylbereich inklusiver ist als bei der Zulassung und Integration. Und schliesslich die Kantone Basel-Stadt und Waadt, welche in allen diesen Bereichen fast gleich inklusiv sind (Probst et al. 2019).

Wo stehen wir heute?

Sowohl das Verständnis wie auch der Begriff von Integration veränderten und erweiterten sich in den letzten zwanzig Jahren über die Festlegung von Integration als staatliche Aufgabe bis zur heutigen aktuellen rechtlichen Logik des Stufenmodells Integration, welches in «Fordern» und «Fördern» eingebettet ist. Die Pflichten von ausländischen Personen haben sich in den letzten zwanzig Jahren verschärft, und der un-

gleiche rechtliche Zugang wurde letztlich verstärkt. Je nach Nationalität, beruflicher Qualifikation, Einreisegrund und dem daraus resultierenden Aufenthaltsstatus beginnt der rechtliche Integrationsparcours in der Schweiz unterschiedlich. Verknüpft mit dem Aufenthaltsstatus einer ausländischen Person steht eine Vielzahl an unterschiedlichen Integrationsförderinstrumenten zur Verfügung, während für andere nichts oder nur wenig vorgesehen ist. Dennoch werden ausländische Personen anhand der gleichen Integrationskriterien – im Verlaufe des integrationsrechtlichen Parcours teilweise mehrfach – auf die Integration hin überprüft.

Die rechtliche (Kontroll-)Logik des Stufenmodells Integration mindert letztlich inklusive Ansätze und damit die gesellschaftliche Teilhabemöglichkeit von ausländischen Personen in der Schweiz. Inklusive Ansätze, im Sinne von rechtlichen Schutzmechanismen, sind zentral für die Weiterentwicklung des Integrationsverständnisses. Der ehemalige Art. 63 Abs. 2 AuG sah beispielsweise einen Widerrufschutz für Niederlassungsbewilligungen von langjährig anwesenden ausländischen Personen vor. Weitergedacht braucht es aber auch einen einbürgerungsrechtlichen Schutz für ausländische Kinder, die aufgrund von elterlichen Entscheidungen betreffend die öffentliche Schule nicht eingebürgert werden. Und weiter ist ein Aufenthaltsschutz im Sinne eines zivilstandsunabhängigen Aufenthaltsrechts für ausländische Partnerinnen und Partner zu erwähnen. Diese nicht abschliessenden Beispiele bieten Hand für Aufenthaltssicherheit, die für die Förderung der gesellschaftlichen Teilhabe zentral ist.

AIG, Bundesgesetz über die Ausländerinnen und Ausländer und über die Integration (Ausländer- und Integrationsgesetz, AIG) vom 16. Dezember 2005, SR 142.20.

ANAG, Bundesgesetz vom 26. März 1931 über Aufenthalt und Niederlassung der Ausländer (ANAG), in Kraft vom 1. Januar 1934 bis 1. Januar 2008.

AuG, Bundesgesetz über die Ausländerinnen und Ausländer (Ausländergesetz, AuG) vom 16. Dezember 2005, SR 142.20.

Botschaft zur Änderung des Ausländergesetzes (Integration) vom 8. März 2013, BBl 2013 2397.

Botschaft zum Bundesgesetz über die Ausländerinnen und Ausländer vom 8. März 2002, BBl 2002, 3709.

Botschaft zur Totalrevision des Bundesgesetzes über das Schweizer Bürgerrecht (Bürgerrechtsgesetz, BüG) vom 4. März 2011, BBl 2011 2825.

Bundesratsbeschluss über das Ergebnis der Volksabstimmung vom 9. Februar 2012, BBl 2012 4117.

BüG, Bundesgesetz vom 29. September 1952 über Erwerb und Verlust des Schweizer Bürgerrechts (Bürgerrechtsgesetz, BüG), in Kraft bis 31. Dezember 2017.

Kurt, Stefanie, 2017, A modest Start: Integration Policies in the Field of Asylum. In: Highlights #2 (E-Magazine NCCR on the move), www.nccr-onthemove.ch

La judiciarisation de la notion d'intégration

Le présent texte décrit l'évolution juridique de l'intégration, de l'idée selon laquelle l'intégration est une tâche relevant de l'État, la conception de l'intégration une tâche transversale et un processus réciproque, jusqu'au modèle progressif d'intégration. Au cours des vingt dernières années, la judiciarisation de l'intégration a également modifié les droits et les devoirs des étrangers, en fonction de leur statut de séjour. Ces modifications recèlent d'une part des approches inclusives quant au droit de l'intégration, telles que l'ouverture du marché du travail, en particulier pour les personnes relevant de l'asile, mais aussi des éléments restrictifs. Les exigences en matière de regroupement familial ou de naturalisation en attestent. Enfin, au cours de l'évolution des dispositions concernant l'intégration, l'autorisation d'établissement s'est également affaiblie. En outre, les exigences en termes d'intégration et son encouragement sont confrontées à des pratiques différentes selon les cantons, bien que ces différences puissent s'expliquer par les disparités de la politique migratoire des cantons. L'article conclut sur une critique selon laquelle, dans la compréhension juridique actuelle de l'intégration, les approches inclusives et la participation sociale sont diminuées.

Piñero, Esteban, 2015, Integration und Abwehr, Genealogie der schweizerischen Ausländerintegration, Seismo Verlag, Sozialwissenschaften und Gesellschaftsfrage AG: Zürich.

Probst, Johanna, Gianni D'Amato, Samantha Dunning, Denise Efionayi-Mäder, Joëlle Fehlmann, Andreas Perret, Didier Ruedin, Irina Sille, 2019, Kantonale Spielräume im Wandel Migrationspolitik in der Schweiz, SFM Studies #73: Neuchâtel.

Wichmann, Nicole, Michael Hermann, Gianni D'Amato, Denise Efionayi-Mäder, Rosita Fibbi, Joanna Menet und Didier Ruedin, 2011, Gestaltungsspielräume im Föderalismus: Migrationspolitik in den Kantonen. Bern-Wabern: Eidgenössische Kommission für Migrationsfragen.

STEFANIE KURT

ist promovierte Juristin und Assistenzprofessorin FH am Institut für Soziale Arbeit an der HES-SO Valais-Wallis, Siders. Sie lehrt und forscht im Bereich Migration und Integration und ist Projektleiterin im Rahmen des NCCR on the move.



Erfolgreiche Lernende, EHL Swiss School of Tourism and Hospitality, SSTH, Passugg
Bild z.V.g.



Förderpraxis unter der Lupe.

Virginia Suter Reich

Integration – der Begriff hat sich in der politischen und administrativen Landschaft der Schweiz durchgesetzt. Die Eidgenössische Ausländerkommission EKA, heutige Eidgenössische Migrationskommission EKM, hat massgeblich zur Entwicklung des Verständnisses beigetragen und damit einen Orientierungsrahmen für die Praxis der Integrationsförderung geschaffen.

Seit Beginn ihres Bestehens engagierte sich die Eidgenössische Kommission für Ausländerprobleme EKA für die Schaffung und Unterstützung von Institutionen, die sich in Kantonen und Städten der «Ausländerfrage» annehmen sollten. Da in den 1970er und 1980er Jahren keine staatlichen Strukturen bestanden, forderte die EKA 1991 vom Bundesrat eine gesetzliche und institutionelle Aufwertung dieses Bereichs. Das Konzept der Assimilation sollte durch den Begriff der Integration ersetzt werden (Niederberger 2004:145f). 1995 gab der Bundesrat dem Antrag der EKA teilweise statt und beauftragte die EKA mit der Koordination des Integrationsbereiches (ebd.). Mit der Abkehr vom Konzept der Assimilation wurde das A der EKA leicht uminterpretiert: Die in der Bezeichnung der Kommission ursprünglich angesprochenen «Probleme» wurden aus dem Namen gestrichen – die Abkürzung stand neu für Eidgenössische *Ausländerkommission*.

Multikulturalismus in der Schweiz?

In ihrem 1996 publizierten Bericht mit dem Titel «Umriss zu einem Integrationskonzept» präsentierte die EKA ihr Konzept von Integration, das sich sowohl auf die ausländische wie auch auf die einheimische Bevölkerung bezog. Der Bericht ging von einem weitgehend kulturalisierenden Verständnis der ausländischen Bevölkerung aus, wobei insbesondere auf Personen aus «weitgehend fremden Sprach- und Kulturregionen» hingewiesen wurde. Integrativ wirken sollte die Schaffung gemeinsamer Grundwerte, die von allen gleichermaßen geteilt würden und die sich an einer schweizerischen Wertetradition orientieren sollten. Gleichzeitig folgte die EKA in ihrer begrifflichen Auseinandersetzung dem Ideal einer multikulturellen Schweiz, die sich durch das friedliche Zusammenleben verschiedener «Kulturen» auszeichne. Dieses Ideal gelte es mittels der

Pflege der eigenen «Herkunftskultur» und durch Bemühungen um eine Verständigung zwischen «Kulturen» zu fördern.

Der Integrationskredit

1998 wurde mit der Einführung eines Integrationsartikels im Bundesgesetz über Aufenthalt und Niederlassung der Ausländer ANAG (Art. 25a) eine Gesetzesgrundlage zur Förderung der Integration geschaffen. Der Artikel eröffnete der Bundesverwaltung die Möglichkeit, «für die soziale Integration von Ausländern finanzielle Beiträge auszurichten». Dabei wurde Integration als «Querschnittsaufgabe» verstanden, welche von der Gesellschaft wie auch von den Behörden in Zusammenarbeit mit Migrantenorganisationen wahrzunehmen sei. Ein entsprechender Kredit stand erstmals 2001 zur Verfügung. Die EKA koordinierte unter der Aufsicht des zuständigen Bundesamtes für Ausländerfragen die Vergabe der Gelder. Insgesamt wurden in einer ersten Phase von 2001 bis 2003 993 Gesuche mit 34 Millionen Franken unterstützt.

Für das Folgeprogramm von 2004 bis 2007 standen mit rund 57 Millionen Franken fast doppelt so viele Gelder zur Verfügung. Aufgrund der Erfahrungen aus der ersten Ausschreibungsperiode nahm die EKA eine Anpassung der Ausrichtung vor. Der Hauptzweck der Förderung im Rahmen des Integrationskredits sollte es sein, «Prozesse der sozialen und kulturellen Integration» zu unterstützen. Dabei wurde eine Differenzierung von Integration vorgenommen, indem zwischen drei Säulen der Integration unterschieden wurde: der strukturellen, der politischen sowie der sozialen und kulturellen Integration. Während die ersten beiden auf den gleichberechtigten Zugang zu Regelstrukturen und (nach einer Einbürgerung) auf die politische Partizipation fo-

kussierten, setzte letztere den Akzent auf das (zivil-)gesellschaftliche Zusammenleben und verlangte nach einem geteilten Verständnis von Grundwerten und Regeln. Dies bedeutete eine Abkehr vom Multikulturalismus-Ideal, wie es im EKA-Bericht von 1996 thematisiert wurde. Integration sollte zwar auch kulturell verstanden werden, doch wurde nun vielmehr auf Kultur im Singular als normative Grundlage für ein von allen geteiltes Verständnis von Grundwerten und Regeln verwiesen.

Anerkennung und Anleitung

Diese Differenzierung hatte Auswirkungen auf die Förderpraxis. In der ersten Ausschreibungsperiode (2001-2003) entsprach es einer inoffiziellen Agenda, den Akteuren, die sich auf ehrenamtlicher Basis für die Integration von Migrantinnen und Migranten in der Schweiz bis anhin stark gemacht hatten, nachträglich Anerkennung und Unterstützung zukommen zu lassen. Vor allem Migrantenorganisationen sollten in den Genuss dieser Unterstützung kommen. 2001 machten sie mehr als 30 Prozent der unterstützten Trägerschaften aus. Die Förderung bezweckte aber nicht nur Anerkennung. Ziel war es auch, bei den Organisationen einen Lernprozess und eine «Anleitung zur Selbsthilfe» anzustossen.

Anhand der ethnographischen Vignette der Antragspraxis alevitischer Kulturvereine zur Teilhabe am Integrationskredit lässt sich dies exemplarisch aufzeigen (Suter Reich 2013). Aus der Perspektive der alevitischen Kulturvereine bot der Integrationskredit der ersten sieben Jahre die einmalige Gelegenheit, das Vereinsangebot mit Drittmitteln zu stärken und eine Form staatlicher bzw. gesellschaftlicher Anerkennung zu erlangen. In dieser Zeit unterstützte die EKA bzw. die Bundesverwaltung insgesamt 44 Projekte alevitischer Kulturvereine aus der ganzen Schweiz. Die Projekte fokussierten auf drei Bereiche: Spracherwerb, Informationsvermittlung und Begegnung. Obwohl die Anträge mehrheitlich von der EKA zur Förderung empfohlen wurden, enthielten die Projektbeurteilungen durchaus auch kritische Punkte. Öfters wurde bemängelt, dass die Projekte zu wenig konkret, Budgetdarstellungen nicht korrekt, die Angaben zu Lernzielen der Sprachkurse lückenhaft oder die Expertise von Vortragenden nicht zufriedenstellend seien. Die EKA-Mitarbeitenden hofften, dass bei den Antragstellern über die Korrekturen und über die von ihnen angeregten Weiterentwicklungen der Projekte ein Lernprozess ausgelöst würde.

Ab 2004 nahmen dann die Anforderungen der EKA an die Projektführung und die Eingabep Praxis zu. Mit mehrseitigen Formularen wurden die Antragsstellenden verpflichtet, ausführliche und konkrete Informationen zu

Projektzielen, Massnahmen, Zielpublikum und Evaluationsbemühungen zu liefern. Im gleichen Masse nahmen die bewilligten Projekte der alevitischen Kulturvereine ab. Das Jahr 2008 brachte einen endgültigen Bruch in Bezug auf diese Förder- und Antragspraxis: Parallel zur Inkraftsetzung des neuen Ausländergesetzes AuG und der dazugehörigen Verordnung wurde die Integrationsförderung auf Bundesebene neu organisiert. Der Bund delegierte die Projektausschreibung und Gesuchsprüfung an die Kantone und schloss mit ihnen Leistungsverträge ab. Damit erfolgte ein Systemwechsel von der Einzelprojekt- hin zur Programmfinanzierung. Die Integrationsförderung wurde endgültig zu einer staatspolitischen Aufgabe.

Selbstverantwortung, Ermächtigung und Bestrafung

Parallel zu diesem Systemwechsel wurde mit dem 2008 in Kraft getretenen AuG aber auch eine Verschiebung des Verständnisses von Integration rechtlich verankert. Gesetzlich festgeschrieben wurde eine Integrationsstrategie der Selbstverantwortung, Ermächtigung und Bestrafung: Migrantinnen und Migranten sollen in einem Zwischenraum der Ambivalenz, der gestärkten Selbstverantwortung – hier durch das Fördern individueller Integrationsleistungen mittels geeigneter gesellschaftlicher Rahmenbedingungen – und den (drohenden) Sanktionen durch ausländerrechtliche Massnahmen, diszipliniert werden. Integration wurde dabei zu einem zentralen Bewertungs- und Entscheidungskriterium (Piñeiro 2015:226).

Wie das Beispiel der alevitischen Kulturvereine zeigt, wurde es im Laufe dieser Entwicklung für Migrantenorganisationen zunehmend schwieriger, als Antragsstellende in den Genuss von staatlichen Fördergeldern zu kommen. Auf nationaler und kantonaler Ebene verlor die intermediären Migrantenorganisationen zunehmend an Bedeutung. Entsprechend ging es nicht mehr darum, Migrantenorganisationen anzuleiten, sondern staatliche und nicht-staatliche Institutionen zu finanzieren, die bereits über solche Kompetenzen verfügten. Über den Qualitätsdiskurs, über die Mechanismen der Dezentralisierung wie auch über die Technik der Verfahrensbürokratie wurde letztlich der Fokus des staatlichen Handelns von der kommunitären Selbstverantwortung hin zur individuellen Selbstverantwortung verschoben.

Kulturelle Teilhabe als Chance?

Das Dilemma zwischen Befähigung und Abwehr, zwischen Offenheit und Ausschluss ist im AuG bzw. im

heutigen AIG angelegt und zeigt sich als grosse Herausforderung in der Praxis der Integrationsförderung (Bischof 2018). Einen Ansatz, dem zu entkommen, strebt die EKM mit dem kürzlich gestarteten Programm «Neues Wir» an. Das Programm verfolgt unter anderem das Ziel, den in öffentlichen Diskursen vorherrschenden stereotypen Grenzziehungen zwischen «Wir und die Anderen» Narrative einer vielstimmigen Schweiz entgegenzusetzen. Es soll ein kollektiver, partizipativer Prozess angestossen werden, bei welchem möglichst viele Menschen kulturelle Teilhabe gestalten und erfahren können. Es wird sich noch zeigen müssen, ob der Begriff der kulturellen Teilhabe eine Wirkungsmacht entfalten kann, die dazu beiträgt, dieses Dilemma aufzulösen. Denn ausgeklammert bleiben in diesem partizipativen Prozess wiederum rechtliche Aspekte, die nach wie vor eine klare Grenze zwischen dem Wir und den Anderen setzen.

Bischof, Michael, 2018, Widersprüchliche Realität. Integrationsförderung und Rassismusbekämpfung – zwei Seiten derselben Medaille. *Tangram* 42, 12: 42-46.

Eidgenössische Ausländerkommission EKA, 1996, Umriss zu einem Integrationskonzept. Bern.

Niederberger, Josef Martin, 2004, Ausgrenzen, Assimilieren, Integrieren. Die Entwicklung einer schweizerischen Integrationspolitik. Zürich: Seismo Verlag.

Piñero, Esteban, 2015, Integration und Abwehr. Genealogie der schweizerischen Ausländerintegration. Zürich: Seismo Verlag.

Suter Reich, Virginia, 2013: Zwischen Differenz, Solidarität und Ausgrenzung. Inkorporationspfade der alevitischen Bewegung in der Schweiz und im transnationalen Raum. Zürich: Chronos Verlag.

Concepts de l'encouragement de l'intégration

La Commission fédérale des étrangers CFE (aujourd'hui Commission fédérale des migrations CFM) a contribué à la base conceptuelle de la promotion de l'intégration. Dans un rapport publié en 1996, la CFE présentait une approche de l'intégration axée à la fois sur la population étrangère et la population autochtone. La création de valeurs fondamentales communes était au cœur de ce concept. Dans le même temps, à cette époque, la CFE partait de l'idéal d'une Suisse multiculturelle se distinguant par la cohabitation pacifique de différentes « cultures ».

Sur la base de l'article sur l'intégration introduit en 1998 dans la LSEE, la CFE disposa pour la première fois en 2001 de moyens financiers lui permettant de mettre son concept en pratique. Dans le cadre de sa pratique d'encouragement, la CFE procéda à une différenciation conceptuelle de l'intégration. Tandis qu'au cours d'une première phase, de nombreuses organisations de migrants purent profiter de subventions, lors de la deuxième phase de 2004 à 2007, l'accent fut mis sur le renforcement des structures dans les cantons et les communes. En outre, la notion d'intégration fut précisée et la distinction entre trois piliers de l'intégration fut instaurée : l'intégration structurelle, politique et socioculturelle.

VIRGINIA SUTER REICH

ist promovierte Sozialanthropologin und arbeitet als Projektleiterin bei der Integrationsförderung der Stadt Zürich.



Erfolgreiche Lernende, SPITEX Sarganserland, Sargans
Bild z.V.g.

Intégration sur le lieu de travail.

Hélène Agbémégnah

Un groupe de travail tripartite composé de représentants des associations professionnelles, des syndicats et des collectivités publiques s'est réuni à plusieurs reprises, entre 2018 et 2020, pour élaborer un guide sur les bonnes pratiques d'intégration au travail. En parallèle aux discussions sur l'actuelle politique d'intégration des étrangers et les enjeux liés à la diversité, le groupe de travail a recolté des témoignages et réalisé un sondage auprès d'une septantaine d'entreprises basées en Suisse romande.

Aborder la question de l'intégration des travailleuses et travailleurs d'origine étrangère sur le marché du travail peut s'avérer délicat, tant la notion d'intégration est ambiguë et suscite à elle-même des controverses, notamment au regard de sa propension à véhiculer des préjugés ou à renforcer la stigmatisation de certaines personnes au sein de la société.

Quelle intégration ?

L'intégration concernerait-elle uniquement les personnes d'origine étrangère ? Ne sert-elle pas plutôt à construire une société du vivre-ensemble capable d'instaurer une démocratie garantissant l'égalité des chances à tous ses membres, indépendamment de leur statut ? Bien que l'expérience du projet n'exclue pas ces problématiques qui impliquent de distinguer la politique publique et les processus individuels, son observation permet plutôt de questionner l'impact de la politique suisse d'intégration et de sa réalité structurelle sur l'attitude et la perception de certains groupes au sein de la société. Située aux frontières d'intérêts parfois opposés et de différentes réalités de terrain, l'expérience du groupe de travail tripartite s'est inscrite avant tout dans un processus de discussion destiné à évoluer et à susciter le débat dans les différents milieux professionnels en Suisse. Le choix du processus a ainsi permis, autant dans ses modalités d'organisation que dans son contenu, d'offrir des clés de définition et de construction d'un vivre-ensemble sous le prisme de l'intégration professionnelle.

À la recherche du plus petit dénominateur commun

La nouvelle politique suisse d'intégration et les évolutions structurelles du marché du travail sont des éléments importants qui ont favorisé la mise sur pied du groupe de travail tripartite réunissant des représentants des entreprises, des syndicats et des collectivités publiques. La nécessité de remettre à jour les questions et enjeux liés à l'intégration professionnelle s'est avérée importante, à la fois pour proposer des exemples de pratiques et outils en entreprise, mais aussi pour mieux cerner les besoins et attentes des différentes parties prenantes du marché du travail. Depuis 2019, une nouvelle loi, la Loi fédérale sur les étrangers et l'intégration (LEI) est entrée en vigueur et fixe des critères plus stricts pour l'acquisition et le renouvellement des autorisations de séjours. La nouvelle Loi fédérale sur la formation continue (LFCo) et l'Agenda Intégration Suisse (AIS) remodelent également la politique d'intégration des personnes d'origine étrangère. En parallèle, la structure du marché du travail transformée par la numérisation de l'économie et les effets de la globalisation agit sur la sécurité de l'emploi et les conditions de travail. Dans ce contexte, bien que chaque partie du groupe de travail ait admis l'importance d'aborder le sujet, il s'est toutefois avéré plus compliqué de s'accorder sur certains choix terminologiques, sur la définition des groupes concernés par l'intégration et sur certaines modalités d'application de l'intégration au travail. La question s'est notamment po-

sée de savoir s'il fallait utiliser le terme « étranger », « migrant », « issu de la migration » ou alors simplement mentionner l'intégration des collaboratrices et collaborateurs sans en spécifier le statut juridique. D'autres discussions se sont aussi déroulées autour de l'usage des termes « intégration » et « diversité » en lien avec la nouvelle réglementation fédérale.

Dans cette dynamique de travail, la recherche du plus petit dénominateur commun entre les représentants des entreprises, des syndicats et des collectivités publiques a permis de mettre en avant les différents intérêts en présence et de poser les jalons de possibles négociations. La compréhension du point de vue des autres parties a constitué, en effet, un point de départ pour trouver des solutions susceptibles d'évoluer au fur et à mesure du dialogue social, d'où l'importance de ce dernier. Au-delà des divergences qui ont pu subsister au regard des terminologies à adopter ou de certains choix à opérer, il est donc apparu primordial de thématiser l'intégration professionnelle en la rendant plus visible, dans un contexte économique et politique en mutation.

Polarisation ou consensus ?

La mise en confrontation des intérêts défendus, des idées de chaque bord et des réalités de terrain, a influencé une démarche de travail qui ne s'est orientée ni vers une polarisation des idées, ni vers un véritable consensus, mais plutôt vers la recherche d'exemples concrets. Le groupe a ainsi suggéré d'introduire des témoignages à l'appui des exemples de bonnes pratiques qui ont permis de faire ressortir une certaine réalité du terrain et des discours. Cette réalité a constitué une composante nécessaire à la compréhension des évolutions et actions possibles dans un contexte donné. Le choix d'utiliser des narratifs pour montrer des exemples a rendu obligatoire, entre autres, la prise en considération de la singularité et de la complexité des situations, tout en permettant de s'ancrer dans une réalité qui offre des repères d'analyse et de compréhension.

Perception de l'intégration dans le monde du travail

Les membres du groupe de travail se sont accordés sur le fait que l'intégration découle d'une responsabilité partagée à la fois individuelle, du ressort des entreprises et de l'État. Sa réussite est, par ailleurs, considérée comme une chance pour toutes les parties prenantes au processus et elle a des répercussions au niveau individuel, social, politique et économique. Dans l'élaboration de sa brochure, le groupe de travail s'est penché sur le renforcement de quatre axes déterminants pour l'intégration au travail : la communication interpersonnelle ; la formation et les compétences ; la non-discrimination et l'égalité de traitement ; l'organisation du travail et la gestion des conflits. De manière générale, le groupe de travail a voulu explorer de nouvelles approches et examiner quelles étaient les possibilités d'adopter de nouvelles perspectives en matière d'intégration. Lors de la recherche des témoignages, il a ainsi été possible de mettre en lumière l'intégration sous différents angles en proposant les points de vue de certains employeurs, mais aussi du côté syndical et d'un représentant étatique. Dans la série des questions posées aux employeurs, il leur a, par exemple, été demandé en quoi les pratiques d'intégration permettaient de perfectionner leurs propres compétences, en plus de celles des employés. Cette approche a permis de prendre en considération, entre autres, les effets de l'intégration d'une partie d'un groupe sur l'ensemble de ce groupe.

Plusieurs constats ont pu être établis, suite à la récolte des témoignages. Parmi ceux-ci, il a été particulièrement frappant d'observer que, malgré la volonté du groupe de travail de recueillir des témoignages variés quant aux statuts juridiques des personnes concernées, la quasi-totalité des entreprises interrogées ont fait référence à l'intégration de personnes réfugiées. Les entreprises ont plutôt eu tendance à associer les besoins d'intégration avec le statut de réfugié, sans prise en considération de l'existence de besoins relatifs à l'ensemble du personnel. Cette situation peut amener à se questionner au sujet de l'impact qu'exerce la politique publique sur la perception de l'intégration profession-

nelle. En effet, même si la nouvelle LEI fait mention de critères d'intégration pour toutes les catégories de statuts, les mesures d'intégration professionnelles prônées par la politique actuelle (l'AIS et d'autres projets-pilotes) sont destinées majoritairement aux personnes issues du domaine de l'asile. Si l'on peut admettre ici que les normes et leur promotion ont très certainement créé un contexte qui a façonné la psychologie des personnes interrogées, il y a lieu de se demander quel rôle les partenaires sociaux accompagnés par l'État peuvent jouer dans cette dynamique d'influence.

Rôle des partenaires sociaux et de l'État

S'il existe un lien entre la politique actuelle priorisant l'intégration des personnes issues de l'asile et l'attitude des acteurs du marché du travail, alors il devient nécessaire pour les partenaires sociaux de se demander comment mettre en œuvre leurs capacités à prendre des initiatives politiques et à redynamiser le dialogue social. Le groupe de travail s'est ainsi questionné, suite à l'élaboration du guide, sur les marges de manœuvre à disposition pour utiliser de nouveaux leviers d'action, influencer et décider. Les contours d'une discussion plus large restent encore à définir. L'implication de nouveaux acteurs représentant d'autres intérêts appellera à de nouveaux défis, notamment en termes de définition, de concepts-clés, de méthodes utilisées et de priorités. L'expérience du groupe de travail a démontré qu'un processus de discussion n'est jamais figé et peut élargir les horizons de compréhension et d'action de chacun. Il s'agit d'un processus évolutif qui a l'avantage, au fil des discussions et des échanges, de laisser place à des analyses et à des suggestions autres que celles faites au départ et de proposer de nouveaux départs.

Guide pratique pour intégrer votre personnel étranger
Guide élaboré par un groupe de travail composé des représentants des associations professionnelles, des syndicats et des collectivités publiques. Coordination par Héléne Agbémégnah, Genève 2020. Lien vers la publication : <https://www.ge.ch/document/20403/telecharger>

Integration in der Arbeitswelt

Die Integrationspolitik ist derzeit durch eine Reihe von Reformen geprägt, deren Auswirkungen den Arbeitsmarkt und die verschiedenen Anspruchsgruppen betreffen. Seit Januar 2019 legt das neue Ausländer- und Integrationsgesetz (AIG) strengere Kriterien für den Erwerb und die Erneuerung der Aufenthaltsbewilligungen fest. Auch mit dem neuen Bundesgesetz über die Weiterbildung (WeBiG) und der Integrationsagenda Schweiz (IAS) wird die Integrationspolitik neu ausgerichtet.

Eine Umfrage unter den diversen Akteuren zu Fragen der Integration am Arbeitsplatz förderte ein interessantes Ergebnis zutage: Wenn von Integration die Rede ist, wird in erster Linie an Personen aus dem Asylbereich gedacht. Dabei wäre es – so die Autorin – ebenso wichtig, die Integration in die Arbeitswelt unabhängig des Status der Arbeitnehmenden zu reflektieren. Ein Leitfaden, der in enger Zusammenarbeit mit Arbeitgebern, Gewerkschaften und staatlichen Akteuren erarbeitet wurde, versammelt Best Practices: etwa zur Bekämpfung von Diskriminierungen, damit Diversität nicht als Hindernis, sondern auch als Chance für Kreativität und Produktivität wahrgenommen wird. Dies selbstverständlich unabhängig davon, ob jemand Flüchtling ist, für eine Arbeitsstelle in die Schweiz eingewandert ist oder als Angehöriger der dritten Generation in der Schweiz geboren ist.

HÉLÈNE AGBÉMÉGNAH

est juriste. Elle a travaillé pendant plusieurs années pour l'organisation faïtière indépendante des salariés, Travail.Suisse et a été membre de la CFM en tant que représentante syndicale.



Erfolgreiche Lernende der Schreinerfachschule St. Gallen, Buchs und Flawil
Bild z.V.g.

Penser une gestion juste des « identités ».

Matteo Gianni

La légitimité et la stabilité du système politique suisse sont largement tributaires d'un modèle de citoyenneté participative et de démocratie semi-directe à différents niveaux qui ont historiquement entraîné l'exigence de la part des élites politiques de trouver des arrangements et des compromis. Ceci a permis de promouvoir des formes de participation et d'intégration démocratique effectives, qui font de la Suisse un cas réussi de gestion du pluralisme culturel.

L'inclusion des citoyens dans le processus politique démocratique et la recherche de compromis entre les différentes composantes du pays sont des caractéristiques essentielles du génie institutionnel et de la stabilité helvétique. Mais une telle inclusion démocratique concerne presque exclusivement les minorités ethnolinguistiques territorialisées. Pour les minorités d'origine immigrée cette approche inclusive n'est pas institutionnalisée comme étant une modalité adéquate d'intégration sociale et politique. Ainsi, les membres des groupes d'origine immigrée sont en large mesure marginalisés des dynamiques démocratiques.

Pour eux, c'est de plus en plus une logique d'injonction à l'intégration qui est posée comme étant le référentiel dominant de la manière de penser la régulation du multiculturalisme d'origine immigrée en Suisse. Cette logique porte à s'interroger sur le modèle de citoyenneté en vigueur en Suisse, sur la philosophie publique qui le sous-tend, ainsi que sur la légitimité du mode d'intégration démocratique que le système politique est en mesure de réserver à des individus et à des groupes *marqués* par la différence culturelle ou religieuse. Ces derniers ne sont pas uniquement des groupes qui composent la diversité sociale ou culturelle propre à une société donnée, mais aussi des groupes représentés par les discours sociaux comme ayant des identités différentes, dérangeant les valeurs et les pratiques des groupes majoritaires.

Reconnaissance de présence et de droits

Bien que n'étant pas un phénomène nouveau, la question de la gestion des identités minoritaires a acquis une importance et une visibilité certaine au courant des dernières décades. Les raisons de cet essor sont multiples. D'une part, la globalisation et les flux migratoires ont certainement augmenté la diversité culturelle au sein des pays occidentaux; d'autre part, et de manière plus importante pour les propos tenus ici, les membres des minorités culturelles contestent davantage les termes de leur intégration dans les pays d'immigration, le plus souvent ceci au nom des principes libéraux et démocratiques (tels que l'égalité, la non-discrimination, l'équité, la liberté ou les droits). En Suisse comme ailleurs, les membres des groupes minoritaires ne veulent plus seulement être tolérés, mais souhaitent une reconnaissance de leur présence et de leurs droits. La persistance d'inégalités structurelles dues aux différences culturelles, de discriminations ou pratiques racistes, ainsi que la pression à l'assimilation ou à l'invisibilité sociale des pratiques minoritaires (comme par exemple l'interdiction d'édifier des minarets) font l'objet de résistances, mobilisations politiques et contestations juridiques.

La conception dominante du libéralisme politique (Rawls 1993) a défendu l'idée que les identités culturelles ou religieuses ne devraient pas avoir une relevance politique et qu'elles devraient être reléguées dans la société civile ou la sphère privée des individus. Dans cette perspective, l'État est censé être culturelle-

ment neutre, à savoir une sorte d'arbitre qui n'incarne pas une conception particulière de l'appartenance, des valeurs religieuses ou une conception du bien particulière, car ceci impliquerait la discrimination des groupes qui ne s'identifient pas à ces dernières.

Quelle appartenance collective ?

C'est avec le tournant multiculturaliste que la problématique des identités a remise au centre la réflexion en philosophie politique. En particulier, les travaux de Will Kymlicka (1995) ont montré que la réalisation de la justice libérale implique la prise en considération de l'appartenance culturelle. C'est l'appartenance à une culture sociétale qui permet aux individus de disposer des cadres culturels leur permettant d'avoir des options de choix, donc de l'autonomie qui les rend libres. Ainsi, un État libéral légitime, prônant l'autonomie des citoyens, doit reconnaître légalement les minorités culturelles afin, d'une part, de rendre équitables les chances offertes aux individus « minoritaires » d'être autonomes au même titre que ceux de la majorité, et, d'autre part, donner à tout individu les bases du respect de soi et de la liberté. Contrairement à la position philosophique, dans les faits l'État n'est pas neutre. Il émane de la majorité culturelle, en promeut les valeurs. Affirmer sa neutralité revient à occulter les privilèges dont jouit inévitablement la majorité culturelle.

L'approche de Kymlicka a soulevé un grand nombre de critiques. L'une des plus importantes réside dans les implications nationalistes de son approche. Son idée de culture sociétale ressemble fortement à l'idée de nation, ce qui peut impliquer une hiérarchisation des groupes méritant la reconnaissance. Certes, Kymlicka supporte une forme de nationalisme libéral, respectueux des droits des minorités et des droits de citoyenneté de tous les individus. Cependant, depuis quelques années, la tendance dans les pays occidentaux est celle d'une renationalisation de l'appartenance collective, et donc de la citoyenneté. L'intégrationnisme civique a été institué en tant que modalité

de réaffirmation des contenus des identités nationales et de redéfinition du périmètre de ce qu'est être un « bon citoyen » dans des sociétés caractérisées par la multiculturalité. Fondé sur des politiques publiques visant à établir la loyauté et l'adaptabilité des immigrants au contexte national, à ses valeurs et pratiques, il a entraîné un regain de la dimension morale de la citoyenneté. Par des tests d'intégration ou des contrats de citoyenneté, la citoyenneté a acquis une dimension substantielle, marquée par l'ingérence progressive dans la liberté de conscience des individus. Les immigrants qui souhaitent s'établir sur le territoire national doivent faire preuve de leur intégration, ce qui n'implique pas uniquement d'avoir un travail et des ressources nécessaires à leur autonomie, mais aussi d'accepter les valeurs constitutionnelles et, au fond, les valeurs et pratiques majoritaires.

Ces aspects montrent l'importance des implications démocratiques des modalités de gestion des identités culturelles. En effet, la (re-)nationalisation de la citoyenneté implique une logique qui se rapproche de celle du modèle de l'État-nation, selon lequel les institutions politiques doivent s'appuyer sur un groupe culturel le plus possible homogène pour pouvoir fonctionner. Or cette conception n'a pas été remise en cause uniquement par la création d'entités politiques supranationales (comme l'UE) ou la consolidation d'états multinationaux; elle a aussi été contestée pour le fait d'impliquer des formes de discrimination et d'oppression sur les minorités culturelles (Young 1990), tout comme leur marginalisation politique. La conception selon laquelle les identités culturelles et religieuses devraient être exclues du jeu politique au nom d'une citoyenneté (présumée) égalitaire et aveugle aux différences est de moins en moins défendable. D'une part car elle aboutit à une invisibilisation des différences sans pour autant éliminer les désavantages qui en découlent; d'autre part, car le principe selon lequel il faut se départir de son identité culturelle pour pouvoir agir en tant que citoyen implique pour certains de devoir renoncer à soumettre aux débats politiques des intérêts fondamentaux pour eux (comme leur identité religieuse).

Processus de décision collective et inclusive

L'injonction à l'intégration a des implications importantes sur la légitimité démocratique. Elle implique que les individus ayant des identités différentes doivent s'adapter aux valeurs et pratiques de la majorité avant de pouvoir participer à la détermination de la volonté collective. Contrairement à la conception stipulant que l'intégration s'accomplit par adaptation à des valeurs abstraites (comme l'égalité) ou aux valeurs particulières de la majorité culturelle, l'idée d'intégration démocratique considère que l'intégration n'est jamais totalement réalisée, qu'elle n'est pas le résultat d'un processus unilatéral d'acculturation, mais elle est un processus mutuel (Gianni 2019). L'intégration civique et sociale des membres des minorités implique leur participation et leur contribution à la définition d'un univers symbolique et social partagé. C'est cette possibilité de contribution sociale et discursive qui permettra leur intégration comme membres à part entière de la communauté des citoyens. En d'autres termes, afin d'éviter l'exclusion inhérente à la (re-)nationalisation de la citoyenneté tout en tenant compte de la nature multiculturelle de la société, il est important que la recomposition d'une identité commune ne procède pas par négation ou invisibilisation des différences culturelles, mais par leur intégration progressive dans le jeu politique afin que les intérêts des groupes minoritaires soient audibles et représentés dans l'arène politique. Ce sera de cette manière qu'il sera possible d'établir des formes de recomposition des identités particulières par la négociation de ces dernières dans des processus de décision collective véritablement inclusif et, donc, légitimes d'un point de vue démocratique.

Gianni, Matteo, 2019, Injonction à l'intégration et citoyenneté pour les musulmans en Suisse. Dans: Monika Salzbrunn (ed.), *L'islam (in)visible en ville*. Genève: Labor et Fides, 83-104.

Kymlicka, Will, 1995, *Multicultural Citizenship*. Oxford: Oxford University Press.

Rawls, John, 1993, *Political Liberalism*. New York: Columbia University Press.

Young, Iris Marion, 1990, *Justice and the Politics of Difference*. Princeton: Princeton University Press.

Integration als Partizipation verstehen

Die Legitimität und die Stabilität des politischen Systems in der Schweiz sind zu einem grossen Teil einem Verständnis von Bürgerschaft geschuldet, das partizipativ ausgerichtet ist. Diverse Bevölkerungsgruppen wurden im Verlauf der Zeit durch die politischen Eliten durch Teilhabe und Mitbestimmung eingebunden. Kompromisse und politische Zugeständnisse wurden gemacht, damit die schweizerischen Minderheiten ihren Platz in der Gesellschaft erhielten und sich politisch einbringen konnten. Während indessen sprachliche und konfessionell unterschiedliche Gruppen von Schweizer Bürgerinnen und Bürgern in diesem Prozess berücksichtigt wurden, gilt dies bislang für Personen ohne Roten Pass nicht oder nur teilweise.

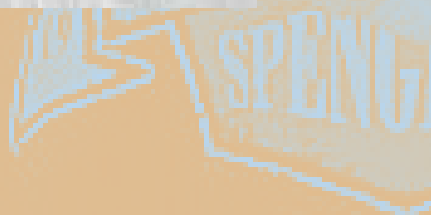
Obwohl die Schweiz kulturelle Vielfalt als Teil des eigenen Staatsverständnisses hochhält, werden – wenn es um Diversität geht – Migrantinnen und Migranten von dieser Sichtweise in der Regel ausgeschlossen. Von ihnen wird erwartet, dass sie sich den Regeln der Integration beugen. Der Autor plädiert für ein Integrationsverständnis, das (politische) Mitbestimmung auch jener beinhaltet, die als «anders» gesehen und wahrgenommen werden. Damit würden auch bisher nicht Gehörte an der Aushandlung des demokratischen Prozesses beteiligt.

MATTEO GIANNI

est professeur associé au Département de science politique et relations internationales à l'Université de Genève. Ses travaux portent sur les théories politiques du multiculturalisme et de la citoyenneté, ainsi que l'intégration et la participation politique des Musulmans en Suisse et en Europe.



Erfolgreiche Lernende, Spenglerei Lyner AG, Elsau / Rätterschen
© Spenglerei Lyner AG, Elsau / Rätterschen



Wo ein Wille ist, ist auch ein Wir.

Walter Leimgruber

Die Schweiz ist eine (langsame) Integrationsmaschine: Zunächst ein Projekt liberaler und protestantischer Kantone, galt es, die Katholisch-Konservativen ins nationale Boot zu holen, danach die Arbeiterinnen und Arbeiter, schliesslich die Frauen. Immer war dieser Prozess zäh, langwierig und voller Konflikte, oft brauchte es einen Anstoss von aussen. Nun gilt es, die Zugewanderten und deren Nachkommen in gleicher Weise zum selbstverständlichen Element des Gemeinwesens zu machen.

Die Schweiz liegt bei der Umfrage von InterNations, die jedes Jahr Migrierende, vor allem gut verdienende und ausgebildete, nach ihrer Einschätzung der Gastländer befragt, immer in einer Spitzenposition, wenn es um Lohn, Karriere, Lebensqualität und Infrastruktur geht. (<https://www.internations.org/expat-insider/>) Doch in einem Punkt gehört sie ebenso regelmässig zur Gruppe am Schluss (2019: Rang 59 von 64): in der Frage des «Ease of Settling», wie leicht man Zugang zur Gesellschaft findet. Man fühlt sich nicht wirklich dazugehörig, nicht wirklich wertgeschätzt und im kulturellen und gesellschaftlichen Leben nicht vertreten.

Kein Konsens

Die Zugewanderten beschreiben damit ein Gefühl, das verschiedene Gruppen im Laufe der Geschichte der Schweiz erlebt haben. Noch vor ein oder zwei Generationen war es an vielen Orten undenkbar, Ehen zwischen Katholiken und Protestanten zu schliessen. Man lebte in getrennten Welten, hatte vielleicht beruflich, aber kaum privat und schon gar nicht innerhalb der Familie miteinander zu tun. Die Folgen der konfessionellen Auseinandersetzungen, die seit der Reformation immer wieder zu blutigen Kriegen geführt hatten, waren bis fast in die Gegenwart spürbar. Politisch akzentuierte sich der Konflikt mit der Gründung des Bundesstaates, der gegen den Widerstand der katholisch-konservativen Kantone entstand und erst nach einem kurzen Bürgerkrieg möglich wurde. Einen politischen Konsens, wie er uns heute scheinbar in die DNA eingeschrieben ist, gab es zum Beginn der modernen Schweiz nicht. Die

liberalen, protestantischen, städtischen und sich industrialisierenden Kantone setzten sich mit allen Mitteln gegen die ländlichen, konservativen und katholischen Kantone durch und stellten den gesamten Bundesrat. Gesellschaftlich bildeten die Katholisch-Konservativen eine Parallelwelt mit eigenen Vereinen und Institutionen, um sich von den dominierenden liberalen Turn-, Sängerver- und Musikvereinen abzugrenzen.

Doch die Sieger von 1848 nutzten ihren Vorteil nicht aus, um die Besiegten noch stärker in die Defensive zu drängen, auch wenn der Kulturkampf – bei dem es auch um Einmischung von aussen ging – das Klima in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts nochmals verschlechterte. Neben der Einsicht, dass die Schweiz die Beteiligung aller Gruppen brauchte, war es aber nicht zuletzt das Erstarken einer neuen politischen Kraft, welche schliesslich zur Integration der Katholisch-Konservativen in das politische Gefüge führte – als erster Schritt hin zu einer konsensualeren Machtverteilung. Dies löste die Fronten nach und nach auf – zusammen mit der Geste, nicht 1848 als Gründungsdatum zu nehmen, sondern die mythische Geschichte der alten Eidgenossenschaft, in der die katholischen Kantone eine zentrale Rolle spielten, der Schaffung eines entsprechenden Nationalfeiertages und der Inszenierung dieser Befreiungsgeschichte mit Schlachtfestern, Festspielen und Geschichtsbüchern.

Vaterlandslose Gesellen

Der neue gemeinsame Gegner, das waren die Arbeiter und die Linken. Denn das Schwelgen in alten Schlach-

ten und Verehren von alpinen Hirten fand in einer Zeit enormer wirtschaftlicher Dynamik statt; die Industrialisierung veränderte das Antlitz des Landes und der Gesellschaft. Neue Gruppen mit neuen Lebensstilen und neuen politischen Ideen entstanden. «Vaterlandslose Gesellen» wurden sie vielerorts genannt, weil sie der internationalen Solidarität mehr Gewicht als dem patriotischen Bekenntnis beimassen, weil sie der bürgerlich dominierten Gesellschaft eigene Rechte abringen wollten. Die Ablehnung, die sie an manchen Orten erlebten, ersetzte vielerorts die Abscheu vor den «ultramontanen» Katholiken. Auch die Arbeiterinnen und Arbeiter gründeten eigene Vereine und Netzwerke, wollten nicht mit den Bürgerlichen am gleichen Tisch sitzen. Auf dem Höhepunkt der Auseinandersetzung drohte ein ähnlicher Konflikt wie der Sonderbundkrieg, der Landesstreik hätte eine ähnliche Dynamik entwickeln können. Und es brauchte wieder Jahrzehnte und wiederum einen neuen Feind, um auch diese Gruppe zu integrieren, symbolisch besiegelt mit dem Friedensabkommen 1938, der Wahl des ersten sozialdemokratischen Bundesrates 1943 und der Einführung der AHV 1948.

Noch viel länger hatten die Frauen in dieser direkten Halb-Demokratie für ihre Rechte zu kämpfen. Mehr als ein Jahrhundert dauerte es, bis Frauenstimmrecht und Gleichstellung gesetzlich verankert waren, und noch immer sind viele Ziele nicht erreicht. Die schweizerische Demokratie offenbart in diesen Entwicklungen Schwäche und Stärke zugleich. Die Schwäche ist die Tatsache, dass jeder Schritt sehr lange dauert: Im 1848 eingeführten System, das nicht zuletzt mit Rücksicht auf die kleinen konservativen Kantone manche Bremse eingebaut erhielt, braucht es für die Anpassungen an gesellschaftliche wie politische Veränderungen sehr viel Zeit und noch mehr Geduld. Die Stärke hingegen liegt in der Stabilität dieses Systems: in der Tatsache, dass die verschiedenen Anspruchsgruppen nach und nach integriert wurden, und zwar so nachhaltig, dass keine von ihnen die Verfassung und die direktdemokratische Ausrichtung grundlegend in Frage stellen würde.

Gut Will will Weile haben

Nur im Umgang mit den Sprachregionen war der neue Bundesstaat von Anfang an souverän. Die Schweiz war erst mit der Helvetischen Republik wirklich mehrsprachig geworden. Dass sie 1848 die Sprachenfrage gar nicht erst zum Thema machte, zeigt, dass damals andere Konfliktlinien – insbesondere die zwischen liberalen und konservativen Positionen – wesentlich bestimmender waren als die Sprache. Was das Land damals gelernt zu haben scheint, aber nur nach zähen und langwierigen Auseinandersetzungen auch verwirklicht hat, ist die Erkenntnis, dass es nicht um eine bestimmte Sprache, Herkunft oder Kultur geht, sondern um den gemeinsamen politischen Willen. Und diese Willensnation ist denn auch immer wieder beschworen worden, ist wie der Konsens Teil der politischen DNA geworden, die offensichtlich wie die biologische DNA nur Dinge aufnimmt, die sich in einer langsamen evolutionären Entwicklung durchgesetzt haben. Die Einsicht, dass es Kompromisse und Teilung der Macht braucht, ist ebenso Teil dieses Prozesses wie der immer wieder notwendige Anstoss von aussen, wie etwa die Geschichte der Gleichstellung der Juden oder die Herausforderung von Faschismus und Nationalsozialismus zeigen.

Genauso verhält es sich mit dem Umgang mit den Migrantinnen und Migranten. Vor lauter Heldenfeiern ist es den Schweizerinnen und Schweizern im 19. Jahrhundert entgangen, dass ihre Republik von einem Auswanderungs- zu einem Einwanderungsland wurde, dass ohne die Einwandernden die Industrialisierung und die Infrastrukturprojekte wie der Gotthardtunnel kaum denkbar gewesen wären, dass ohne sie auch die Hochschulen kaum diesen Aufschwung genommen hätten. Städte wie Genf, Zürich oder Basel hatten bereits vor dem Ersten Weltkrieg einen Ausländeranteil, den sie erst vor kurzem wieder erreicht haben. Dass das Abschliessen nach aussen im Zeitalter der Weltkriege ein Zeichen der Krise und nicht der Normalität war, ist in der Nachkriegszeit vergessen gegangen. Dieses Bild der Abgeschlossenheit bestimmte das Land, während es immer vernetzter und globaler wurde. Viele hätten die Schweiz gerne als Alpen- und Kleinstadtidylle im Stil der

rührseligen Filme der 1950er Jahre bewahrt. Die ausländischen Arbeitskräfte wurden daher in Barracken und an die Ränder verbannt, damit sie möglichst wenig sichtbar waren.

Eine Erfolgsgeschichte, die nicht gefeiert wird

Und dennoch hat das Land Erstaunliches zustande gebracht: Der Wohlstand ist stetig gestiegen, ohne dass es zu Ghettobildungen gekommen ist, in denen Generationen von Abgehängten leben, ohne dass No-go-Areas oder deindustrialisierte Rostgürtel entstanden sind, ohne dass unterbezahlte Menschen in Sweatshops oder im Subkontraktssystem ausgebeutet werden. Die Integration funktioniert, trotz mancher Defizite, insgesamt gut – auch dank eines Ausbildungssystems, das verschiedene Wege zum beruflichen Ein- und Aufstieg eröffnet. Weite Teile der Wirtschaft wären ohne Chefs und Angestellte ohne Schweizer Pass schlicht inexistent. Das widerspiegelt sich auch in den Zahlen: Mehr als ein Viertel der Menschen besitzt keinen Schweizer Pass, gegen 40 Prozent haben einen Migrationshintergrund, sind also in der ersten oder zweiten Generation zugewandert. Bei den 15- bis 35-Jährigen beträgt dieser Anteil sogar über 50 Prozent. Ebenfalls gegen 40 Prozent machen binationale Eheschliessungen aus, die Mehrheit der börsenkotierten Firmen wird von Ausländern (aber fast nie von Ausländerinnen) geführt. Und bereits ein Viertel aller Schweizerinnen und Schweizer besitzt zwei oder mehr Pässe. Die Schweiz ist eigentlich das vielfältigste Land Europas, echt multikulti, wenn der Begriff denn noch modisch wäre. Man müsste zu uns pilgern, um dies zu bewundern, so wie man an bestimmte Orte reist, um deren lebendige Vielfalt zu geniessen.

Trotzdem debattieren wir seit rund 50 Jahren über eine stete Flut ewiggleicher Initiativen, die diese Erfolgsgeschichte wegreden, wie die Katholiken den Erfolg des Bundesstaates weggeredet, wie die Bürgerlichen die Folgen der Industrialisierung negiert, wie die Männer die Frauen schlicht und einfach ignoriert haben. Und evozieren das Bild eines Landes, das wie ein gallisches

Dorf Widerstand leisten müsse gegen die böse Welt draussen – ohne Zaubertrank allerdings.

Der Alltag ist weitgehend ein anderer. Für viele Menschen spielt die Frage, ob In- oder Ausländerin, ob zugewandert oder immobil, ob Müller oder Grdjic, keine Rolle. Vielmehr gleichen viele Familien und soziale Netzwerke einem Patchwork, einem bunten Flickenteppich. Wir sollten uns als Rollenmodell verkaufen. Stattdessen tapezieren wir die Plakatwände mit Plakaten und Slogans, die den Zugewanderten klar machen, dass sie nicht wirklich willkommen sind. Das bleibt nicht ohne Folgen. Trotz vieler Erfolge sind wir noch nicht wirklich «Wir». Noch immer wird bei zu vielen Themen unterschieden zwischen «uns» und den «Anderen». Vorurteile und Diskriminierungen sind noch längst nicht verschwunden. Was die InterNations-Umfrage zeigt, ist genau dies: Lohn, Lebensqualität und Infrastruktur stimmen, aber Wertschätzung, Offenheit und selbstverständliche Akzeptanz unterschiedlicher Lebensstile und kultureller Vorlieben, das funktioniert noch nicht so, wie es könnte und müsste.

Wir schaffen das

Die Schweiz ist zu dem geworden, was sie heute ist, weil sich 1848 die fortschrittlichen und offenen Kräfte und nicht die konservativen und ewigvorgestrigen durchgesetzt haben. Die Schweiz ist zu dem geworden, was sie ist, weil in der Ära der Weltkriege nicht die Reaktionären und Nationalisten obsiegt haben, sondern diejenigen, welche die Arbeiterschaft als Teil der Gesellschaft akzeptiert und den Ausbau des Sozialstaates unterstützt haben. Die Schweiz ist zu dem geworden, was sie heute ist, weil sie sich auf einen sehr langen Weg gemacht hat, um überholte Vorstellungen von Geschlechterrollen endlich loszuwerden. Keine dieser Entwicklungen hat funktioniert, indem die bisher Ausgegrenzten sich in das integriert haben, was die Mächtigen verlangt haben, sondern indem alle sich verändert haben, die bisher Dominierenden von den neuen Anspruchsgruppen immer auch neue Denkstile und Lebensweisen übernommen, die Gesellschaft insgesamt neue Leitge-

schichten und Zugehörigkeitssymbole entwickelt hat. Vielfalt beinhaltet Potenziale und Chancen, bringt aber immer auch Herausforderungen, denen sich die gesamte Gesellschaft stellen muss – nicht bloss die eine Gruppe, die Akzeptanz fordert.

Bei jedem der historischen Schritte ist ein neues «Wir» entstanden. Die Schweiz ist aber noch nicht am Ende ihres Weges, denn die nächste Herausforderung, der Übergang zum Zeitalter des Globalen, des Digitalen und des Nachhaltigen, ist gewaltig. Und die Schweiz wird zu dem, was sie in Zukunft sein wird, wenn sie alle Menschen, die hier leben, als Teil des gemeinsamen Projektes sieht. WIR können das schaffen.

Là où il y a une volonté, il y a aussi un « Nous »

L'histoire de la Suisse moderne est celle de la lente intégration de groupes successifs. Dans un premier temps, l'État fédéral était un projet de régions libérales, protestantes, urbaines et en voie d'industrialisation. Les régions catholiques et conservatrices avec leurs habitants n'acceptèrent la nouvelle organisation étatique que progressivement. Ensuite, les travailleurs devenus plus forts parallèlement à l'industrialisation, restèrent cantonnés pendant longtemps dans l'opposition à l'État bourgeois, jusqu'à ce que, eux-aussi, soient intégrés dans l'appareil politique et social. Ce sont les femmes qui luttèrent le plus longtemps, et luttent encore, pour l'égalité et pour une acceptation naturelle. Tout au long de ce processus, les nouveaux acteurs ne se sont pas simplement soumis à ce qui était exigé par les forces qui avaient dominé jusqu'alors ; bien plus, il y eut des négociations qui débouchèrent sur de nouvelles perspectives et de nouvelles orientations de la société tout entière. À présent, le grand groupe des immigrés et de leurs descendants doit devenir tout naturellement une partie intégrante de toutes les strates de la vie sociale, culturelle et politique.

WALTER LEIMGRUBER

ist Professor für Kulturwissenschaft an der Universität Basel und Präsident der Eidgenössischen Migrationskommission. Er arbeitet zu Migration, Transkulturalität, Integration und Ausgrenzung, visueller und materieller Kultur.

Das Neue Wir ist Realität – das Demokratiedefizit auch!

Michael Bischof

Seit der Gründung des Bundesstaates im Jahre 1848 wurden demokratische Rechte und Mitbestimmungsmöglichkeiten laufend ausgebaut und den gesellschaftlichen Wirklichkeiten angepasst. Der Abbau bestehender Demokratiedefizite ist ein ur-demokratisches Anliegen. Es ist daher nur folgerichtig, die demokratischen Institutionen an den Realitäten der Migrationsgesellschaft auszurichten. Das läuft nicht konfliktfrei, aber gerechter.

Wer in Zürich im Schweizerischen Nationalmuseum die Dauerausstellung zur Schweizer Geschichte besucht, stösst auf den prominent platzierten Satz «Niemand war schon immer da». Das ist bemerkenswert. Lange Zeit war schollengebundene bäuerliche Sesshaftigkeit die Kernbotschaft hiesiger Volkstümlichkeit. Dazu passte, dass über Jahrzehnte eine Negativerzählung über Migration zum Kanon populärkultureller und idealisierter helvetischer Selbstdarstellung gehörte. Generationen von Schulkindern wurde in der Primarschule mit dem «Auszug der Helvetier» eine gescheiterte Migrationsgeschichte vermittelt. In mancher Schulstunde wurden die Helvetier dabei nicht nur zum Ursprung des nationalen Staatsvolkes verklärt. Zugleich wurde die Erfahrung einer misslungenen Massenemigration zum Ausgangsmythos idealisierter helvetischer Sesshaftigkeit. «Wir waren schon immer da» war der Leitspruch nationaler Identität.

Nur die Minderheit war schon immer da

Diese nationale Selbsterzählung stützte sich auf eine dünne Faktenlage. Sie war – etwa vermittelt durch die populäre Heftreihe des Schweizerischen Jugendschriftenwerks (SJW) – bei Generationen von Schulkindern dennoch weit verbreitet. Eine Anti-Migrationsgeschichte als gemeinschaftsstiftendes nationales Narrativ passte ab den 1960er Jahren immer weniger zu den Lebensrealitäten in vielen Schulklassen. Ganz besonders gilt dies für städtische Räume. *Wie in vielen anderen urbanen Zentren gilt auch in Zürich: «Nur die Minderheit war schon immer da».* Aktuell lebt von den über 20-jährigen Zürcherinnen und Zürchern weniger als jede zehnte Person seit Geburt in der Stadt. Beinahe die Hälfte

dieser Gruppe ist im Ausland geboren. Die internationale Mobilität der Zürcherinnen und Zürcher ist beachtlich. 2013 gab jede zweite erwachsene Person an, mindestens ein Jahr im Ausland verbracht zu haben, jede fünfte Person sogar mindestens die Hälfte ihres Lebens (Stadt Zürich 2013: 45). Besonders akzentuiert sich das Geschilderte bei den 30- bis 39-Jährigen, zu denen in Zürich beinahe jede fünfte Person zählt. Die Mehrheit dieser zahlenmässig bedeutsamen Altersgruppe ist im Ausland geboren – nur 5 von 100 leben seit Geburt in der Stadt (Stadt Zürich 2019).

Die Realität: eine Stadt ohne Mehrheitsgesellschaft

Fakt ist: *Migration, Mehrsprachigkeit und kulturelle Diversität gehören zur Mitte der Gesellschaft.* Sie prägen einen wesentlichen Aspekt des städtischen Alltags. Es ist die Vielfältigkeit und nicht die Anzahl der Menschen, die eine Stadt ausmacht. Diese Feststellung ist keineswegs neu. Schon in der europäischen Antike wurde die Stadt als ein Ort der «Vielheit» verstanden (Aristoteles 1989: B, 2, 21ff.). Nichtsdestotrotz: Die faktenwidrige Vorstellung einer sesshaften und homogenen Mehrheitsgesellschaft hält sich hartnäckig und gehörte jahrelang zum Kanon integrationspolitischer Debatten und Alltagsgesprächen auf Stammtischniveau. Nach einem solchen Verständnis ist Integration die einseitige Anpassung der Zugewanderten an scheinbar geltende mehrheitsgesellschaftliche Selbstverständlichkeiten. Als Hintergrundfolie dieser Vorstellung diente das seit über hundert Jahren immer wieder bewirtschaftete Negativszenario einer drohenden «Überfremdung».

Ein solches Bild hat gewichtige Nachteile und hemmt die Integration. So verkennt es die Lebensrealitäten eines wesentlichen Teils der Bevölkerung und problematisiert den Alltag von zugewanderten Menschen als Abweichung von einer angeblichen Normalität. Das ist ein schlechter Ausgangspunkt zur Förderung gesellschaftlicher Teilhabe. Schlicht unbrauchbar ist eine solche Problemorientierung als Willkommensangebot zur individuellen Identifikation mit der Gesellschaft. Gewichtiger noch: *Das Bild einer konformen Aufnahme-gesellschaft liefert den Echoraum für Ungleichbehandlungen und Alltagsdiskriminierung von scheinbar «Anderen».* Davon zeugen fragwürdige Testfragen bei Einbürgerungsgesprächen, verminderte Chancen auf dem Lehrstellenmarkt aufgrund «fremder» Familiennamen und alltägliche Erfahrungen mit Rassismus.

Nicht auf halbem Wege stehen bleiben

Eingedenk der geschilderten Schwierigkeiten wird heute kaum noch ein rigides *Assimilationsverständnis* vertreten. So hält die Schweizer Regierung 2010 in ihrem Bericht zur Weiterentwicklung der Integrationspolitik fest, dass Integration ein «auf Gegenseitigkeit» beruhender «gesellschaftlicher Prozess» sei, der «sowohl den Willen der Ausländerinnen und Ausländer wie auch die Offenheit der einheimischen Bevölkerung» voraussetze. Gleichzeitig werden an die Integration hohe gesellschaftliche Erwartungen geknüpft. Denn deren Ziel – so formuliert es das aktuelle Bundesgesetz über die Ausländerinnen und Ausländer und über die Integration (AIG) – ist «ein friedliches Zusammenleben auf der Grundlage der Werte der Bundesverfassung und gegenseitiger Achtung und Toleranz zu gewährleisten» (Bundesrat 2010: S. 20). Integration als Wundermittel für eine konfliktfreie Gesellschaft?

Der deutsche Migrationsforscher Aladin El-Mafaalani weist zurecht darauf hin, dass Konfliktfreiheit ein schlechter Gradmesser für gelungene Integration ist. «Konflikte entstehen nicht, weil die Integration von Migranten und Minderheiten fehlschlägt, sondern weil sie zunehmend gelingt» (El-Mafaalani 2018). Damit wird weder dem gesellschaftlichen Unfrieden das Wort geredet noch ein Konfliktmodell von Integration vertreten. Vielmehr liefert El-Mafaalani eine wirklichkeitsnahe Beurteilung gesellschaftlicher Integrationsprozesse. Denn: Wer sich gesellschaftlich etabliert, beginnt auf Augenhöhe mitzureden, bringt Anliegen und Interessen ein und stellt Forderungen. Das führt zu neuen gesellschaftlichen Interessenlagen und stellt bisherige Selbstverständlichkeiten unter Begründungszwang – auch auf dem politischen Parkett. Eine kohärente Integrationspolitik darf deshalb nicht auf halbem Wege stehen blei-

ben. Sie muss zwingend Lösungen für die Konfliktdimension bereitstellen. Das erfordert keinen Umbau des hiesigen Staatswesens. Im Gegenteil – es gilt vielmehr die Grundidee der Demokratie weiterzudenken. *Es gilt, die demokratischen Institutionen zu demokratisieren.*

Foren für Aushandlungen sind da – es gilt sie für alle zu nutzen

Das Anliegen einer Demokratisierung der Demokratie ist nicht neu. Viele direktdemokratischen Mitspracherechte mussten politisch erkämpft werden und waren in der ersten Bundesverfassung von 1848 gar nicht vorgesehen. So war der Ausbau der Volksrechte in der revidierten Bundesverfassung von 1874 eine Folge des demokratischen Aufbruchs gegen das bisherige Establishment des «Systems Escher». Die Einführung des Verhältniswahlrechts im Jahr 1918 korrigierte die systematische Bevorzugung der politischen Mehrheit im Wahlsystem und sorgte für eine bessere Minderheiten-Repräsentanz. Eingelöst wurde damit eine zentrale Forderung der im 19. Jahrhundert erstarkenden, politisch aber unterrepräsentierten Arbeiterinnen- und Arbeiterbewegung. Lange 123 Jahre dauerte es schliesslich, bis die Schweizer Frauen ihre politischen Rechte wahrnehmen konnten und erst in den 1970er Jahren hoben die letzten Kantone Stimmrechtsverbote für unter Vormundschaft stehende Personen und «selbstverschuldete Armengenössige» auf. Die geschilderten Veränderungen gingen einher mit gesellschaftlichen Emanzipationsbewegungen, Integrationsprozessen und politischen Machtverschiebungen. Die Aufweichung bestehender Mitbestimmungsprivilegien führte zu einer besseren Repräsentanz der tatsächlichen Bevölkerung, berücksichtigte gesellschaftlichen Realitäten besser und verminderte vorhandenes Demokratiedefizit.

Diese Entwicklungen trugen dazu bei, dass gesellschaftliche Antagonismen in den Foren des demokratischen Aushandelns ausgetragen werden. Das kommt der integrationspolitischen Zielsetzung des friedlichen Zusammenlebens «auf der Grundlage der Werte der Bundesverfassung» (AIG) ziemlich nahe. Eine an den gesellschaftlichen und staatspolitischen Realitäten orientierte Integrationspolitik kommt daher nicht umhin, sich ernsthaft Gedanken zu einem generellen Wahl- und Stimmrecht für Ausländerinnen und Ausländer zu machen. In mehr als 600 Schweizer Gemeinden können Ausländerinnen und Ausländer teils seit über 40 Jahren an Wahlen und Abstimmungen teilnehmen. Ein solches Wahlrecht ist umso dringender, als mit den laufend erfolgten Verschärfungen der Voraussetzungen für die Einbürgerung das bestehende Demokratiedefizit aktiv befördert wird.

Aus demokratiepolitischer Perspektive sind lange Wartezeiten – sei dies für die Einbürgerung oder für die Ausübung politischer Rechte – schwer zu rechtfertigen. Das immer wieder vorgebrachte Argument, die Menschen müssten sich zuerst mit den hiesigen Gegebenheiten vertraut machen, zieht nicht. In der Demokratie geht es nicht um Expertise, sondern um Repräsentanz. Es geht nicht darum, das politische System und Sachvorlagen bis in die Details zu kennen. Für demokratische Mitbestimmung genügt Informiertheit. *Gefährdet ist ein informiertes Wahl- und Abstimmungsverhalten durch Fake News, Manipulationsversuche und Bildungsungleichheiten. Nicht aber durch kurze Wartezeiten für die Einbürgerung oder für politische Mitbestimmungsrechte.*

Demokratisierte Demokratie löst nicht alle Probleme

Neben dem Umgang mit Fake News und manipulativer Berichterstattung hat demokratische Entscheidungsfindung allerdings ein grundsätzliches Problem, wovon auch der Abbau des bestehenden Demokratiedefizits nicht schützt: Bestehen keine entsprechenden Schutzmechanismen, besteht die Gefahr, mittels demokratischer Mehrheitsentscheide Minderheitenanliegen systematisch auszublenden oder gar fundamentale Rechte von Minderheiten zu verletzen. Dieses Spannungsfeld zwischen «Partizipation und relativ starker Ausgrenzung» begleitet die Schweizer Demokratiegeschichte über Jahrhunderte (Lang 2020, 13). Neben verfassungsrechtlichen Schutzmechanismen braucht es deshalb weiterhin wirkmächtige Strukturen, die sich für Anliegen einsetzen, die in Mehrheitsentscheiden unterrepräsentiert sind. In diesem Sinne wird es die Eidgenössische Migrationskommission EKM auch dann noch brauchen, wenn die Schweiz auf nationaler, kantonaler und kommunaler Ebene generell ein allgemeines Stimm- und Wahlrecht für Ausländerinnen und Ausländer kennt. In diesem Sinne: Wir sind gespannt auf die nächsten 50 Jahre EKM.

Aristoteles, [1989], Politik. Stuttgart: Reclam.

Bundesrat, 2010, Bericht zur Weiterentwicklung der Integrationspolitik des Bundes vom 5. März 2010. Bern.

El-Mafaalani, Aladin, 2018, Das Integrations-Paradox. Warum gelungene Integration zu mehr Konflikten führt. Köln: Kiepenheuer & Witsch.

Lang, Josef, 2020, Demokratie in der Schweiz. Geschichte und Gegenwart. Baden: Hier und Jetzt.

Stadt Zürich, 2013, Bevölkerungsbefragung 2013. Zürich.

Stadt Zürich, 2019, ZRH3039. 30- bis 39-Jährige in der Stadt Zürich: eine Altersgruppe im Fokus. Zürich.

Il Nuovo Noi diventa una realtà, così come il deficit democratico!

Come sancito nella legge federale sugli stranieri e la loro integrazione, lo scopo della politica d'integrazione elvetica è la convivenza pacifica tra Svizzeri e stranieri in virtù dei valori costituzionali. La riuscita dei processi d'integrazione è tuttavia inevitabilmente associata a conflitti e interessi contrastanti. Una politica d'integrazione coerente, finalizzata al raggiungimento della «convivenza pacifica», deve pertanto fornire delle soluzioni a questa dimensione conflittuale. Ciò non significa che si debba ridefinire il sistema politico o creare nuove istituzioni, ma piuttosto che si deve puntare a una democratizzazione dei meccanismi democratici di co-decisione e di negoziazione esistenti, dando agli stranieri il diritto di elezione e di voto, ed eliminando gli ostacoli che si frappongono alla naturalizzazione. L'obiettivo di una democratizzazione della democrazia non è nuovo. Le possibilità di co-decisione e i diritti democratici sono stati costantemente estesi e adeguati all'evolversi della società sin dalla nascita dello Stato federale, nel lontano 1848. Va pertanto da sé che le istituzioni democratiche debbano orientarsi alle realtà della società migratoria svizzera, altrimenti si corre il rischio che le esigenze già oggi sottorappresentate nelle istituzioni e nei processi decisionali di stampo democratico lo siano ancora di più in futuro.

MICHAEL BISCHOF

ist stellvertretender Leiter der Integrationsförderung der Stadt Zürich.



Erfolgreiche Lernende, G. Brunner Haustechnik AG, Domat/Ems
© G. Brunner Haustechnik AG, Domat/Ems

Die Vertreibung aus dem Paradies.

Marianne Helfer

Während ich an diesem Beitrag arbeitete, wurde George Floyd getötet. Millionen von Menschen protestierten gegen rassistische Gewalt. Als ich noch nach Worten suchte, um die fehlende Anerkennung der Realität Rassismus zu kritisieren und die Unmöglichkeit der Rede über Rassismus zu beschreiben, sprach plötzlich die ganze Welt über Rassismus. Wir erleben eine Zäsur, und ich frage mich: Hat das vermeintliche Paradies langfristig Risse bekommen?

Wir kommen aus den Ferien, sitzen im Zug zwischen Basel und Bern. «Ich muss pinkeln!» – mein Mann geht mit der Kleinen zur Toilette. Als ich wieder aufschaue, kommen sie in Begleitung eines Grenzwächters zurück. «Mami, was will der Polizist?» – «Meine Papiere sehen», erklärt der Vater. – «Warum?» Statt auf meine Tochter einzugehen, frage ich den Hünen in Uniform, ob er meine Papiere auch sehen will. Ich solidarisiere mich mit der kontrollierten Person und will dem Beamten zu verstehen geben, dass ich die rassistische Personenkontrolle als solche erkenne. Doch der junge Uniformierte lächelt mich an: «Nein, das ist nicht nötig.» Natürlich nicht: Ich bin eine weisse Frau im mittleren Alter.

Inzwischen hat mein Partner seinen Schweizer Pass gezeigt. Der Grenzwächter geht zu seinem Kollegen, der weiter vorne im Wagen einen Mann mit schwarzen Haaren kontrolliert. «Wieso kamen die Polizisten zu uns?» – die Kinder haben noch keine Antwort bekommen, als die beiden Beamten einen Mann hinter uns kontrollieren. Mein Mann fragt, nach welchen Kriterien sie die kontrollierten Personen auswählen. Ihre Auswahl sei Racial Profiling. Ob das die Politik ihrer Institution widerspiegeln würde. Keine Antwort.

Ich schäme mich – dafür, nicht kontrolliert worden zu sein; für die Demütigung meines Partners; für die Kriminalisierung, die er empfindet. Aber auch für das Aufsehen, das wir erregen. Ich will, dass es aufhört. Ich – und die schweigenden Beobachterinnen und Beobachter? – fühlen uns unwohl und bedroht. Wir kommen mit etwas in Berührung, dem wir sonst tunlichst ausweichen: Rassismus (Wa Baile et al. 2019; Plümecke und Wilopo 2019). Wir fürchten, aus Happyland vertrieben zu wer-

den. Die Antirassismus-Trainerin Tupoka Ogette (Ogette 2017: 21) beschreibt Happyland als den Zustand, in dem weisse Menschen leben, bevor sie sich aktiv und bewusst mit Rassismus beschäftigen: «Happyland ist eine Welt, in der Rassismus das Vergehen der Anderen ist. [...] Rassismus ist [...] Hitler und der Ku-Klux-Klan.» Im Selbstverständnis der Happylander hat Rassismus keinen Platz (siehe auch Eddo-Lodge 2018 und Hasters 2019).

Oft unspektakulär: struktureller Rassismus

Die Berichte von Betroffenen zeigen aber, dass Rassismus nicht immer eine Glatze oder das Gesicht von Derek Chauvin trägt. Rassismus ist oft unspektakulär. So unspektakulär, dass wir ihn nicht wahrnehmen. Und damit kommt die eigentliche Tragweite des gesellschaftlichen Problems zum Ausdruck: Jeder Fall ist ernst zu nehmen und Betroffene brauchen zugängliche und bekannte Beratungsangebote – aber die Anerkennung von Rassismus muss über die individuelle Betroffenheit hinausgehen, damit wir Rassismus als strukturelles Problem erkennen und thematisieren können.

So verständlich der Wunsch nach Zahlen zum Ausmass von Rassismus ist – der immer wieder von den Medien gegenüber der Fachstelle für Rassismusbekämpfung FRB geäussert wird – so schwierig ist es, das gesellschaftliche Phänomen statistisch zu erfassen. Die Medien haben in dieser hitzigen Phase der Berichterstattung aber selbst das beste Beispiel für strukturellen Rassismus – jenseits statistischer Daten – erbracht: Mit der «Arena» auf SRF1 vom 12. Juni 2020.

Unter dem Titel «Jetzt reden wir Schwarzen» wurde eine polemische Diskussion mit drei weissen Politikerinnen und Politikern und einem Schwarzen Komiker geführt. An der Sendung wurde zur Genüge Kritik geübt und Moderator Brotz hat Busse getan, eine Woche darauf eine weitere Diskussionsrunde mit ausschliesslich Schwarzen Gästen geführt, die nicht auf ihre Rolle als Betroffene reduziert wurden. Trotzdem war die erste Sendung aussagekräftig: So sieht struktureller Rassismus aus – unspektakulär im staatlichen Fernsehen, freitags kurz nach 22 Uhr.

Fehlende Reflexion und Expertise

Was ist passiert? Offensichtlich fehlt es in der Redaktion an Expertise zum Thema, unter anderem weil kaum Menschen mit Rassismuserfahrung dort arbeiten. Die Sendungsmacherinnen und -macher sind über ihr Privileg gestolpert, sich bisher nie mit Rassismus auseinandergesetzt haben zu müssen (zur Teilhabe in und Öffnung von Institutionen siehe Terkessidis 2010). Sie gingen davon aus, dass Rassismus wie ein beliebiges Thema – ja, wie eine Meinung – kontrovers behandelt werden könne. Die ausschlaggebende Frage dabei ist nicht, ob der Moderator oder das Arena-Team rassistisch sind. Sondern warum sie nicht gemerkt haben, dass sie eine rassistische Sendung produzieren. Willkommen in Happyland!

Szenenwechsel: Ein Sommerabend mit Freunden. Die Gespräche plätschern vom Klimawandel zur politischen Situation hier und da. Den Aufstieg vermeintlicher Politclowns können wir selbstverständlich mit dem zügellosen Neoliberalismus der letzten Jahrzehnte erklären. Selbstverständlich unterstützen wir die Aufnahme geflüchteter Menschen. Aber die Syrer müssen verstehen, dass in der Schweiz Frau und Mann gleichgestellt sind. Sie müssen sich anpassen. Selbstverständlich...

Ich reagiere vehement auf die Worte, mit denen soeben die Schweiz zum Paradies der Gleichstellung stilisiert und alle Syrerinnen und Syrer (vielleicht alle Menschen aus dem arabischsprachigen Raum oder alle Geflüchteten) als rückständig abgestempelt wurden. Doch ich werde unterbrochen. Ja, es sei auch richtig, dass die Anti-Minarett-Initiative angenommen wurde. Ich hole Luft. Und verzettle mich in Fakten zur nicht umgesetzten Gleichstellung in der Schweiz. Empöre mich über die Frechheit, Sexismus «fremden» Männern in die Schuhe zu schieben. Ich werde schrill. Nach erstaunten Blicken folgt das Übliche: Niemand hört mir mehr zu. Ich habe mich mit meiner emotionalen Reaktion delegitimiert.

Schliesslich einigen wir uns auf Allgemeinplätze, und die heile Welt des Grillabends unter Freunden mit ver-

meintlich gleichen politischen Einstellungen ist gerettet. Trotzdem: Habe ich soeben erlebt, was gemeint ist mit den rechten Positionen, die in der Mitte der Gesellschaft angekommen seien? Wie lange können wir uns in gemütlichen Tischrunden noch darauf verständigen, dass der Rechtspopulismus im Format eines Matteo Salvini der gemeinsame Feind ist? Ich habe diese Fragen nicht gestellt – nicht, weil ich mich wohl gefühlt hätte in der Komfortzone, sondern sicher.

Menschen, die sich gegen Rassismus einsetzen, werden heftig angegriffen und zum Schweigen gebracht – beim Grillabend, in den Medien oder im Internet. Aus Respekt vor der langjährigen Freundschaft bleibt es beim beschriebenen unschönen Zwischenspiel. Im Internet, wenn diese Verbundenheit fehlt, ist der Ton ein anderer. Dabei zeigt sich kein neuer Rassismus: Es ist derselbe wie in der analogen Welt. Jene, die ihn verbreiten, nutzen aber andere Mittel und Kanäle. Online-Hassrede führt dazu, dass «Opfer» sich zurückziehen (Silencing) und das «unbeteiligte» Publikum allgemein feindseliger wird (Stahel 2020).

Warum? Nach der vergleichsweise harmlosen Szene beim Abendessen denke ich: aus Angst vor der Vertreibung aus dem Paradies, in dem Rassismus auch nach dem Juni 2020 das Problem der Anderen ist.

Letzte Szene: Unlängst beim Raclette-Essen bei Freunden. Wir haben einander lange nicht gesehen. Ich erwähne meine nicht mehr so neue Stelle bei der FRB. «Was machst du denn da eigentlich? Bringt ihr den Leuten bei, nicht mehr «N...» zu sagen?» Heute, also mitten in der grössten Rassismusdebatte, die die Schweiz seit Jahren führt, dürfte sich die Szene ähnlich wiederholen, nur dass man mich fragen würde, ob wir jetzt den «M-Kopf» verbieten wollen.

Anerkennung von Rassismus als gesellschaftliches Problem

Nein, die FRB ist keine Zensurbehörde. Trotzdem ist der Gebrauch rassistischer Begriffe nicht in Ordnung. Er widerspricht dem, wofür die Fachstelle steht: Für die (staatliche) Anerkennung von Rassismus als gesellschaftliches Problem. Für die Anerkennung der Tatsache, dass wir nicht im Paradies leben. Die Fachstelle nutzt die von der Politik zur Verfügung gestellten Instrumente, um Rassismus und Diskriminierung zu bekämpfen: Sie vergibt Finanzhilfen für Projekte gegen Rassismus; beobachtet Rassismus und rassistische Diskriminierung in der Schweiz, erstattet national und international Bericht dazu und schafft so die Grundlagen, um Rassismus fundiert zum Thema zu machen und möglichst zielgerichtete Massnahmen zu entwickeln; sie

ist aktiv, damit Menschen in Diskriminierungsfällen zu ihrem Recht kommen.

Etwa wenn eine Person, die meine Freunde mit dem N-Wort beschreiben, den Job bei ihnen im Betrieb nicht bekommt. Oder der Arbeitskollegin wegen ihres albanischen Namens die Wohnung in der Nachbarschaft verweigert wird (Auer et al. 2018). Diese Diskriminierungen dürfte es doch eigentlich nicht geben im Paradies.

Dieses Paradies ist ein exklusiver Garten Eden, der Zutritt strikt geregelt in historisch gewachsenen und eingeübten sozialen Strukturen. Die Proteste und die hofentlich nachhaltig und vielstimmig anhaltende Debatte, ausgelöst durch den Tod von George Floyd, stimmen mich zuversichtlich, dass wir endlich an dem Punkt angekommen sind, an dem es nicht mehr darum geht, ob Rassismus anerkannt wird, sondern wie.

Auer, Daniel, Julie Lacroix, Didier Ruedin, Eva Zschirnt, 2019, Ethnische Diskriminierung auf dem Schweizer Wohnungsmarkt. Grenchen: Bundesamt für Wohnungswesen (Hg.).

Eddo-Lodge, Reni, 2018, Why I'm no longer talking to white people about race. London: Bloomsbury Academic.

Hasters, Alice, 2019, Was weisse Menschen nicht über Rassismus hören wollen. München: Hanser.

Ogette, Tupoka, 2017, exit RACISM. Rassismuskritisch denken lernen. Münster: UNRAST.

Plümecke, Tino, Claudia S. Wilopo, 2019, Die Kontrolle der Anderen. Intersektionalität rassistischer Polizeipraktiken. In: Wa Baile, Mohamed, Serena O. Dankwa et al. (Hg.). Racial Profiling. Struktureller Rassismus und antirassistischer Widerstand. Bielefeld: transcript, 139-154.

Stahel, Lea, 2020, Status quo und Massnahmen zu rassistischer Hassrede im Internet: Übersicht und Empfehlungen. Bern: Fachstelle für Rassismusbekämpfung.

Terkessidis, Mark 2010, Interkultur. Berlin: Suhrkamp.

Wa Baile, Mohamed, Serena O. Dankwa, Tarek Naguib, Patricia Purtschert, Sarah Schilliger 2019, Eine Einleitung. In: ebd. (Hg.), Racial Profiling. Struktureller Rassismus und antirassistischer Widerstand. Bielefeld: transcript, 9-37.

La cacciata dal paradiso ...

La frase detta a cena, il controllo d'identità sul treno o il dibattito televisivo: il razzismo fa parte della vita quotidiana ... ma anche il diritto di guardare fuori dal finestrino del treno o di spegnere la TV per evitare di dover fare i conti con forme di discriminazione.

«Happyland» fa riferimento alla condizione in cui il razzismo è sempre un problema degli altri. La scarsa attenzione dedicata a questo problema è risultata evidente nel dibattito scatenato dalla morte di George Floyd: in Svizzera le reazioni alle proteste sono state caratterizzate da sorpresa, ignoranza, da una crescente insicurezza e, su Internet, da aggressività. Si tratta forse della paura di essere cacciati dal presunto paradiso?

In tempi di crisi tornano di moda la solidarietà e la coesione sociale, ma queste parole rimangono vuote se non contemplanò il riconoscimento del razzismo come problema sociale. Nei trasporti pubblici, nella vita di quartiere, nel mondo del lavoro o sul mercato degli alloggi: tutti contribuiamo a plasmare la nostra convivenza. L'estate del 2020, segnata dal movimento del «Black Lives Matter», può rappresentare il primo passo verso un cambiamento duraturo nella direzione giusta.

MARIANNE HELFER

ist stellvertretende Leiterin der Fachstelle für Rassismusbekämpfung FRB.



Tirocinio concluso con successo, Ente Ospedaliero Cantonale, Bellinzona
Foto messa a disposizione dall'Ente Ospedaliero Cantonale, Bellinzona, Servizio di Comunicazione

Vers une société construite par l'ensemble de ses membres.

Élodie Morand

Qui est la Suisse d'aujourd'hui, et surtout : qui en décide ? À quoi devra ressembler la Suisse de demain pour qu'elle reflète la diversité de sa population ? Pour la légitimité du système démocratique, il est indispensable que la population dans son ensemble soit impliquée dans la définition et la co-construction de la société. Le Programme « Citoyenneté – échanger, créer, décider » promeut des processus qui contribuent à ce que cette participation que de plus en plus de milieux appellent de leurs vœux devienne une réalité.

La participation politique fait partie de l'ADN de la Suisse. Plusieurs fois par année, la population disposant des droits politiques est appelée à se prononcer sur des thématiques qui auront un impact sur son quotidien. Le système démocratique repose sur le fait qu'il est soutenu et vécu par la population. Mais qui est effectivement invité à décider de l'avenir de la société ?

Les droits politiques sont longtemps restés l'apanage des hommes de nationalité suisse. L'étape la plus marquante vers plus de démocratie fut probablement l'accession des femmes aux droits politiques qui, faut-il le rappeler, n'eut lieu qu'en 1971.

Une préoccupation majeure

Depuis les années 1970, la situation a heureusement évolué, et la participation est devenue au fil du temps une préoccupation majeure. Reflets de ce rôle essentiel que revêt la participation dans le système helvétique, de nombreuses initiatives existent pour encourager les groupes traditionnellement moins représentés dans les prises de décisions à s'impliquer dans les processus démocratiques. Après l'intégration politique des femmes, un effort tout particulier est fourni pour inciter les jeunes gens à s'investir dans les processus décisionnels. Plusieurs cantons et communes ont entamé une réflexion sur l'octroi de certains droits politiques dès l'âge de 16 ans. Au niveau de l'enseignement obligatoire, l'éducation civique a gagné en importance. En parallèle, différents projets de la société civile œuvrent

dans la même direction. La Session fédérale des jeunes permet aux 14 à 21 ans d'investir le Parlement fédéral, de faire entendre leurs revendications et de choisir celles qui seront ensuite transmises au Conseil national. Les parlements des jeunes leur permettent de participer aux prises de décisions et de mener des projets au niveau local. Le projet « Joue la politique » invite des classes à se rendre dans la ville fédérale pour vivre en direct la politique nationale. Quoi de plus légitime que d'inviter les jeunes générations à prendre part à l'élaboration de la société dans laquelle ils vivent et évolueront ?

Des lacunes à combler

Qu'en est-il des 25 pourcent de personnes vivant en Suisse sans en avoir la nationalité ? Exclues des droits politiques, elles sont de fait rarement invitées à s'investir dans la définition des contextes sociaux dans lesquels elles évoluent. Certes, des mesures sont mises en place pour encourager leur participation à la vie sociale, culturelle et économique du pays. Mais la vie politique est le plus souvent réservées aux nationaux. Ainsi, la population étrangère, qui contribue pourtant largement à la prospérité de la société n'a, du moins au niveau fédéral, aucun droit à décider des directions à prendre pour l'avenir.

Depuis longtemps, des voix s'élèvent contre cette injustice. En 1970 déjà, lors de la première séance plénière de la Commission fédérale pour le problème des étrangers – devenue depuis la Commission fédérale des

migrations, cette revendication fut à l'ordre du jour. À cette occasion, une demande fut formulée pour que la Commission soit ouverte aux personnes sans passeport suisse. En effet, quoi de plus légitime que de faire participer aux discussions les personnes concernées au premier plan par les questions d'immigration en Suisse ? Or, il fallut attendre plus de 10 ans pour que cette requête soit entendue.

Des portes s'entrouvrent

Des milieux divers s'expriment depuis lors pour réclamer que l'ensemble de la population soit réellement impliqué dans les processus décisionnels. Ces 25 dernières années, le Conseil fédéral et le Parlement ont été amenés à plusieurs reprises à se positionner sur cette question. Citons par exemples les pétitions en ce sens soumises en 1996 et 2000 par la Session des jeunes ou le postulat déposé en 2000 invitant à étudier l'introduction du droit de vote au niveau fédéral pour les ressortissants étrangers résidant en Suisse depuis 10 ans au moins. Plus récemment, le think-tank d'inspiration libérale Avenir Suisse a publié une étude plaidant en faveur de l'accès des étrangers à la participation politique au niveau local. Pour Avenir Suisse, la population étrangère doit pouvoir s'impliquer dans les institutions du pays et prendre part aux processus de codécision. En ce sens, la possibilité pour la population étrangère d'obtenir l'ensemble des droits politiques ainsi qu'un accès fortement facilité à la naturalisation pourraient largement contribuer à la cohésion sociale.

Mais lorsqu'il s'agit de concrétiser, force est de constater qu'on ne peut compter que sur la bonne volonté des quelques cantons conscients de la nécessité d'associer le plus grand nombre aux prises de décisions. Au niveau fédéral, la porte de la participation politique reste close à la population étrangère.

Comment expliquer que, alors que la question de la participation – politique ou non – a tant gagné en importance, celle de la population étrangère soit reléguée au second plan ? Cela tiendrait-il à la politique en vigueur ? Certes, le modèle helvétique de gestion de la population étrangère a évolué. N'est-on pas passé du concept d'assimilation à celui d'intégration ? Effectivement, depuis 2008, « l'intégration des étrangers vise à favoriser la coexistence des populations suisse et étrangère sur la base des valeurs constitutionnelles ainsi que le respect et la tolérance mutuels. » La loi sur les étrangers et l'intégration donne notamment pour tâche à la Confédération, aux cantons, aux communes et à la société civile de créer les conditions propices à l'égalité des chances et à la participation à la vie publique.

Mais qu'en est-il dans les faits ? Bien souvent, la participation aux prises de décisions n'est pas considérée comme partie intégrante du processus d'intégration, mais plutôt comme le couronnement d'une intégration réussie.

Vers un changement de perspective

La Commission fédérale des migrations CFM est d'avis que les étrangers qui sont établis en Suisse devraient être reconnus comme citoyens, c'est-à-dire comme des membres à part entière de la communauté. En tant que tels, ils devraient bénéficier des droits politiques et pouvoir s'exprimer sur l'organisation de la société qu'ils contribuent à faire prospérer. Il en va de la légitimité de la démocratie. La CFM considère qu'il est nécessaire d'agir et plaide pour un changement de perspective : tous les habitants du pays – quelle que soit leur nationalité – doivent être considérés en tant que citoyens et traités comme tels. Cette reconnaissance est indispensable pour pouvoir agir en tant que citoyen, c'est-à-dire s'engager activement dans l'organisation de la société.

Pour amorcer ce changement de perspective, il s'agit d'ouvrir des voies de participation aux prises de décisions. La voie des urnes est close ? Qu'importe. La citoyenneté ne se résume pas aux droits de vote et d'éligibilité. La citoyenneté se réfère à la participation politique en tant qu'engagement dans la co-construction de la société et de ses structures. Et cet engagement peut prendre place dans une multitude de contextes.

Le Programme « Citoyenneté – échanger, créer, décider »

Pour permettre la participation politique d'une population aussi large que possible, la CFM a lancé en 2008 le Programme « Citoyenneté – échanger, créer, décider ». Ce programme agit sur plusieurs fronts. Il fait office de laboratoire, en soutenant des projets explorant de nouvelles voies de participation ouvertes à l'ensemble de la population. Les possibilités de prendre part à la co-construction de la société sont nombreuses. Par exemple, la ville de Moutier a décidé d'inviter l'ensemble de sa population à prendre part à la réfection d'une place publique. Mais encore faut-il que ces processus impliquant la population soient durables, c'est pourquoi cette expérience doit servir à élaborer un concept de participation qui puisse être appliqué aux projets futurs de la commune. Les projets soutenus développent aussi de nouvelles possibilités pour l'ensemble des habitants d'être acteurs des décisions qui les concernent. Ainsi, la ville de Nidau va définir son

concept d'intégration en étroite collaboration avec ses habitants, qui auront la possibilité de donner leur avis, de proposer des mesures et d'ainsi construire la politique communale.

Mais le Programme « Citoyenneté » ne se résume pas aux projets qu'il soutient. L'objectif des projets soutenus est de permettre à l'ensemble de la population de s'impliquer dans de processus de concertation, de co-construction et de codécision. Mais pour que ces processus aient des effets durables sur les individus et la société, il est indispensable que tous les acteurs travaillent ensemble et mettent leurs ressources en commun. C'est pourquoi la CFM invite chaque année les responsables de projets à se réunir pour partager leurs expériences, approfondir des thématiques qui concernent leur pratique et rencontrer des partenaires susceptibles de les soutenir dans leur action.

Le Programme « Citoyenneté – échanger, créer, décider » entend transmettre un message: la citoyenneté n'est pas l'intégration des étrangers dans le système politique suisse, mais l'intégration politique de l'ensemble de la société. Parce qu'une société qui se veut le reflet des personnes qui la composent et dans laquelle l'égalité des chances est une réalité doit absolument être construite conjointement par l'ensemble de ses membres.

Adler, Tibère, Hugo Moret et Nicole Pomezny, 2015, Pour la participation politique des étrangers au niveau local, www.avenir-suisse.ch

Morand, Élodie, 2015, Citoyenneté – Au cœur de la question. Berne : Commission fédérale des migrations CFM.

Panorama des droits politiques accordés aux étrangers en Suisse disponible sur www.ekm.admin.ch

Für eine Gesellschaft, die alle in Entscheidungsprozesse einbezieht

Die Legitimität eines demokratischen Systems beruht auf dem Einbezug aller Teile der Bevölkerung in Entscheidungsprozesse. Lange war die Ausübung politischer Rechte Schweizer Männern vorbehalten. Seit den 1970er Jahren gab es eine Weiterentwicklung, die die politische Beteiligung weiterer Gruppen, etwa von jungen Menschen vorsah. Allerdings bestehen nach wie vor Lücken. Personen ohne Schweizer Pass, die schon länger anwesend sind und sogar hier geboren wurden und zum Wohlstand des Landes beitragen, werden selten eingeladen, sich zu Fragen zu äussern, die auch deren Zukunft betreffen.

Die EKM ist der Ansicht, dass in der Schweiz niedergelassene Ausländerinnen und Ausländer als Citoyens betrachtet werden sollten. Sie sollten ebenfalls politische Rechte ausüben und sich in die Gestaltung der Zukunft des Landes einbringen können. Um einen diesbezüglichen Perspektivenwechsel einzuleiten, hat die Kommission deshalb 2008 das Programm «Citoyenneté – mitreden, mitgestalten, mitentscheiden» lanciert. Im Rahmen dieses Programms werden Projekte unterstützt, die neue Formen der Partizipation erproben, die allen Bevölkerungsgruppen offenstehen. Denn: Eine Gesellschaft, die Chancengleichheit postuliert, sollte auch die Gesamtheit der Wohnbevölkerung an politischen Prozessen teilhaben lassen.

ÉLODIE MORAND

est collaboratrice scientifique au sein du Secrétariat de la CFM. Elle y est responsable du domaine « Encouragement de l'intégration » et du Programme « Citoyenneté – échanger, créer, décider ».



Erfolgreiche Lernende und Betreuer der Berufs- und Weiterbildung Zofingen, Bildungszentrum (BZZ), Maschinenbau, Zofingen
Bild: © Alfred Weigel / Zofinger Tagblatt

Kulturelle Teilhabe in der Migrationsgesellschaft Schweiz.

Rohit Jain

In der Schweiz verfügen um die 40 Prozent der Menschen über eine Migrationsgeschichte. Aber wird diese demografische und kulturelle Vielfalt im öffentlichen Selbstbild des Landes genug abgebildet, ja anerkannt? Die sogenannte Doppeladler-Affäre vor zwei Jahren zeigte, dass Mehrfachzugehörigkeiten immer wieder irritieren können. Wie die Demonstrationen zu #BlackLivesMatter aber auch deutlich machten, wächst das Bedürfnis vieler Menschen mit Migrationsgeschichte und of Color, sich öffentlich selbst zu repräsentieren. Wer ist die Schweiz? Wer ist «Wir»? Und wer entscheidet darüber?

Als der schweiz-kosovarische Spieler Xherdan Shaqiri sein Tor zum 2:1 gegen Serbien an der Weltmeisterschaft im Sommer 2018 mit der Geste des «Doppeladlers» feierte, löste dies in der Öffentlichkeit heftige Reaktionen aus – von Unverständnis über Empörung bis Zustimmung. Darf der das? Und: Was bedeutete die Geste in diesem Kontext überhaupt? Zurecht wurde darauf hingewiesen, dass der Doppeladler auf dem Balkan als Symbol mit politischer Sprengkraft gilt. Der Doppeladler wird jedoch – gerade unter Jugendlichen – in der Schweiz auch als subkulturelle Geste verwendet, um Mehrfachzugehörigkeit auszudrücken. Der Spieler selbst lieferte als Erklärung nach, dass er mit der Geste seinen Eltern danken wollte, die seine Karriere zeitlebens unterstützt hatten.

Die sogenannte Doppeladler-Affäre hat allerdings sichtbar gemacht, dass die Schweiz eine Migrationsgesellschaft ist. Denn zeigte die Debatte nicht, dass die Fussballnationalmannschaft selbst eine Schweiz der Migration und Mehrfachzugehörigkeit abbildet? Gleichzeitig machte die heftige öffentliche Reaktion auch deutlich, dass die Öffentlichkeit sich noch schwertut, diese Realität anzuerkennen. Wer ist die Schweiz? Wer ist «Wir»? Und: Wer entscheidet darüber?

Zu ihrem 50-Jahr-Jubiläum hat die Eidgenössische Migrationskommission EKM das Programm «Neues Wir – Kultur, Teilhabe, Migration» lanciert, um diese Fragen aufs Tapet zu bringen und öffentlich zu verhandeln. Das Programm fördert dazu von 2020 bis 2023 modellhafte

Teilhabeprojekte, die Bilder, Geschichten, Stimmen und Räume erfahrbar machen, in denen sich die vielstimmige Schweiz tagtäglich manifestiert – mit allen Chancen und Herausforderungen. Damit sollen die kulturelle Teilhabe, die soziale Kohäsion und ein vielstimmiges Wir-Gefühl in der Migrationsgesellschaft Schweiz gestärkt werden.

Anerkennung jenseits von Assimilation und Multikulti

Die Schweiz ist eine Migrationsgesellschaft. Das heisst, dass Migration den Wohlstand, die Geschichte und die lebendige, kulturelle Entwicklung des Landes seit Jahrhunderten prägt und dies weiterhin tut. Dabei bieten weder Assimilation in eine fiktive Schweizer Kultur noch ein multikulturelles Laissez-Faire eine realistische Perspektive. Eine demokratische Gesellschaft muss stattdessen Fragen nach ihren Selbstbildern, Leiterzählungen, die den Zugang zu Rechten und zu Ressourcen begründen, in der gesamten Bevölkerung laufend zur Diskussion stellen. Politische und mediale Debatten zu Migration und Vielfalt sind jedoch nur zu oft polarisiert. Sie vereinfachen die komplexen Herausforderungen mit stereotypen, ethnisch aufgeladenen Schablonen im Sinne von «Wir und die Anderen», wie etwa durch Bezüge zu Folklore, zu Rassismus oder zu Exotik.

Dies ist gesellschafts- und integrationspolitisch problematisch: Gut 40 Prozent der Schweizer Bevölkerung verfügen über einen Migrationshintergrund. Bei den

15- bis 34-Jährigen beträgt dieser Anteil über 50 Prozent. Ihre Stimmen, ihre Erfahrungen und ihre Wirklichkeiten sind in den Medien, in der Kultur und in der Öffentlichkeit jedoch oft unterrepräsentiert. Es wird also öfter «über» Menschen mit Migrationshintergrund geschrieben, berichtet und erzählt – insbesondere als Problem – als «mit» oder «von» ihnen. Ausschlusserfahrungen, fehlende Anerkennung und fehlende Vorbilder können das Gefühl der Zugehörigkeit erschweren sowie die gesellschaftliche Teilhabe und die Integrationsbemühungen vereiteln – sei dies in der Ausbildung, bei der Arbeit, bei der politischen Partizipation. Warum, so denken viele, sollte ich mein Bestes geben und Teil dieser Gesellschaft werden, wenn dies nicht erwünscht ist? Umgekehrt wiederum ist Vielfalt für viele Menschen in der Schweizer Aufnahmegesellschaft – gerade in ländlichen Regionen – mit Verunsicherung, Ängsten und Traditionsverlust verbunden. Dies kann zur Abschottung von den als «anders» wahrgenommenen Mitbürgerinnen und Mitbürgern führen.

Um Polarisierung und Ausschluss mittelfristig zu reduzieren und den sozialen Zusammenhalt in der Migrationsgesellschaft Schweiz zu stärken, ist ein vielstimmiges Wir-Gefühl erforderlich, das möglichst vielen Menschen gesellschaftliche Anerkennung und Zugehörigkeit verspricht. Die Schweiz ist eine föderalistische und mehrsprachige Willensnation. In ihrer Vergangenheit schaffte sie es, politische, religiöse und sprachliche Minderheiten einzu beziehen und die nationalen Identitäten, Leitgeschichten und -bilder entsprechend anzupassen. Das war zweifellos nie ein einfacher Prozess. Er ist immer auch mit Auseinandersetzung verbunden und stellt den Status Quo und Privilegien in Frage. Diese demokratische Tradition gilt es, in der heutigen Migrationsgesellschaft weiterzuführen.

Kulturelle Teilhabe in der Migrationsgesellschaft Schweiz

Das Programm «Neues Wir» hat zum Ziel, partizipative Projekte zu fördern, die Bilder, Geschichten, Mehrfachzugehörigkeiten und Räume erfahrbar machen, in denen sich die vielstimmige Schweiz tagtäglich manifestiert. «Kultur» bezieht sich in diesem Programm nicht auf Hochkultur im Sinne eines etablierten Kanons oder auf professionelles Kulturschaffen. Stattdessen wird «Kultur in einem weiten Sinne» als gesamtgesellschaftliches Verhandeln von Bedeutungen, Normen und Identitäten zwischen unterschiedlichen Akteuren verstanden.

Alle Menschen in der Schweiz, so die Grundannahme des Programms, sind Alltagsexpertinnen und Alltagsexperten für eine von Migration geprägte Gesellschaft

– ob sie nun selbst über einen Migrationshintergrund verfügen oder nicht. Denn im Alltag, auf den Pausenhöfen, in den Supermärkten, bei der Arbeit, in den Medien und in der Familie sind alle mit den Potenzialen und Herausforderungen von Migration und Vielfalt konfrontiert – in belebten Stadtquartieren ebenso wie in ländlichen Gewerbezentren oder in Bergdörfern. Dabei sind in der gelebten Realität die Grenzziehungen von «Wir und die Anderen» meist vielschichtiger, als polarisierende öffentliche Debatten den Anschein machen.

Die Theaterschaffende Sibylle Heiniger, die im fachlichen Beirat «Neues Wir» einsitzt, hat etwa mit ihrem Team das Projekt «Time for Change» in Bern umgesetzt. Über zwei Jahre luden sie mit vier Aufrufen Menschen aus unterschiedlichen Bevölkerungsgruppen dazu ein, an einem halbjährigen Projekt zu gesellschaftlichem Wandel mitzumachen. In regelmässigen Workshops haben sich die Teilnehmenden kennengelernt und schliesslich ein eigenes Theaterstück entwickelt und von A bis Z umgesetzt. Die Dokumentation des Projektes auf Social Media machte die Auseinandersetzungen um ein gutes Zusammenleben öffentlich sichtbar. Die entstandenen Netzwerke wirken bis heute weiter, etwa im Projekt «Time to Move» zu Diversität im öffentlichen Verkehr.

In diesem Sinne sollen auch geförderte Projekte im Programm «Neues Wir» professionelle Prozesse initiieren, in denen Menschen gesellschaftliche Bilder, Geschichten und Visionen gemeinsam reflektieren und gestalten. Dadurch stossen sie Debatten zu Migration und Vielfalt in der Schweiz an und entwickeln daraus neue Blickwinkel auf das Zusammenleben in lokalen, regionalen oder nationalen Öffentlichkeiten. Dieses Ziel erfordert Ansätze, die über eine rein interkulturelle Begegnung hinausgehen. Denn Begegnung führt nicht automatisch zum Abbau von Vorurteilen und zu höherer Akzeptanz von Minderheiten. Ohne entsprechende Methodik kann die Wirkung von Projekten schnell verpuffen oder sie verstärken sogar Stereotype und Bevormundung. Stattdessen müssen nachhaltige, partizipative Ansätze darauf fokussieren, hierarchische Beziehungen von «Wir und die Anderen» zu reflektieren und daraus Beziehungen «auf Augenhöhe» zu entwickeln. Sie befähigen damit nachhaltig alle Beteiligten, ihre Erfahrungen und gesellschaftlichen Positionen zu reflektieren, öffentlich auszudrücken und dadurch die Gesellschaft aktiv mitzugestalten. Dies erfordert, dass alltägliche und fachliche Expertinnen und Experten gemäss geeigneten Methoden zusammenarbeiten, um in einem kollektiven Prozess wenig bekannte Wirklichkeiten öffentlich sichtbar zu machen und zu verhandeln. Das heisst auch, dass die Entscheidungsmacht über Inhalte und Prozesse in einem Projekt gemeinsam in geteilter Autorenschaft erarbeitet werden.

So ist etwa aus einem Mentoring-Programm für Migrantinnen, das der feministische Friedensdienst cfd mit Unterstützung der EKM umgesetzt hat, ein Film über die Chancen und Grenzen der politischen Partizipation von Migrantinnen entstanden. Der Film ging auf Tour und wurde schliesslich sogar für den Berner Filmpreis nominiert. Das Projekt erlaubte den Beteiligten, ihre künstlerischen, fachlichen und sozialen Kompetenzen einzubringen und ihr Wissen über die Hürden politischer Partizipation in der Schweiz darzustellen. Die partizipativen Entscheidungsprozesse ermächtigten die involvierten Frauen, die Gesellschaft trotz Hürden weiterhin in eigenen Projekten aktiv mitzugestalten.

Fazit: kultureller Wandel, Nachhaltigkeit & institutionelle Öffnung

Im Umgang mit den Herausforderungen, die Migration und Globalisierung mit sich bringen, nähern sich die Bestrebungen der Kulturpolitik und der Integrationspolitik zunehmend an. Seit der Kulturbotschaft von 2016 ist kulturelle Teilhabe eine Handlungsachse der Eidgenössischen Kulturpolitik. Sie soll den Zugang zu Kultur sowie eine aktive kulturelle Betätigung für alle Bevölkerungsschichten ermöglichen. Gleichzeitig erlaubt die kulturelle Teilhabe aus integrationspolitischer Sicht, die Anerkennung und Zugehörigkeit in der Migrationsbevölkerung zu steigern.

Vor diesem Hintergrund ist die EKM bestrebt, das Programm zu nutzen, um mit Partnern aus Kultur- und Integrationspolitik, wie etwa dem Bundesamt für Kultur, der Schweizer Kulturstiftung Pro Helvetia und dem Staatssekretariat für Migration, aber auch mit Kantonen, Städten und Stiftungen eine nachhaltige Abstimmung der Förderpraxis zwischen Integrations- und Kulturpolitik weiter voranzutreiben. Wie schon eine Umfrage der EKM unter kantonalen Integrationsdelegierten in der Vorbereitung zeigte, fallen Projekte der kulturellen Teilhabe an der Schnittstelle zwischen Kultur und Integration immer wieder «zwischen Stuhl und Bank». Eine weitere Massnahme zur nachhaltigen Wirkung des Programms besteht im regelmässigen Erfahrungsaustausch und Kompetenzaufbau der Projektträgerschaften. Dies soll einen Impuls geben, damit sich über die Laufzeit von vier Jahren ein Feld der kulturellen Teilhabe etablieren kann, in dem kulturelle Ressourcen, professionelle Netzwerke und institutionelle Standards auf der Basis eines «Neuen Wirs» nachhaltig gestärkt werden.

ROHIT JAIN

ist wissenschaftlicher Mitarbeiter im Sekretariat der EKM und Verantwortlicher des Programms «Neues Wir».

Participation culturelle dans la société de migration suisse

Quelque 40 pourcent des personnes vivant en Suisse sont issues de la migration. Mais cette diversité démographique et culturelle se reflète-t-elle suffisamment dans l'image que le pays a de lui-même, cette diversité est-elle reconnue ? L'histoire de l'aigle bicéphale, lors de la Coupe du monde de football 2018, montre que les appartenances multiples peuvent toujours provoquer des tensions. Comme les manifestations au nom de #BlackLivesMatter l'ont également mis en évidence, pour de nombreuses personnes issues de la migration et les personnes de couleur, le besoin de se représenter elles-mêmes publiquement va en grandissant. Qui est la Suisse ? Qui est « Nous » ? Et qui en décide ?

Pour son 50^e anniversaire, la CFM lance le programme d'encouragement « Nouveau Nous – culture, migration, participation ». Il promeut des projets de participation qui remettent en question les images, histoires et espaces dominants du « nous et les autres » et développent des alternatives. Cela doit permettre de mettre en lumière la diversité vécue dans les villes, les agglomérations et à la campagne – avec tous les défis et les opportunités –, mais aussi les perspectives peu connues de la société de migration. Le programme vise à renforcer durablement la participation culturelle, la cohésion sociale et le sentiment d'un « Nous » pluriel dans la société migratoire suisse.



Erfolgreiche Teilnehmer des «Courage Your Way»-Programms, SSTH, Passugg
Bild z.V.g. EHL Swiss School of Tourism and Hospitality

Vielfalt: K/eine Kunst.

Ivana Pilić

Es ist keine Kunst, Vielfalt zu schaffen. Immerhin bestimmen Diversität, Inter- und Transkultur übergreifende Diskurse unser aktuelles Zusammenleben. Und es ist unausweichlich, da der Umgang mit Migration zu einem der wichtigsten und am meisten umkämpften Themen unserer Gesellschaft avanciert ist. Wie aber kann in einem solchen Kontext ein inklusives «Wir» geschaffen werden?

Die gesellschaftlichen Transformationsprozesse lösen zunehmend gesellschaftliche Auseinandersetzungen aus. Dabei sind zwei entgegengesetzte Kräfte am Wirken: eine Politik der Abschottung, die zurückkehren will zu den vermeintlich reinen Ursprüngen von Kultur und Gemeinschaft und damit verbunden eine bestimmte und stark ausgrenzende Vorstellung davon, wer «Wir» ist. Dieser Auffassung steht die Anerkennung heterogener Gesellschaften entgegen – und damit die Suche nach einer dynamischen und inklusiven Praxis eines «Wir».

Migrationsbedingte Diversität ist in europäischen Städten eine – nicht anerkannte – Realität. Diese Nicht-Anerkennung führt unter anderem dazu, dass Migrantinnen und Migranten nicht als Teil der Gesellschaft, des «Wir», wahrgenommen werden. Vielmehr werden sie als «fremde» Bevölkerungsgruppen betrachtet. Das betrifft, wie wir wissen, nicht nur Neuzugezogene, sondern weiterhin auch Menschen, die in der sogenannten zweiten oder dritten Generation geboren sind und sich immer noch nicht als vollständigen Teil der Gesellschaft verstehen dürfen.

Reproduktion von Ausschluss

Der Kulturbetrieb verstärkt und reproduziert diese Ausschlüsse: Migrantinnen und Migranten sowie Menschen mit einem «speziellen» Hintergrund werden als fremde Bevölkerungsgruppen betrachtet. Diese Prozesse führen auch dazu, dass künstlerische Produktionen, die als «interkulturell» bezeichnet werden und Themen rund um Identität oder Migration ansprechen, nicht als Teil des regulären Kulturbetriebs wahrgenommen werden (Sharifi 2019). Es ist ausreichend geklärt, dass der Kulturbetrieb die Heterogenität der Bevölkerung wenig

wahrnimmt und berücksichtigt (u.a. Bayer/Terkessides 2016). Sogar in soziokulturellen Institutionen oder in der sogenannten Freien Szene, in denen der politische Anspruch ein fortschrittlicher und aufgeschlossenerer war und ist, bleibt der Einsatz oft auf rhetorischer Ebene stehen, da kaum diskriminierungskritische Konzepte umgesetzt werden. Dies betrifft alle Ebenen im Kulturbetrieb: Die Kulturinstitutionen bilden von den Inhalten zu den beteiligten Künstlerinnen und den Mitarbeitern bis hin zu den Produktionsformen weitestgehend nur einen kleinen Teil der Bevölkerung ab.

Aus meiner Sicht als Kulturschaffende drängt sich immer mehr die Frage auf, warum in Zeiten zunehmender Spaltung der Gesellschaft die Kulturpolitik und Kulturinstitutionen nicht verstärkt auf diese Transformationsprozesse reagieren. Eine gesellschaftliche Auseinandersetzung, die sich primär entlang von kulturellen Fragen abspielt (Genderfragen, Grenzen dicht vs. Refugee welcome, etc.), kann nicht nur auf Ebene sozialer Verbesserungen (auch wenn diese zentral und erwünscht sind) entschärft werden. Kulturpolitik kann hier einen wichtigen Beitrag leisten, um die politische Kultur zu verändern. Kunst und Kultur sind diskurs- und identitätsstiftend – individuell, aber auch, wie sie Gemeinschaft konstituieren und stärken. Hier werden Bilder über die Gesellschaft erzeugt und Zugehörigkeiten verhandelt, also wer zu dem «Wir» gehört.

Mitgestaltung im Kulturbetrieb

Zahlreiche Vorreiterinnen haben Strategien entwickelt, um Teilnahme und Mitgestaltung im Kulturbetrieb für marginalisierte Gruppen einzufordern, um Fragen nach Leiterzählungen und Zugehörigkeiten in neuen Zusammensetzungen zu verhandeln. Bereits in den 1980er

Jahren, spätestens jedoch in den 1990er Jahren beanspruchten Migrantinnen und Migranten als Kunstschaffende ein autonomes Sprechen mit dem Ziel, die Gesellschaft aus der Perspektive der Migration in den Blick zu nehmen. Spätestens mit dem Wechsel von Shermin Langhoff vom freien Theater *Ballhaus Naunynstraße* zum Staatstheater *Maxim Gorki* in Berlin 2013 gelang ein wesentlicher Schritt Richtung Anerkennung im hochsubventionierten Kulturbetrieb. Das Potential von Kulturproduktion in einer vielfältigen Gesellschaft wurde damit zunehmend (an)erkannt. Auch in der Schweiz ist in diesem Bereich einiges in Bewegung. Als Beispiel sei die künstlerische Intervention «Die ganze Welt in Zürich» genannt, die unter der Leitung von Katharina Morawek in der *Shedhalle Zürich* mit vielen Akteurinnen konzipiert und umgesetzt wurde, um die politische Machbarkeit einer Stadtbürgerschaft für alteingesessene und neuzugezogene Zürcherinnen und Zürcher auszuloten. Auch wurde *INES – Institut Neue Schweiz* gegründet, ein postmigrantischer Think and Act Tank, der sich für Demokratisierung in der Schweizer Einwanderungsgesellschaft einsetzt.

Schaffung transkultureller Räume

Als Kulturschaffende und Kulturwissenschaftlerin arbeite ich an Fragen, die sich mit Machtverhältnissen und der Forderung nach gleichberechtigter Teilhabe an Kunst und Kultur beschäftigen. So war ich u.a. viele Jahre im transkulturellen Kunstort *Brunnenpassage* in Wien tätig. Diese Institution hat es sich zum Ziel gesetzt, ein Ort für alle Wienerinnen und Wiener zu sein, unabhängig von ihrer Herkunft. Die *Brunnenpassage* ist ein Raum, in dem mit der Unterschiedlichkeit von Menschen gearbeitet und diese Pluralität zum Ausgangspunkt für das künstlerische Schaffen wird. In einer

solidarischen künstlerischen Praxis werden all jene angesprochen, die aufgrund unterschiedlicher Ausschlüsse nicht zur Mehrheitsgesellschaft gezählt werden. Da Ausschlüsse zusammenwirken, sind etwa Menschen, die ökonomisch benachteiligt sind und Rassismuserfahrung persönlich erleben, im Kulturbetrieb eine besonders unterrepräsentierte Gruppe.

Der Fokus der *Brunnenpassage* liegt auf partizipativen und niederschweligen Formaten, um konzeptuell einen ersten Moment von Teilhabemöglichkeit im Kulturbetrieb zu gewährleisten. Dies ist ein erster Schritt, um Ausschluss zu überwinden. Aus diesem Grund steht bei jeder künstlerischen Produktion, die lokale Anbindung und das In-Kontakt-Treten mit dem unmittelbaren Umfeld im Vordergrund: eine herausfordernde Aufgabe, die täglich Beziehungsarbeit in der Umsetzung abverlangt. Dies beinhaltet, eine Vielfalt an Positionen, Meinungen oder Handlungen zu bewältigen. Unmittelbares Wirken vor Ort erfordert, sich auf unterschiedliche Menschen einzulassen. Dies bedeutet wiederum, die Grenzen des eigenen Umfelds zu verlassen, eventuell auch an die eigenen Grenzen zu stoßen. Damit wird auch die Begrenztheit eigener und fremder Positionen erlebbar gemacht. Solche Überlegungen können ein erster Schritt dafür sein, um über ein neues «Wir» nachzudenken. Dies ist ein fruchtbarer Weg, die eigene Begrenztheit anzuerkennen und sich einer kritischen Selbstbefragung zu unterziehen – als Mensch, als Kulturschaffende, als Institution oder als Fördergebende.

Öffnung von Institutionen

Konzepte zur Öffnung von Kultureinrichtungen sind notwendig, um die gebremste Teilhabe von weiten Teilen der Bevölkerung zu überwinden. Eine substanzielle

Neuorientierung von Kulturinstitutionen würde bedeuten, institutionskritisch die eigenen Ausschlussmechanismen, Privilegien und Hierarchien zu reflektieren. So würde es möglich, auf Wissen zurückzugreifen und von jenen zu lernen, die von Zugangsbarrieren, Diskriminierung oder Objektivierung betroffen sind und die bisher im Kunst- und Kulturbetrieb nicht oder nur prekär anwesend waren (Aikins/Gyamerah 2016). Um Diversität als nachhaltiges Konzept umzusetzen und damit ein neues «Wir» zu ermöglichen, ist es unabdingbar, die Position der Institutionen in Frage zu stellen. Hilfreich erscheinen dabei unter anderem folgende Fragen: Wer sind die Projektträgerinnen? Wer spricht und wird gehört? Wie sind die monetären Mittel verteilt? Wessen Geschichten werden aus welcher Perspektive erzählt? Wie sind die Produktionsbedingungen? Wie werden Menschen mit unterschiedlichen Perspektiven und biografischen Erfahrungen beteiligt? Wird über marginalisierte Positionen gesprochen oder ist Selbstartikulation möglich? Werden marginalisierte Akteure strukturell auf allen Hierarchie-Ebenen eingebunden?

Solche Reflexionen lassen uns erkennen, dass es die Angehörigen der Mehrheitsgesellschaft sind, die einen Rückstand aufzuholen haben. Daher lohnt es sich, das «Wir» substanziell zu hinterfragen und zu erweitern, damit der Zugang für bestimmte Bevölkerungsgruppen nicht weiterhin verschlossen bleibt.

Aikins, Joshua Kwesi; Gyamerah, Daniel, 2016, Expertise: Handlungsoptionen zur Diversifizierung des Berliner Kultursektors. In: Eine Expertise von Citizens For Europe, Berlin. Projekt: Vielfalt entscheidet – Diversity in Leadership. Link: <http://vielfaltentscheidet.de/handlungsoptionen-zur-diversifizierung-des-berliner-kultursektors/?back=101> [Zugriff: 30.3.2019]
 Bayer, Natalie; Terkessides, Mark, 2017, Über das Reparieren hinaus. Eine antirassistische Praxeologie des Kuratierens. In: Bayer, Natalie; Kazeem-Kaminski, Belinda; Sternfeld, Nora (Hrsg.): Kuratieren als antirassistische Praxis. Wien: Edition Angewandte. S. 53-84.
 Sharifi, Azadeh, 2019, Eigene Privilegien reflektieren, Macht distribuieren. In: Zukunftsakademie NRW (Hrsg.): Dossier Partizipative und diskriminierungskritische Kulturpraxis: Strategische Partnerschaften und Allianzen bilden. Link: https://www.landesbuerotanz.de/assets/downloads/ZAK-NRW_Strategische-Partnerschaften.pdf [Zugriff: 22.7.2020]

Réflexions sur un « Nous » rassembleur

Dans les villes européennes, la diversité liée à la migration est une réalité non reconnue. Cette non-reconnaissance mène entre autres à ce que les migrants ne soient pas perçus comme une part de la société, comme faisant partie du « Nous ». Cela ne vaut pas uniquement pour les nouveaux arrivants, mais également pour les personnes nées de la deuxième ou de la troisième génération.

En ce qui concerne le secteur culturel, l'auteure plaide pour une remise en question : selon elle, les concepts d'ouverture des institutions culturelles sont nécessaires pour remédier au fait que de larges pans de la population ne peuvent y avoir part. Cela signifie que les institutions culturelles doivent se réorienter afin de réfléchir de manière critique à leurs propres mécanismes d'exclusion, privilèges et hiérarchies. À ce propos, il faut apprendre de ceux qui sont confrontés aux barrières d'accès et qui, jusqu'à présent, n'ont pas été – ou très peu – présents dans le domaine de l'art et de la culture. Pour qu'il y ait un nouveau « Nous », il est indispensable de se poser les questions suivantes : qui parle et qui est entendu ? Quelles histoires sont racontées et à partir de quel point de vue sont-elles racontées ? Comment les personnes avec des perspectives et des parcours différents sont-elles impliquées ? De telles réflexions nous font prendre conscience que ce sont les membres de la société majoritaire qui doivent combler leur retard.

IVANA PILIĆ

ist wissenschaftliche Mitarbeiterin und Doktorandin am Schwerpunkt Wissenschaft und Kunst der Universität Salzburg und des Mozarteums Salzburg. Davor im Künstlerischen Leitungsteam der Brunnenpassage Wien, einem Labor und Praxisort für transkulturelle und partizipative Kunstpraxis.



Apprentissage réussi, Walliser Kantonalbank/Banque Cantonale du Valais, Sion
© BCVs

Mobilität, Diversität und gesellschaftlicher Wandel.

Sibylle Heiniger

«Time to Move» ist ein Kunstprojekt, welches im öffentlichen Verkehr nach individuellen Geschichten sucht. Die Begegnungen, die entstehen, und die Geschichten, die erzählt werden, sollen wieder der Gemeinschaft zugespielt werden und einen neuen Blick auf die diverse Gesellschaft ermöglichen.

Im Rahmen des vom Hauptstadtkulturfonds der Stadt Bern unterstützten Projekts «Time for Change» wurde 2016/2017 mit rund hundert Menschen unterschiedlicher Herkunft und jeglichen Alters der Frage «Warum gibt es so viel Ungerechtigkeit?» nachgegangen. In 26 Primärsprachen wurde diskutiert, debattiert, verhandelt – sei es verbal, musikalisch, handwerklich, szenisch und mit allen zur Verfügung stehenden Mitteln. Die vielfältigen Sichtweisen auf die Stadt Bern konnten durch den offen geführten Dialog, durch Zuhören und Nachfragen, durch Präzisieren und durch neu entstandene Fragen gefasst und erlebbar gemacht werden. Mit allen Beteiligten entstanden aus dieser Auseinandersetzung verschiedene öffentliche Anlässe, an denen der Prozess der Gruppe für Ausenstehende mit künstlerischen Mitteln sichtbar gemacht wurde. Die Workshops und die Präsentationen machten deutlich, dass es wichtig ist, gemeinsame Erfahrungen zu sammeln und nicht vorgefertigte Konzepte anzubieten. Und dass das erwünschte und gesteckte Ziel, mit einer diversen Gruppe Veränderungsprozesse zu initiieren und partizipativ zu gestalten, Zeit und Offenheit in jeder Phase des Projektes bedingt. Viele Beteiligte wünschten sich eine Fortsetzung und Vertiefung.

Der Vielfalt näher kommen

Im Nachfolgeprojekt «Time to Move», welches 2019 startete, suchten wir nach einer geeigneten Form, einer solidarisch und divers funktionierenden Gesellschaftsstruktur näher zu kommen. In weiteren Überlegungen zu Partizipation und öffentlichem Raum entwickelte sich die Frage, wie eine vielfältige Gesellschaft überhaupt dauerhaft entstehen könnte. Schnell waren wir uns einig über den Untersuchungsort, der öffentliche

Verkehrsbetrieb: Inwiefern sind die öffentlichen Transportmittel mit den täglich zustande kommenden, zeitlich begrenzten Zusammensetzungen von vielfältigen Menschengruppierungen Vorbild für einen gesellschaftlichen Wandel? Alle scheinen gleich, sind in Tram oder Bus Fahrgäste oder Angestellte und folgen den Regeln, die im Transportmittel vorgegeben sind. Aber was bedeutet dieser Ort für die Menschen, für diese Schicksalsgemeinschaft auf Zeit? Warum bewegen sie sich von A nach B? Was bewegt sie sonst in ihrem Leben?

Unterwegs in einem besonderen Raum

Fahrzeuge des öffentlichen Verkehrs sind Orte der Heterotopie (Foucault 1967). Heterotopien sind diejenigen Orte in einer Gesellschaft, die deren Struktur ganz oder zum Teil zu ihrem eigenen internen Ordnungsprinzip machen oder dieses interne Ordnungsprinzip gegen eine angenommene Unordnung in der Gesellschaft wenden. Insofern bilden Heterotopien ein verkleinertes Abbild der Gesellschaft oder ihr Gegenbild. Heterotopien sind, von aussen betrachtet, wirkliche Orte der Vielfalt oder, anders gesagt, tatsächlich realisierte Utopien.

Ein Bus zum Beispiel ist in der Lage, mehrere Räume an einem einzigen Ort zu vereinen. Im Bus gibt es andere Wirklichkeiten als auf den Strassen, auf denen der Bus gerade entlangfährt. Für kurze Zeit treffen sich die unterschiedlichsten Menschen in diesem Raum, der ganz eigene Regeln hat. Wenn also ein Bus oder ein Tram in seiner bestehenden Heterotopie als funktionierender Ort einer zufälligen Vielfalt verstanden werden kann, stellt sich die Frage, welche Bedeutung diese Heterotopie für unser gesellschaftliches Zusammenleben hat. Und welche Pers-

pektiven der Veränderung eröffnet uns die Untersuchung dessen für einen gesellschaftlichen Wandel?

Geschichten im Erzählmobil

Wie können wir ausserdem diese Vielfalt, die sich auf einer Fahrt in Tram oder Bus vereint, erfassen? Wie lassen wir aus der Gemeinschaft einzelne Stimmen zu Wort kommen? Wie geben wir der eher anonymen Masse, die funktional unterwegs ist, ein Gesicht bzw. fokussieren die Individuen? Im September 2019 waren wir an verschiedenen Haltestellen des öffentlichen Verkehrs in der Stadt mit einem Erzählmobil präsent und sammelten Geschichten. Die Geschichten, die wir zusammentragen wollten, sollten zurückwirken auf den Raum, in dem sie entstanden sind und hinauswirken in andere Räume. Mit den Geschichten steigt der Wert eines Ortes, indem ihm die Anonymität genommen wird. Er wird erfahrbar als Schauplatz des menschlichen Lebens. Über dreihundert persönliche, teils sehr bewegende Erlebnisse wurden uns erzählt und schriftlich oder mündlich festgehalten. Zudem luden wir die Erzählenden dazu ein, nebst ihrem Erzählbeitrag ein weiterer Teil des Projektes zu werden, als Teilnehmende an den Workshops, auf der Suche nach einer Form der Sichtbarmachung von möglichen gesellschaftlichen Veränderungen. Dazu gehört das Hören der Geschichten, die Diskussionen darüber, die Suche nach wiederkehrenden Themen, nach verbindenden Wünschen, Sehnsüchten und Bedürfnissen in der heterogenen Gemeinschaft – und nicht zuletzt die Suche nach Umsetzungsformen, diese für Aussenstehende erlebbar zu machen und zu sensibilisieren für ein Leben in und mit Vielfalt.

Schnell wurde unter den gut vierzig Teilnehmenden klar, dass der Raum der Sichtbarmachung an seinem Ursprungsort genutzt werden soll: im öffentlichen Verkehr. Der Lockdown brachte unseren Zeitplan durcheinander, jedoch nicht unsere Idee der etwas anderen Busfahrten durch die Stadt Bern. Wir hoffen, dass diese im Mai/Juni 2021 realisiert werden können. «Time to Move» entsteht in enger Zusammenarbeit mit Bernmobil. Der städtische Betrieb transportiert jährlich 100 Millionen Menschen. Die das Projekt ergänzenden Podcasts sind schon über die Homepage www.time-to-move.ch zu hören.

Foucault, Michel, 1967, Andere Räume. In: Barck, Karlheinz (Hg.): Aisthesis (1993): Wahrnehmung heute oder Perspektiven einer anderen Ästhetik. Essais. 5., durchgesehene Auflage. Leipzig: Reclam.

SIBYLLE HEINIGER

Regisseurin, studierte u.a. Soziologie und Theaterwissenschaft. Sie initiierte und leitet(e) verschiedene partizipative Theater- und Kunstprojekte, z.B. www.time-to-move.ch. Sie lebt in Biel.

Attività artistiche: come possono contribuire a rendere visibile e tangibile le diversità sociali?

Il progetto artistico «Time to Move» è costituito da una raccolta di storie di persone che, utenti o dipendenti delle aziende di trasporto, si spostano con i mezzi pubblici a Berna. Nei tram e negli autobus si incontrano persone di tutti i tipi, di tutte le età e di diversa provenienza. Sembrano tutte uguali, passeggeri che seguono le regole impartite nei mezzi di trasporto. Ma che significato assumono questi spazi per chi si trova a condividere temporaneamente oltre allo stesso luogo anche lo stesso destino? Perché queste persone si spostano da A a B? Cos'altro si muove nella loro vita? La raccolta di storie e la loro rappresentazione scenica o musicale permettono di creare una nuova dimensione, all'interno della quale possono avvenire degli incontri. Nuove immagini si aggiungono a quelle familiari e cambiano così il volto della città e il modo in cui questa viene vissuta.

Une plateforme littéraire afro-féministe.

Pamela Ohene-Nyako

Afrolitt' est une plateforme bilingue qui place la littérature et les narrations des personnes afro-descendantes au centre de ses activités. L'article ci-dessous revient sur comment cette plateforme s'est développée au fur et à mesure du parcours personnel, des oppressions sociales et des influences transnationales qui ont impactés sa fondatrice en tant que femme afro-descendante de Suisse. Ses inspirations ghanéennes, et les différentes approches qui accompagnent les activités de la plateforme telles que l'afro-féminisme, le panafricanisme ou encore l'afro-futurisme sont pris en considération.

Avant de créer Afrolitt', j'avais d'abord un besoin urgent de consommer de la littérature noire. Cette dernière était devenue un des outils thérapeutiques indispensables auxquels j'avais recours suite à un burnout vécu en 2012. Ce dernier était le résultat de violences psychiques et physiques induites par le racisme et le sexisme que j'avais subi jusqu'alors. Et quand il s'est avéré que la psychothérapie classique ne me suffirait pas en tant que femme afro-descendante, la musique, l'écriture et la littérature noires sont venues m'aider à me libérer et à émerger de cette expérience à la fois violente, douloureuse et salvatrice (Ohene-Nyako 2017).

Visions alternatives de la diaspora africaine

Si je dois retracer les débuts d'Afrolitt', il s'agissait d'abord d'une liste d'ouvrages que je compilais à titre personnel dans un document portant ce titre. Puis, vers fin 2015, en prenant part à un groupe d'échange littéraire entre amies, ainsi qu'à des espaces de réflexion critique, l'envie de partager autour de la littérature noire est devenue de plus en plus brûlante. Après des années où la lecture était une activité à laquelle je m'abandonnais en solitaire, j'avais envie de partager mes ressentis avec des personnes qui pouvaient éventuellement avoir une expérience similaire à la mienne, ou du moins être intéressées à échanger sur les thématiques dans lesquelles je me reconnaissais ou qui véhiculaient des visions alternatives de l'Afrique et de sa

diaspora. Je me suis donc lancée en 2016 en annonçant une première rencontre autour du roman *Blues pour Elise* de Léonora Miano. Le choix de ce premier roman n'était pas anodin dans la mesure où il est le premier ouvrage de littérature afro-européenne sur lequel je suis tombée. L'expérience que j'ai eue en le lisant était celle d'une validation quasi-totale de mon expérience de femme afro-descendante vivant en Suisse, fière et baignant dans la culture noire, tout en étant bombardée de questions d'ordre identitaire. La rencontre était prévue pour septembre.

Entretiens, je me suis rendue à Accra au Ghana, un des pays dont je suis originaire et où j'ai passé deux mois et demi à vivre seule. Bien que ce n'était de loin pas mon premier voyage au pays, c'est durant ce séjour que j'ai fait la connaissance d'artistes, d'activistes et d'entrepreneuses qui luttent contre l'oppression économique, patriarcale et (post)coloniale. Ce que mes rencontres avec ces personnes m'ont apporté – je l'ai conscientisé quelques mois plus tard et je leur suis à jamais redevable – ce sont principalement deux choses : prendre au sérieux d'une part, ses propres projets créatifs et artistiques peu importe le succès et revenus générés, et d'autre part qu'un futur libérateur est possible et sera aussi le fruit d'imaginaires et d'actions de personnes de toute professions qui agissent sans attendre l'aide gouvernementale ou institutionnelle si celle-ci n'est pas disponible au moment où elles souhaitent aller de l'avant. Les graines avaient été semées mais je ne m'en étais pas rendue compte tout de suite.

Rencontres littéraires et afro-féministes

À mon retour en Suisse, j'ai donc animé la première rencontre Afrolitt' au Cinéma Oblo. Celle-ci fut la première d'une série à laquelle se sont ajoutées des rencontres à Genève début 2017 (Ohene-Nyako 2019). C'est à cette période et encouragée par les retours positifs que j'entendais, que j'ai décidé de créer un site internet. L'esprit créatif et d'entrepreneuriat culturel et social avec lequel j'avais été en contact au Ghana est remonté et a guidé mes actions, à savoir créer plusieurs types d'activités autour de la littérature et faire d'Afrolitt' une plateforme bilingue. Depuis, celle-ci consiste notamment en des rencontres littéraires toutes les neuf semaines qui sont ouvertes à toute personne intéressée et prête à réfléchir de manière critique. Afrolitt' propose aussi des événements performatifs, un blog, ainsi que deux séries web, dont l'une tournée à Accra. Cette dernière s'inscrit dans une volonté de pratiquer une forme de panafricanisme culturel où le vécu et contexte de chaque personne est pris en compte. Je voulais un projet qui a la fois reconnaisse nos différences, tout en partageant les voix de personnes artistes, militantes, créatives et entrepreneuse qui m'avaient inspirée, et mettant en lumière les différents lieux culturels de la capitale.

Aujourd'hui, dans un contexte de post-confinement, d'intensification et d'internationalisation du mouvement de libération noire et de mouvement féministe global, je souhaite donner à Afrolitt' un nouvel élan. Ceci se traduit par une plus grande emphase sur la pratique de la bibliothérapie, soit la recommandation de livres basée sur les besoins thérapeutiques de la personne ou du groupe. Je souhaite donc poursuivre dans une approche plus holistique où je partage également mon rapport à la nature, à la santé et au bien-être depuis mon vécu et mes lectures en tant que femme noire. Dans cette perspective, un des nouveaux projets est une série web intitulée « Afrolitt' cooks » où j'allie la cuisine à la promotion d'ouvrages traitant d'alimentation. Sur le plan théorique, Afrolitt' a dès ses débuts été ouvertement afro-féministe et a également proposé des rencontres et événements autour de l'afro-futurisme, soit une approche qui questionne et imagine l'accès au futur à partir du point de vue des personnes afro-descendantes. J'affirme et continue sur ces positions, tout en souhaitant élaborer plus d'espaces où peuvent s'exprimer la joie et l'humour depuis la perspective des personnes noires.

Afrolitt' est ma façon de promouvoir une littérature qui m'est chère, et qui reste relativement moins visibilisée et

PAMELA OHENE-NYAKO

est assistante-doctorante en histoire à l'Université de Genève. Elle est la fondatrice d'Afrolitt', ainsi qu'écrivaine et dessinatrice sous le pseudonyme d'Akoswa Anowah. .

Afrolitt': Repräsentationen anders denken

Afrolitt' ist eine zweisprachige (französisch-englische) Plattform, die durch die gemeinsame Lektüre von Schwarzer Literatur afro-feministische und afro-futuristische Perspektiven zur Diskussion stellt. Die Plattform wurde 2016 ins Leben gerufen. Ziel war das Bedürfnis der Gründerin, sich mit Gleichgesinnten auszutauschen, die als Schwarze Frauen in der westlichen Gesellschaft diskriminierende Erfahrungen gemacht hatten. In diesem Sinne ist die Plattform eine Antwort auf rassistische und sexistische Verhaltensweisen, der sich viele Schwarze Frauen ausgesetzt sehen. Schwarze Literatur und Musik haben für die Teilnehmerinnen der Plattform eine Art therapeutische Wirkung: Sie setzen einen Kontrapunkt zu den üblichen Narrativen über «Afrika», «afrikanische Diaspora» oder «die afrikanische Frau». Die in der Gruppe diskutierten literarischen Werke zeigen Alternativen auf, wie sich Afro-Feministinnen selber verstehen können und wie dies zu einer anderen Repräsentation in der Gesellschaft führen kann. Afrolitt' bietet neben Diskussionsgruppen auch weitere Aktivitäten an, die sich der kritischen Reflexion gegenwärtiger Diskurse über «Schwarze» widmen.

accessible. La plateforme offre un espace pour accéder, se familiariser et discuter de représentations alternatives destinées à la fois aux personnes afro-descendantes et aux personnes désirant se questionner et échanger de manière significative sur ces sujets.

Ohene-Nyako, Pamela, 2017, Lit[h]eraSoul. Black Literature as Therapy. Afrolitt' [Blog]

Ohene-Nyako, Pamela, 2019, Uses of Black/African Literature and Afro-Feminist Literary Spaces by Women of Color in French-Speaking Switzerland. Dans: Akwugo Emejulu et Francesca Sobande (éditrices) To Exist is to Resist. London: Pluto Press
Site officiel d'Afrolitt', www.afrolitt.com

Flora und der Weg zur politischen Mitsprache.

Zaira Esposito, Tatiana Vieira

Eine Demokratie ist nur so erfolgreich, wie sie ihre Bevölkerung vertritt und partizipieren lässt. In einem durch Globalisierung und Migration geprägten Land wie der Schweiz ist es deshalb wichtig, Formen der politischen Partizipation zu entwickeln, welche möglichst alle Bevölkerungskreise einbeziehen. Die Migranten- & Migrantinnensession ist ein erfolgreiches Beispiel dafür.

Die Schweiz wird weltweit als Hort der Demokratie bezeichnet. Durch direktdemokratische Instrumente können sich Schweizerinnen und Schweizer in die Politik einbringen und die Zukunft des Landes mitgestalten. Dies ganz im Sinne des Demokratieprinzips, gemäss welchem das Volk souverän ist und die letzte Entscheidungs- und Legitimationsinstanz darstellt.

Herausforderung Demokratie

Doch das klingt einfacher als es tatsächlich ist. Denn: Wer ist als «Volk» zu verstehen, wer gehört dazu und wer nicht? Wer darf in einer politischen Gemeinschaft aufgrund welcher Kriterien mitentscheiden? Die durch Migration und Globalisierung geprägte Gesellschaft steht vor der Herausforderung, das Prinzip der Herrschaft durch das Volk mit einer Welt in Einklang zu bringen, in jener der politische Einfluss zunehmend nationale Grenzen überschreitet (Schlenker/Blatter 2016: 130). Ausserdem besteht ein zunehmendes Ungleichgewicht zwischen der Wohnbevölkerung und derjenigen, die über politische Rechte verfügt: Ein Viertel der Schweizer Bevölkerung ist nicht stimm- und wahlberechtigt. Im Kanton Basel-Stadt, wo der Verein Mitstimme sein Zuhause hat, beträgt der Anteil von Menschen ohne roten Pass über 36 Prozent. Diese Personen bleiben von politischen Entscheidungsprozessen ausgeschlossen. Eine Prognose des kantonalen Amtes für Statistik besagt, dass in zehn Jahren weniger als die Hälfte der Basler Bevölkerung stimmberechtigt sein dürfte – umgekehrt bedeutet dies, dass bald eine Minderheit über Anliegen entscheiden wird, die eine Mehrheit der Bevölkerung betreffen.

Es ist deshalb notwendig, die Rolle der Nicht-Stimmberechtigten in Entscheidungsprozessen zu überdenken und neue Formen der politischen Partizipation zu entwickeln. In diesem Sinne müssen frühzeitig die ersten Schritte einer «Demokratisierung der Demokratie» eingeleitet werden (siehe Schulte 2016: 78). Und dies primär aus zwei Gründen. Eine Demokratie ist umso demokratischer «[...] je vollständiger ihre gesamte Bevölkerung in den politischen Repräsentations- und Entscheidungsprozess eingebunden ist.» (Merkel 2013: 126) Und: «Je inklusiver alle relevanten und legitimen Interessen gleichwertig repräsentiert sind, umso höher ist die Qualität der Demokratie.» (Merkel 2013: 127) Zudem sollen neue Wege der Partizipation gefunden werden: Denn die Teilhabe am politischen Leben eines Landes hat eine positive Auswirkung auf das Zugehörigkeitsgefühl aller Mitglieder einer Gesellschaft und stärkt das Bewusstsein für die Rechte und Pflichten aller – ganz im Sinne von «Citoyenneté».

Die Migranten- & Migrantinnensession

Im Kanton Basel-Stadt wurde 2010 die Initiative zur Einführung des Ausländerstimm- und Wahlrechts deutlich abgelehnt. Im Nachbarkanton Basel-Landschaft ist in jüngerer Zeit die Initiative «Stimm- und Wahlrecht für Niedergelassene» ebenfalls wuchtig abgelehnt worden. Dennoch bleibt die Frage: Wie kann die Schweizer Demokratie sicherstellen, dass die bestehenden politischen Strukturen die Interessen und Anliegen der gesamten Bevölkerung berücksichtigen und vertreten? Mit dieser Fragestellung hat sich der Verein Mitstimme seit seiner Gründung im Jahr 2016 auseinandergesetzt. Nach

der ersten «Basler Migrantensession» hat der Verein Mitstimme 2018 und 2019 eine zweite und eine dritte Migranten- & Migrantinnensession lanciert.

Auch der Weg ist das Ziel

Dort, wo normalerweise Basler Grossrätinnen und Grossräte debattieren, sassen im Herbst 2018 und 2019 Menschen, die sonst im Parlament niemals zu Wort kommen: Menschen ohne Schweizer Pass. Flora (fiktiver Name) war im Jahr 2019 auch dabei. Sie wohnt seit 2005 in der Schweiz und befindet sich seit zwei Jahren im Einbürgerungsverfahren. Flora kennt die Schweizer Demokratie und politische Landschaft Basels bestens. Sie hat bei den Migranten- & Migrantinnensessionen aktiv mitgewirkt und im vergangenen November ihren Vorschlag im Grossen Rat des Kantons Basel-Stadt vor über 160 Personen präsentiert und nach der Verabschiedung an eine Grossrätin weitergegeben. Ihr Anliegen wurde zusammen mit anderen politischen Vorschlägen aus der Migranten- & Migrantinnensession, in Form von Vorstössen von Grossrätinnen und Grossräten unterschiedlicher Parteien ins Parlament getragen.

Flora hat ihren politischen Vorschlag mit anderen Teilnehmenden in einer Arbeitsgruppe erarbeitet. Am politischen Speed-Dating mit lokalen Politikerinnen und Politikern hat sie mit einer Grossrätin über ihre Idee diskutiert und nach Tipps gefragt. Dank zwei Weiterbildungen zum politischen System der Schweiz an der Universität Basel sowie zu Auftrittskompetenz mit der ehemaligen Ständerätin Anita Fetz hat Flora ihre Idee mit grosser Eloquenz vertreten. Nur wer informiert ist und seine Handlungsmöglichkeiten gut kennt, kann erfolgreich politisieren.

Mit der Migranten- & Migrantinnensession hat der Verein Mitstimme ein politisches Sprachrohr für Personen ohne Schweizer Pass geschaffen. Menschen wie Flora werden dadurch zu Handwerker und Handwerkerinnen einer Demokratie, die sie systematisch ausschliesst. Menschen wie sie haben eine politische Heimat für all jene geschaffen, die sich unabhängig von ihrer Staatsbürgerschaft für die hiesigen gesellschaftlichen Belange einsetzen und ihren Beitrag zum Gemeinwohl leisten möchten.

Überzeugt, dass eine Demokratie nur so gut ist, wie sie ihre Bevölkerung partizipieren lässt und vertritt, will sich

Dare una voce a chi non ce l'ha

La sessione dei migranti offre la possibilità di partecipare alla vita politica a tutti coloro che, indipendentemente dalla propria nazionalità, vogliono difendere i diritti sociali nel loro luogo di residenza e contribuire al bene comune. In Svizzera quasi un quarto della popolazione residente – nel cantone di Basilea-Città circa il 36 per cento – non ha il passaporto rossocrociato e non ha quindi alcun diritto formale di codecisione sulle tematiche in votazione, che si tratti di politica abitativa, di istruzione scolastica o di parcheggi. Durante la sessione dei migranti chi non ha il diritto di voto ha la possibilità di esprimersi sulla vita politica del proprio Cantone presentando interventi al Parlamento e al Governo.

der Verein Mitstimme auch in den kommenden Jahren für die politische Partizipation und Repräsentation aller Bevölkerungsgruppen einsetzen - sowohl im Kanton Basel-Stadt wie auch in anderen Kantonen. Nur so kann die Schweiz dem eigenen Anspruch gerecht werden, ein bedeutender Hort der Demokratie zu bleiben.

Merkel, Wolfgang, 2013, Was ist Demokratie? Herrschaft des Volkes. In: NCCR Democracy, Kriesi, Hanspeter, Müller, Lars (Hg.), Herausforderung Demokratie. Zürich: Lars Müller Publishers, 100-151.

Schlenker, Andrea, Blatter, Joachim, 2016, Zwischen Nationalismus und Kosmopolitismus: Wie lassen sich (neue) Formen demokratischer Bürgerschaft konzeptualisieren und bewerten? In: Rother, Stefan (Hg.), Migration und Demokratie. Wiesbaden: Springer Fachmedien Wiesbaden, 109-137.

Schulte, Axel, 2016, Integrationspolitik zwischen den nicht eingehaltenen Versprechen und der Demokratisierung der Demokratie. Eine Analyse unter besonderer Berücksichtigung der Demokratietheorie von Norberto Bobbio. In: Rother, Stefan (Hg.), Migration und Demokratie. Wiesbaden: Springer Fachmedien Wiesbaden, 49-83.

Stellungnahme des Regierungsrats zur Motion Edibe Gölgeci und Konsorten betreffend «Stimmrecht für Einwohner*innen ohne Schweizer Bürgerrecht» (www.grosserrat.bs.ch/dokumente/100391/000000391607.pdf?t=158962100920200516112329)

ZAIRA ESPOSITO

war Leiterin der Migranten- & Migrantinnensessionen und ist nun Co-Präsidentin des Vereins Mitstimme. Sie verfügt über einen Master in Public Management and Policy und arbeitet als Projektleiterin der GGG Migration in Basel.

TATIANA VIEIRA

ist Linguistin, Journalistin, Mitbegründerin und Co-Präsidentin des Vereins Mitstimme. Bis 2019 leitete sie das mehrsprachige Programm sowie diverse Projekte bei Radio X und spezialisierte sich in Fragen der Mehrsprachigkeit, Diversität und Inklusion.

Wer ist «Wir»? Qui est «Nous»? «Noi», chi?

Schweizer Migrationsgeschichte von den Anfängen bis zur Gegenwart.

André Holenstein, Patrick Kury, Kristina Schulz

Migration ist eine historische Normalität. Die erste Überblicksdarstellung zur Schweizer Migrationsgeschichte geht von den Protagonisten aus: den Frauen und Männern, die sich auf den Weg machten, um Chancen durch Arbeit, Handel oder Bildung wahrzunehmen, um Perspektivlosigkeit und Verfolgung hinter sich zu lassen, um ein besseres Leben zu beginnen. Die Autorin und Autoren erzählen von der Suche der Eidgenossen nach Arbeit in der Ferne, vom Aufstieg der Schweiz zu einem Zentrum des europäischen Arbeitsmarktes Ende des 19. Jahrhunderts und vom Umgang mit Flüchtlingen und Arbeitsmigranten im 20. und 21. Jahrhundert.

Zürich: *Hier und Jetzt*, 2018
ISBN 978-3-03919-414-8
CHF 39.–

Diskurse über das Fremde.

Eine Chronik zu politischen Initiativen und Gegenentwürfen in der Schweiz.

Discours sur l'étranger.

Chronique des initiatives et contre-initiatives politiques en Suisse.

Dibattiti sugli stranieri.

Cronaca delle iniziative e contro-iniziativa politiche in Svizzera.

Angelo Maiolino

Mit der Schwarzenbach-Initiative konnte sich die Stimmbewölkerung 1970 zum ersten Mal zu einer Vorlage äussern, welche die ausländische Bevölkerung im Land zu begrenzen suchte. Seither ist die Zuwanderung in regelmässigen Abständen Gegenstand hochemotionaler Debatten und politischer Vorstösse. Die im Auftrag der Eidgenössischen Migrationskommission EKM erstellte Studie zeichnet die Geschichte von Abwehr, Fremdenfeindlichkeit und vom Mythos

des autonomen, Nationalstaats nach – und zeigt, dass es immer auch Gegenentwürfe gab, zugunsten einer offenen und fortschrittlichen Schweiz.

En 1970, l'initiative Schwarzenbach donna pour la première fois au corps électoral la possibilité de se prononcer sur un projet de loi qui visait à limiter la population étrangère sur le territoire. Depuis, l'immigration a donné lieu à intervalles réguliers à des débats chargés d'émotion et à des initiatives politiques. L'étude de la Commission fédérale des migrations CFM retrace l'histoire du rejet des étrangers, de la xénophobie et du mythe de l'État national souverain ne dépendant de personne, et montre qu'il y a toujours eu des contre-propositions en faveur d'une Suisse ouverte et progressiste.

Nel 1970 gli aventi diritto di voto si sono espressi per la prima volta su un'iniziativa popolare finalizzata a limitare il numero degli stranieri in Svizzera: l'iniziativa Schwarzenbach. Da allora, l'immigrazione è stata periodicamente oggetto di dibattiti e interventi parlamentari dalla forte carica emotiva. Lo studio della Commissione federale della migrazione CFM ripercorre una storia fatta di rigetto degli stranieri, di xenofobia e del mito dello Stato nazionale sovrano non dipendente da nessuno, mostrando nel contempo però anche le controproposte a favore di una Svizzera aperta e progressista che si sono sempre inserite come filone parallelo.

Bern / Berne / Berna: EKM / CFM, 2020
Download: www.ekm.admin.ch

L'islam (in)visible en ville.

Monika Salzbrunn (éd.)

L'ouvrage montre comment les acteurs musulmans performant leurs appartenances de manière situationnelle, dans le but de « faire communauté », mais aussi de se faire une place dans des espaces et des entités qu'il convient d'appréhender à différentes échelles: du voisinage de quartier aux réseaux transnationaux, en passant par les associations et les instances politiques. Cette perspective invite donc à reconnaître, du côté des acteurs, la pluralité des appartenances, des raisons

d'agir et des régimes d'engagement, et du côté des terrains étudiés, la pluralité des scènes de visibilité, des territoires aussi bien que des logiques qui sous-tendent la vie publique.

Genève: *Labor et Fides*, 2019
ISBN 978-2-8309-1668-3
€ 23.–

Neuland.

Schweizer Migrationspolitik im 21. Jahrhundert.
Philipp Lutz (Hg.)

Die Schweiz ist ein Migrationsland, global vernetzt und von einer erstaunlichen gesellschaftlichen Vielfalt geprägt. Die Modernität der Schweiz hinsichtlich ihrer fortwährenden Migrationsgeschichte aber hat noch nicht Eingang gefunden ins nationale Selbstverständnis. Noch wird Migration als ein zu lösendes Problem betrachtet – statt als Taktgeberin, die längst unseren Alltag bestimmt. Das Buch legt faktenreich dar, dass Migration nicht als Störfaktor «helvetischer Gemütlichkeit» gelesen werden muss, sondern Ausdruck ist einer erfolgreichen Schweiz, die ihren Bewohnerinnen und Bewohnern Freiheiten und Perspektiven ermöglicht. Konkrete migrationspolitische Reformideen machen die Publikation auch für die Praxis fruchtbar.

Zürich: *NZZ Libro*, 2017
ISBN 978-3-03810-245-8
CHF 40.–

Migrationsland Schweiz.

15 Vorschläge für die Zukunft.
Christine Abbt, Johan Rochel (Hg.)

Wie sieht die Zukunft der Schweiz aus? Wie begegnen wir den Herausforderungen der Migration? Und wie verbinden wir unsere humanitäre Tradition mit dem Interesse an Prosperität? Expertinnen und Experten aus Wissenschaft, Kultur und Politik unterbreiten 15 Vorschläge. In ihren Essays präsentieren sie konstruktive Standpunkte und konkrete Lösungsansätze.

Zürich: *Hier und Jetzt*, 2016
ISBN 978-3-03919-410-0
CHF 34.–

Das neue Wir. Warum Migration dazugehört:
Eine andere Geschichte der Deutschen.

Jan Plamper

Migration ist das Normalste der Welt, Nation kein Schimpfwort. Der Historiker Jan Plamper erzählt die deutsche Geschichte seit 1945 radikal anders: Aus- und Einwanderung gehören zur DNA der Republik. In einem eigenen, mitreissenden Sound lässt der Autor

die Erfahrungen der Menschen, die nach Deutschland kamen, zu einem Teil einer gemeinsamen Geschichte werden. Am Ende entfaltet er eine konkrete Vision davon, wie das zukünftige Deutschland ein neues Wir-Gefühl formulieren kann. Denn es wird klar: Die Geschichte der Einwanderung nach Deutschland ist eine erstaunliche Erfolgsgeschichte. Wider die Aufgeregtheit macht die historische Perspektive Mut – für die Gegenwart und für die Zukunft.

Frankfurt: *S. Fischer Verlag*, 2019
ISBN 978-3-10-397283-2
€ 20.–

Die postmigrantische Gesellschaft.
Ein Versprechen der pluralen Demokratie.

Naika Foroutan

Das Erstarken rechtspopulistischer Bewegungen führt zu einer Normverschiebung in europäischen Gesellschaften und erzeugt Spannungen, die sich in Polarisierung widerspiegeln. Es geht dabei weniger um Migration selbst als um die Prozesse, die stattfinden, wenn Migrantinnen und Migranten und ihre Nachkommen ihre Rechte einfordern. Die Frage des Umgangs mit Migration wird so zur Chiffre für Anerkennung von Gleichheit in demokratischen Gesellschaften.

Bielefeld: *transcript Verlag*, 2019
ISBN 978-3-8376-4263-6
€ 20.–

Demokratie und Emotion.

Was ein demokratisches Wir von einem identitären Wir unterscheidet.

Jürgen Manemann

Demokratie ist ein Versprechen: die Herrschaft des Volkes. Das Volk aber ist keine Einheit, es setzt sich zusammen aus Individuen. Wie kann sich angesichts dieser Verschiedenheit ein demokratisches «Wir» einstellen, das der Versuchung des Identitären widersteht? Das demokratische «Wir» erkennt die Verschiedenheit der Individuen und des Ganzen an, ist zu Empowerment und Selbstreflexion fähig und verändert bestehende Verhältnisse. Seine emotionale Verfasstheit beruht wesentlich auf Sensibilisierung: So steht das demokratische «Wir» für eine leidempfindliche und differenzsensible Politik, die nicht bei der Wahrnehmung des eigenen Leids stehen bleibt, sondern empfänglich ist für das Leid der Anderen.

Bielefeld: *transcript Verlag*, 2019
ISBN 978-3-8376-4979-6
€ 18.–

Racial Profiling. Struktureller Rassismus und antirassistischer Widerstand.

Mohamed Wa Baile, Serena O. Dankwa, Tarek Naguib,
Patricia Purtschert, Sarah Schilliger (Hg.)

Rassistische Polizeikontrollen gehören zum Alltag in Europa. Sie machen auf drastische Weise sichtbar, wer nicht als Mitbürgerin oder -bürger gilt. Während ein Grossteil der Dominanzgesellschaft diese rassistische Praxis als normal empfindet, sind immer mehr betroffene Menschen nicht mehr bereit, sie widerstandslos zu akzeptieren. Der Band versammelt wissenschaftliche, künstlerische und aktivistische Beiträge zu den gesellschaftlichen Hintergründen und Wirkungsweisen von Racial Profiling in der Schweiz und den Möglichkeiten eines intersektionalen antirassistischen Widerstands.

Bielefeld: transcript Verlag, 2019
ISBN 978-3-8376-4145-5
€ 30.–

Das Integrationsparadox. Warum gelungene Integration zu mehr Konflikten führt.

Aladin El-Mafaalani

Wer davon ausgeht, dass Konfliktfreiheit ein Gradmesser für gelungene Integration und eine offene Gesellschaft ist, der irrt. Konflikte entstehen nicht, weil die Integration von Migrantinnen und Migranten fehlschlägt, sondern weil sie zunehmend gelingt. Gesellschaftliches Zusammenwachsen erzeugt Kontroversen und populistische Abwehrreaktionen – in Deutschland und weltweit.

Köln: Verlag Kiepenheuer & Witsch, 2018
ISBN 978-3-462-05164-3
€ 15.–

Ich und die Anderen.

Wie die neue Pluralisierung uns alle verändert.

Isolde Charim

Wir leben in einer pluralisierten Gesellschaft. Die Vielfalt verändert uns alle, ob wir wollen oder nicht. Doch was ist das überhaupt – eine pluralisierte Gesellschaft? Und was heisst es für das einzelne Individuum, in einer solchen zu leben? Die Aussenperspektive – die Möglichkeit des Anderen; dass man etwas anderes glauben, anders leben könnte – ist heute Teil jeder Kultur. Und diese Veränderung betrifft jeden. Die beschriebene Pluralisierung verändert den Bezug zur Gemeinschaft, zur eigenen Identität. Die Philosophin Isolde Charim wendet ihre These auf verschiedene Themen an, von der Politik zur Integration über die Definition des Heimatbegriffs bis hin zu den Debatten um religiöse Zeichen.

Wien: Paul Zsolnay Verlag, 2018
ISBN 978-3-552-05888-0
CHF 33.–

Das Fremde, das in jedem wohnt. Wie Unterschiede unsere Gesellschaft zusammenhalten.

Zafer Şenocak

Die Erfahrung von Fremdheit, die Begegnung mit unterschiedlichen Nationalitäten und widersprüchlichen Lebensentwürfen löst häufig Abwehr und Furcht aus. Wo Abgrenzung die Kommunikation ersetzt, ist der gesellschaftliche Zusammenhalt in Gefahr. Der Schriftsteller und Publizist Zafer Şenocak setzt gegen diese Angst eine bewusste, biografische Auseinandersetzung mit dem Fremden in uns selbst. Zugleich fragt er, ob die Beschäftigung mit den eigenen Herkunftsgeschichten zu einem differenzierten Bild von Integration beitragen kann. Er begreift Diversität als menschliche Grunderfahrung, die man sich bewusst machen und akzeptieren muss, um zu einem modernen, partizipativen Verständnis von Gesellschaft zu gelangen.

Hamburg: Edition Körber, 2018
ISBN 978-3-89684-267-1
€ 20.–

Interkultur.

Mark Terkessidis

Ob als theoretisches Konzept oder als polemische Formel – lange Zeit bestimmte der Begriff des Multikulturalismus die Debatte über die Einwanderungsgesellschaft. Doch Autoren und Regisseure wie Vladimir Kaminer oder Fatih Akin wollen nicht länger auf ihre Herkunft reduziert werden und haben die Vorstellungen von deutscher Kultur verändert. Daher sollten, so Mark Terkessidis, alte Konzepte überwunden werden. Der Autor plädiert für eine radikale interkulturelle Öffnung. Alle Institutionen müssten darauf überprüft werden, ob sie Personen, egal welcher Herkunft, auch tatsächlich die gleichen Chancen auf Teilhabe einräumen. Nur so können die Potenziale einer vielfältigen Gesellschaft erschlossen werden.

Berlin: Suhrkamp Verlag, 2010
ISBN 978-3-518-12589-2
CHF 20.–

Globale Heimat.ch. Grenzüberschreitende Begegnungen in der zeitgenössischen Literatur.

Charlotte Schallié, Margrit V. Zinggeler (Hg.)

In dieser Anthologie erzählen Autorinnen, Autoren und Kulturschaffende von grenzüberschreitenden Begegnungen, welche die Vermischung von Kulturen, Sprachen und Traditionen und das Miteinanderleben

in einem neuen, weltoffenen Raum erfassen. Die deutschsprachigen, französischen, italienischen, rätoromanischen und englischen Texte widerspiegeln die Vernetzung globaler, transkultureller Gesellschaften und das kreative Zusammenspiel. Die Beiträge berichten mit erfrischenden und kritischen Stimmen über das Kommen und Gehen in einer globalen Heimat.

Zürich: edition 8, 2012
ISBN 978-3-85990-172-8
CHF 34.–

Politics of (Dis)Integration.

Sophie Hinger, Reinhard Schweitzer (eds.)

This open access book explores how contemporary integration policies and practices are not just about migrants and minority groups becoming part of society but often also reflect deliberate attempts to undermine their inclusion or participation. This affects individual lives as well as social cohesion. The book highlights the variety of ways in which integration and disintegration are related to, and often depend on each other.

Berlin: Springer, 2019
ISBN 978-3-030-25089-8
CHF 66.–

Multikulturalismus im Diskurs. Deutsche und europäische Identitätskonstruktionen im Hinblick auf die Zugehörigkeit muslimischer Migranten.

Thea D. Boldt

Die deutsche Identitätspolitik hat durch die Auseinandersetzung mit muslimischen Migrierenden eine neue Wendung erfahren. Thea D. Boldt analysiert diesen Übergang im Zeitraum von 2000 bis 2011 mit besonderem Fokus auf das Konzept des Multikulturalismus. Dabei zeichnet sie die Transformation Deutschlands von einer Nation des *ius sanguinis* zu einer multikulturellen Gesellschaft in einem diskursiven Spannungsfeld zwischen staatlichen und nichtstaatlichen Akteuren – darunter Vertretungen muslimischer Verbände – nach. Vor diesem Hintergrund erscheint die deutsche Debatte um «Multikulti» als Vorreiter einer neuen europäischen Identität und einer neuen europäischen Migrationsagenda.

Bielefeld: transcript Verlag, 2019
ISBN 978-3-8376-4860-7
€ 30.–

Unsere Schweiz. Ein Heimatbuch für Weltoffene.

Matthias Zehnder

Was ist «Heimat» – und wem «gehört» sie? Wenn von der Schweiz als «Heimat» die Rede ist, geht es meistens um traditionelle Bilder. Der Heimatbegriff wird gerne von nationalkonservativen Kreisen reklamiert. Das muss nicht sein: Zur Rückeroberung eines instrumentalisierten Begriffs geben 50 Schweizer Persönlichkeiten in unterschiedlichen Textgattungen Auskunft über «ihre» Schweiz.

Bern: Zytglogge-Verlag, 2019
ISBN 978-3-7296-5029-9
CHF 32.–

«Die Schweizermacher» – Und was die Schweiz ausmacht

Felix Ghezzi, Georg Kohler (Hg.)

«Die Schweizermacher» – noch immer der erfolgreichste Schweizer Film – hat Geschichte geschrieben. Die bald vierzigjährige Komödie ist das hierzulande seltene Beispiel patriotischer Selbstironie. Sie hat nicht nur ein ganzes Land über sich lachen lassen, sondern auch dessen Selbstbewusstsein verändert. Zum Besseren; mindestens teilweise. Weggeführten des Filmemachers Rolf Lyssy schenken ihm zu seinem 80. Geburtstag eine Hommage in Form eines Buches. Fundierte Beiträge zu Fragen wie «Was macht die Schweiz aus?» und «Wieso hat(te) der Film einen solch riesigen Erfolg?», persönliche Anekdoten sowie ausgiebiges Fotomaterial beleuchten den Film, das «Schweizersein und -werden» als auch die Geschichte der Schweiz über ein halbes Jahrhundert in verschiedenen Facetten.

Zürich: rüffer & rub, 2016
ISBN 978-3-907625-91-0
CHF 30.–

La fabrique de l'intégration.

Flora Di Donato, Élodie Garros, Anna Lavanchy, Pascal Manon, Tania Zittoun

Le débat sur l'intégration des étrangères et des étrangers revient régulièrement au cœur de l'actualité suisse. La notion d'« intégration réussie » est notamment centrale dans le cadre de la naturalisation, une procédure longue et complexe, au déroulement parfois surprenant. Fruit d'une recherche scientifique menée sur la base de cas concrets par cinq spécialistes en sciences sociales et en droit, cet ouvrage explore la signification du concept d'intégration en tant que critère permettant d'accéder à la nationalité, du point de vue des autorités comme de celui des personnes candidates à la naturalisation.

Lausanne : Éditions Antipodes, 2020
ISBN 978-2-88901-170-4
CHF 35.–

Cacciateli! Quando i migranti eravamo noi.*Concetto Vecchio*

In una serrata inchiesta fra racconto e giornalismo, Concetto Vecchio fa rivivere la stagione dell'emigrazione di massa, quando dalle campagne del Meridione e dalle montagne del Nord si andava in cerca di fortuna all'estero. E in un viaggio nella memoria collettiva del nostro Paese, nell'Italia povera del dopoguerra, raccoglie le voci degli emigrati di allora e sottrae all'oblio una storia di ordinario razzismo di cui i nostri connazionali furono vittime.

«Sono troppi, ci rubano i posti migliori, lavorano per pochi soldi, occupano i letti degli ospedali, sono rumorosi, non si lavano.»

Nel 1970 viene indetto in Svizzera il primo referendum contro gli stranieri nella storia d'Europa.

*Roma: Feltrinelli, 2019**ISBN: 9788807111525*

€ 18.–

Kulturelle Teilhabe. Participation culturelle.**Partecipazione culturale.***Bundesamt für Kultur (Hg.)*

Das Handbuch bietet eine Übersicht zu Geschichte und Begriff der kulturellen Teilhabe, lotet Handlungsfelder von Teilhabe aus und stellt Handlungsansätze vor. Es richtet sich insbesondere an private und öffentliche Förderstellen.

Le manuel donne un aperçu de l'histoire et de la notion de participation culturelle, explore les champs d'action de la participation et propose des pistes d'action con-crètes. Il s'adresse en particulier aux services de promotion de la culture privés et publics.

Il manuale illustra la storia e il concetto di partecipazione culturale, esplora le necessità d'intervento e presenta possibili approcci d'azione. Si rivolge in particolare agli enti promotori pubblici e privati.

Bern: Bundesamt für Kultur, 2019

Gratis

I will be different every time.**Schwarze Frauen in Biel. Femmes Noires à Bienne.****Black Women in Biel.***Fork Burke, Myriam Diarra, Franziska Schutzbach (eds.)*

Dieses Buch erzählt ein Stück «Black History» in der Schweiz. Es macht Frauen mit ihren Stimmen, Biographien, Denkweisen, Perspektiven und Lebenswelten sichtbar, die in der Schweiz selten zur Kenntnis genommen werden.

Ce livre relate une page de l'histoire Noire (« Black History ») en Suisse. Il met en lumière des femmes d'origines et de générations diverses, avec leurs propres parcours, points de vue et projets.

This book contributes to the history of Black women in Switzerland. From different backgrounds and different generations, women from the African diaspora share stories about their lives and experiences, offering insights into perspectives and ways of thinking seldom heard in Switzerland.

*Biel: Verlag die brotsuppe, 2020**ISBN 978-3-03867-025-4*

CHF 35.–



Apprentissage réussi, La Coifferie, Vevey
Image mise à disposition

Corona: Auswirkungen auf den Migra- tionsbereich.

Das Virus Covid-19 hat das Leben der Menschen weltweit auf den Kopf gestellt. Alle, ungeachtet irgendeiner Art von Zugehörigkeit, sind davon betroffen. Bei genauem Hinsehen zeigt sich allerdings, dass die Pandemie bestimmte Gruppen von Menschen in besonderer Weise trifft. Die Unterschiede zwischen Privilegierten und weniger Privilegierten klaffen stark auseinander. Ungleichheiten treten in Zeiten der Bedrohung durch das Virus noch deutlicher zutage, als es bisher der Fall war.

Die Pandemie hat ebenfalls Auswirkungen auf den Migrationsbereich. Durch die Schliessung von Grenzen etwa wird mancherorts das Ersuchen um Asyl verhindert. Transnationale Beziehungen können nicht oder nur erschwert aufrechterhalten werden. Ausländische Arbeitskräfte müssen um ihren Job bangen, da sie befürchten, aufgrund wirtschaftlicher Schwierigkeiten in ihrem Betrieb als erste mit einer Entlassung rechnen zu müssen. Personen aus dem asiatischen Raum, wo die Pandemie ausgebrochen ist, werden aufgrund ihrer Herkunft diskriminierend behandelt. Menschen ohne regulären Aufenthalt befinden sich in existenziellen Notlagen, da sie ihre Arbeit von einem Tag auf den andern verloren haben.

terra cognita 37 wird den Auswirkungen der Pandemie auf unterschiedliche Gruppen von Menschen im Migrationsbereich nachgehen. Wie sind die Schutzmassnahmen, die die Gesundheit der Bevölkerung sicherstellen, vor dem Hintergrund menschenrechtlich garantierter Freiheiten wie der Bewegungs- und Versammlungsfreiheit einzuordnen? Wie können Massnahmen getroffen werden, ohne Menschen in bereits prekären Verhältnissen in existenzielle Not zu versetzen? Welche Bestimmungen im Ausländer- und Asylrecht wären anzupassen bzw. vorübergehend auszusetzen? Wie kann der Schutz von Flüchtlingen auch in Zeiten der Pandemie garantiert werden? Welche Formen der Diskriminierung gilt es, speziell unter die Lupe zu nehmen? Die kommende Ausgabe von *terra cognita* soll Lagebeurteilungen sowie mögliche Antworten auf die gestellten Fragen beinhalten.

Le coronavirus et ses consé- quences sur le domaine de la migration.

Le virus Covid-19 a bouleversé la vie des gens dans le monde entier. Tous les individus, quelle que soit leur appartenance, sont concernés. Toutefois, quand on y regarde de plus près, il s'avère que la pandémie affecte certains groupes de personnes de manière toute particulière. Les différences entre les privilégiés et ceux qui ne le sont pas se creusent notablement. Les inégalités deviennent encore plus évidentes en période de menace de virus que par le passé.

La pandémie a également des répercussions sur le domaine de la migration. Les demandes d'asile ne peuvent se faire du fait de la fermeture de certaines frontières. Les relations transnationales ne peuvent être maintenues ou du moins, difficilement. Les travailleurs étrangers sentent leurs postes de travail menacés, car ils craignent d'être les premiers à être licenciés en cas de difficultés économiques de leur entreprise. Les personnes issues de l'espace asiatique, où la pandémie a fait son apparition, sont traitées de manière discriminatoire en raison de leur origine. Les personnes sans séjour régulier se trouvent dans une situation de détresse existentielle, car elles ont perdu leur emploi du jour au lendemain.

terra cognita 37 se penchera sur les conséquences de la pandémie sur les différents groupes de personnes du domaine de la migration. Comment classer les mesures de protection qui assurent la santé de la population dans le contexte des libertés garanties par les droits de l'homme, comme la liberté de circulation et de réunion? Comment prendre des mesures sans acculer les personnes qui vivent déjà dans des conditions précaires à une situation de désespoir existentiel? Quelles dispositions du droit des étrangers et du droit de l'asile faudrait-il adapter, voire même suspendre provisoirement? Comment garantir la protection des réfugiés en temps de pandémie? Quelles formes de discriminations faut-il examiner en particulier? Le prochain numéro de *terra cognita* contiendra des évaluations de la situation et tentera de répondre aux questions posées.

Coronavirus: impatto sul settore della migrazione

Il coronavirus ha sconvolto la vita delle persone in qualsiasi parte del mondo: tutti, indipendentemente dalle appartenenze, sono stati chiamati in causa, ma a ben vedere, alcuni lo sono stati più di altri. Di fronte alla pandemia, le disuguaglianze sociali sono diventate ancora più nette e la spaccatura tra privilegiati e non si è fatta più profonda.

Il virus non ha risparmiato neanche il settore della migrazione: in alcuni luoghi, la chiusura delle frontiere ha determinato un arresto nella presentazione delle domande di asilo; le relazioni transnazionali sono state interrotte o sono fortemente ostacolate; i lavoratori stranieri temono che saranno i primi a essere licenziati a causa delle difficoltà economiche della loro azienda; le persone provenienti dalla regione asiatica dove è scoppiata la pandemia subiscono discriminazioni per la loro origine e chi non ha un permesso di soggiorno regolare vede la propria sussistenza in pericolo perché ha perso il lavoro da un giorno all'altro.

Nel 37° numero di *terra cognita* si indagherà sull'impatto che ha avuto la pandemia su diversi gruppi di persone nel settore della migrazione: come vanno classificate le misure di protezione della salute della popolazione nel quadro delle libertà garantite dai diritti umani. come per esempio la libertà di movimento e di riunione? Come adottare misure senza mettere in una situazione di minaccia esistenziale chi si trova già in condizioni precarie? Quali disposizioni del diritto in materia di stranieri e di asilo dovrebbero essere adattate o temporaneamente sospese? Come si può garantire la protezione dei rifugiati anche in tempi di pandemia? Quali forme di discriminazione dovrebbero essere esaminate in modo più approfondito? Il prossimo numero di *terra cognita* presenterà varie valutazioni della situazione e alcune possibili risposte a queste domande.

- 01 Welche Kultur?/Quelle culture?
- 02 Bildung/Formation
- 03 Iuvrar/arbeiten /travailler/lavorare
- 04 einbürgern/naturaliser
- 05 wohnen/habitat
- 06 Gewalt/Violence/Violenza
- 07 Ouvertüre
- 08 Créations suisses
- 09 Welche Integration?/Quelle integration?
- 10 Sprachen/Langues/Lingue
- 11 Die Medien/Les médias/I media
- 12 Sport
- 13 Identitäten/identité/identità
- 14 Neue Migrationslandschaft /
Le nouveau paysage migratoire
- 15 Transnationalität/Transnationalité/
Transnazionalità
- 16 Kinder und Jugendliche/Enfants et jeunes/
Bambini e giovani
- 17 Citoyenneté
- 18 Die Schweiz verlassen/Quitter la Suisse/
Lasciare la Svizzera
- 19 Föderalismus /Fédéralisme/ Federalismo
- 20 Essen und trinken /Manger et boire /
Mangiare e bere
- 21 Öffnung und Abwehr im Widerstreit /
Esprit d'ouverture et attitude défensive en
conflit /Apertura e difesa in conflitto
- 22 Übers Land/ De la campagne/
Dalla campagna
- 23 Demographie und Migration/Démographie
et migration /Demografia e migrazione
- 24 Liebe in Zeiten der Migration/L'amour au
temps de la migration/L'amore in tempi di
migrazione
- 25 Auf der Flucht/En fuite/In fuga
- 26 Emotionen/Emotions/Emozioni
- 27 Potenzial/Potentiel/Potenziale
- 28 Religion/Religione
- 29 Wirtschaft und Arbeit im Fokus/
Economie et travail en point de mire/
Economia e lavoro sotto l'obiettivo
- 30 Zugehörigkeiten/Appartenances/Appartenenze
- 31 Staat – Raum – Grenzen/
Etat – espace – frontières/
Stato – spazio – frontiere
- 32 Migrationsverwaltung im Fokus/
La gestion des migrations en point de mir/
La gestione della migrazione sotto i riflettori
- 33 Staatsangehörigkeit, politische Rechte und
Möglichkeiten der Partizipation/
Citoyenneté, droits politiques et possibilités de participa-
tion/
Cittadinanza, diritti politici e possibilità die
partecipazione
- 34 Zur Geschichte des Asyls in der Schweiz/
L'histoire de l'asile en Suisse/
La storia dell'asilo in Svizzera
- 35 Asylpolitische Perspektiven/
Perspectives de la politique d'asile/
Previsioni sulla politica d'asilo

vergriffen/épuisé/esauroito

Für weitere kostenlose Exemplare von *terra cognita* wenden Sie sich an:
Pour obtenir gratuitement d'autres exemplaires de *terra cognita*
s'adresser à:
Per ottenere gratuitamente esemplari supplementari di *terra cognita*
indirizzarsi a:

www.bundespublikationen.admin.ch

